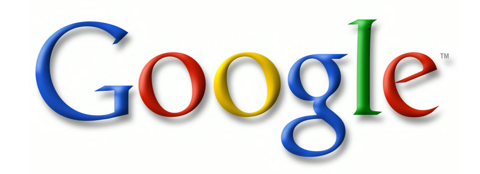
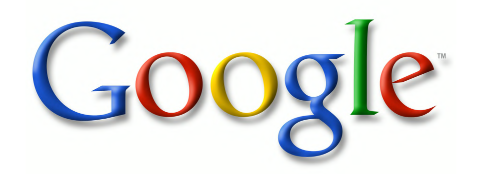
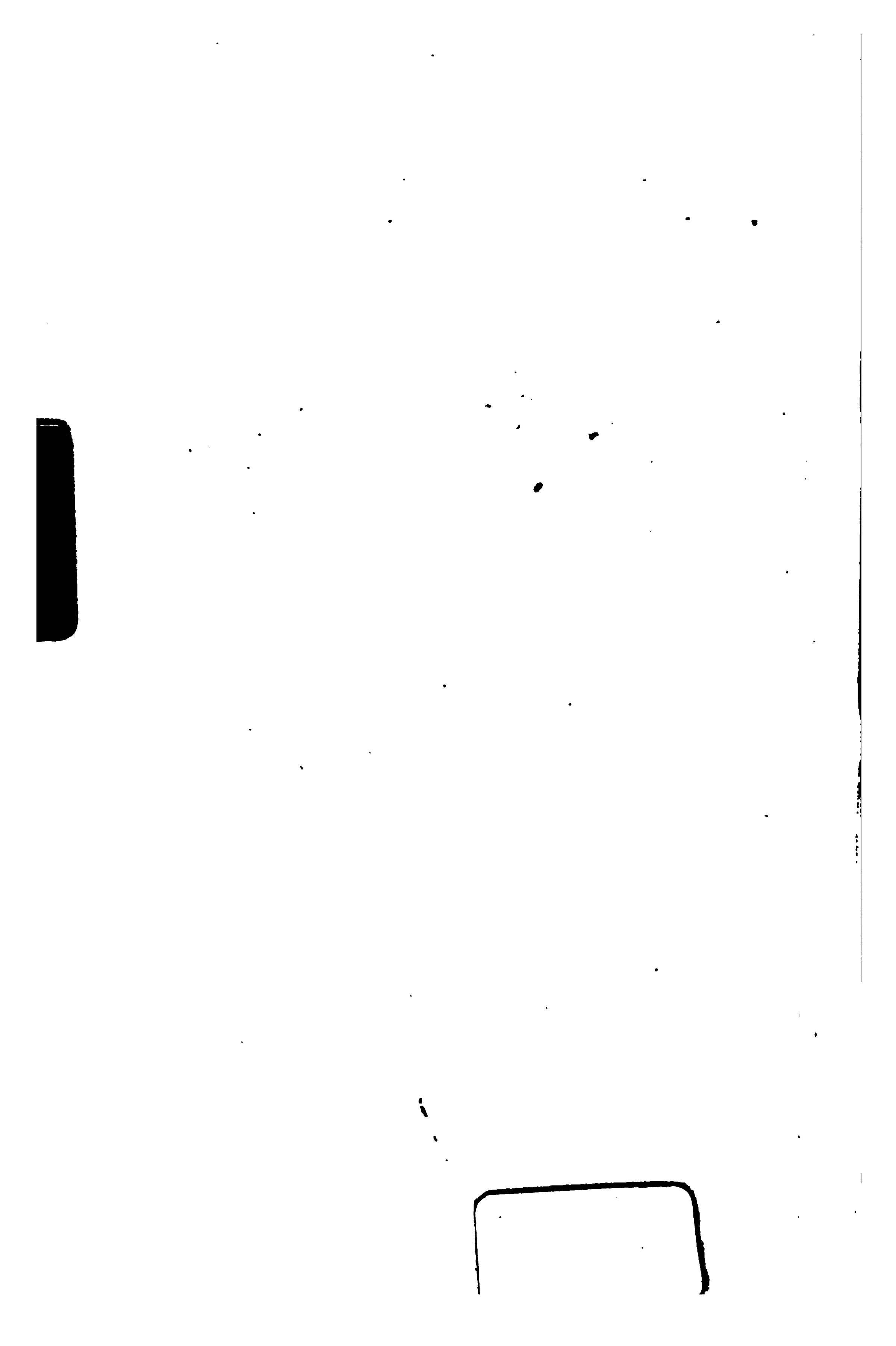
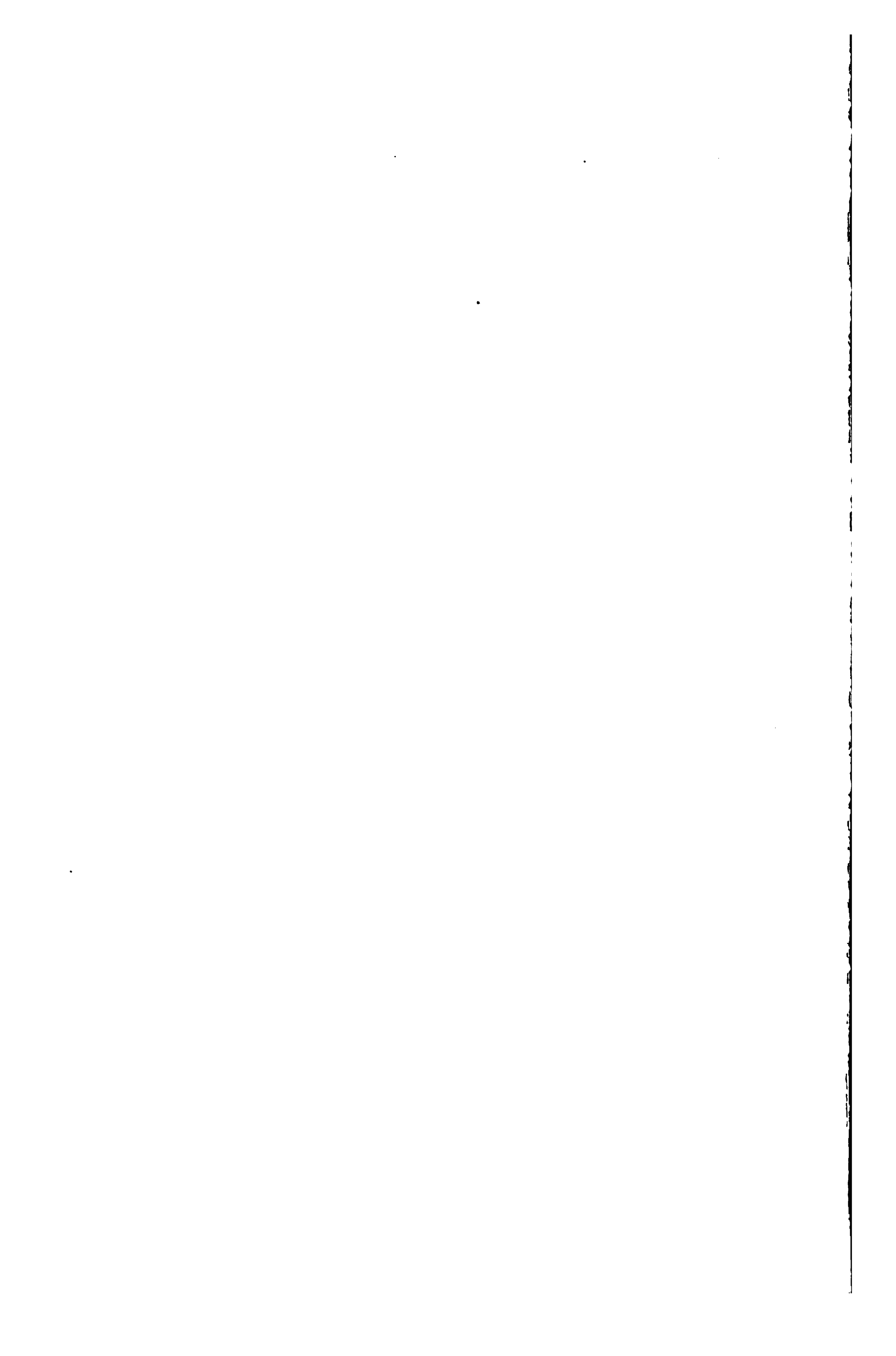


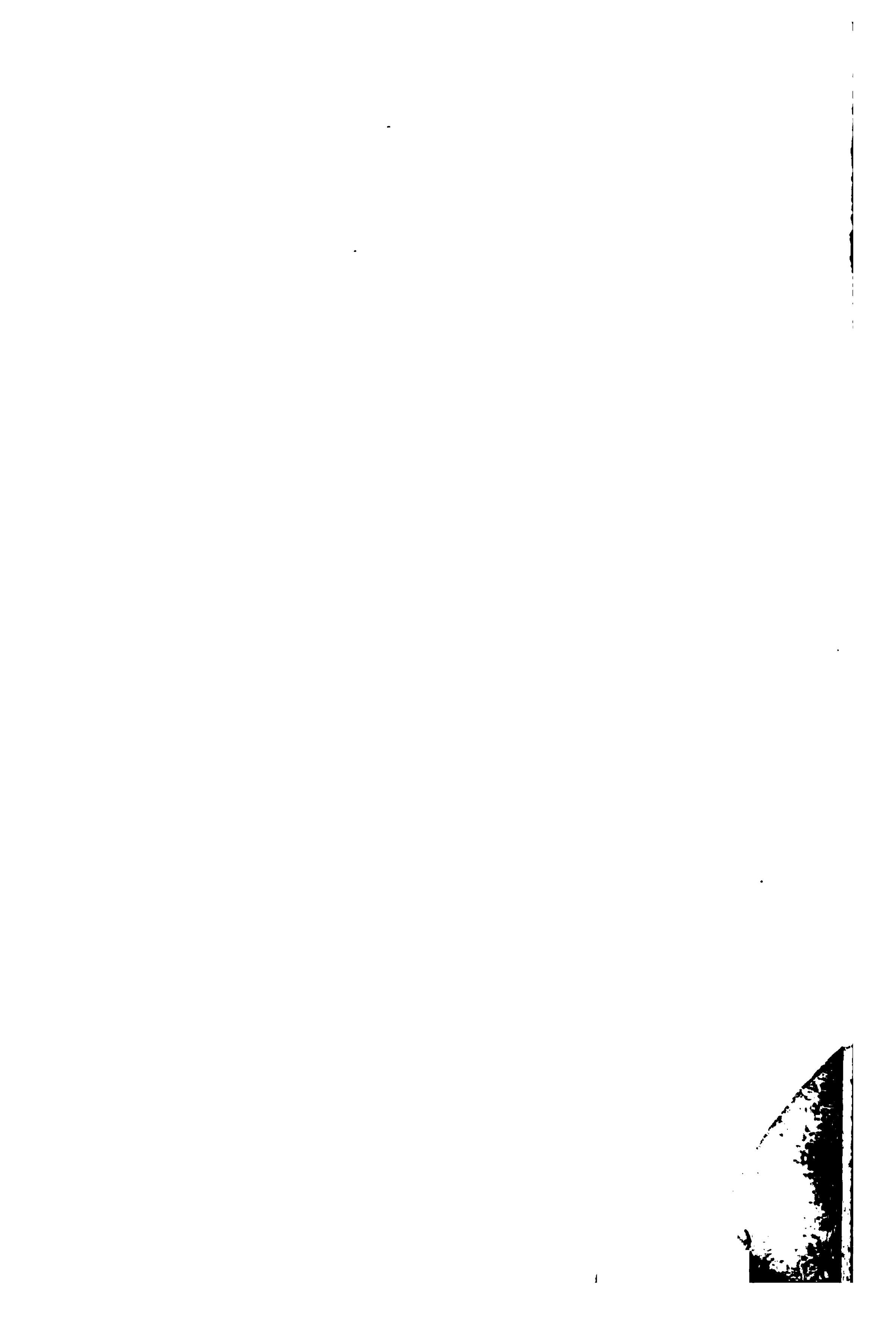


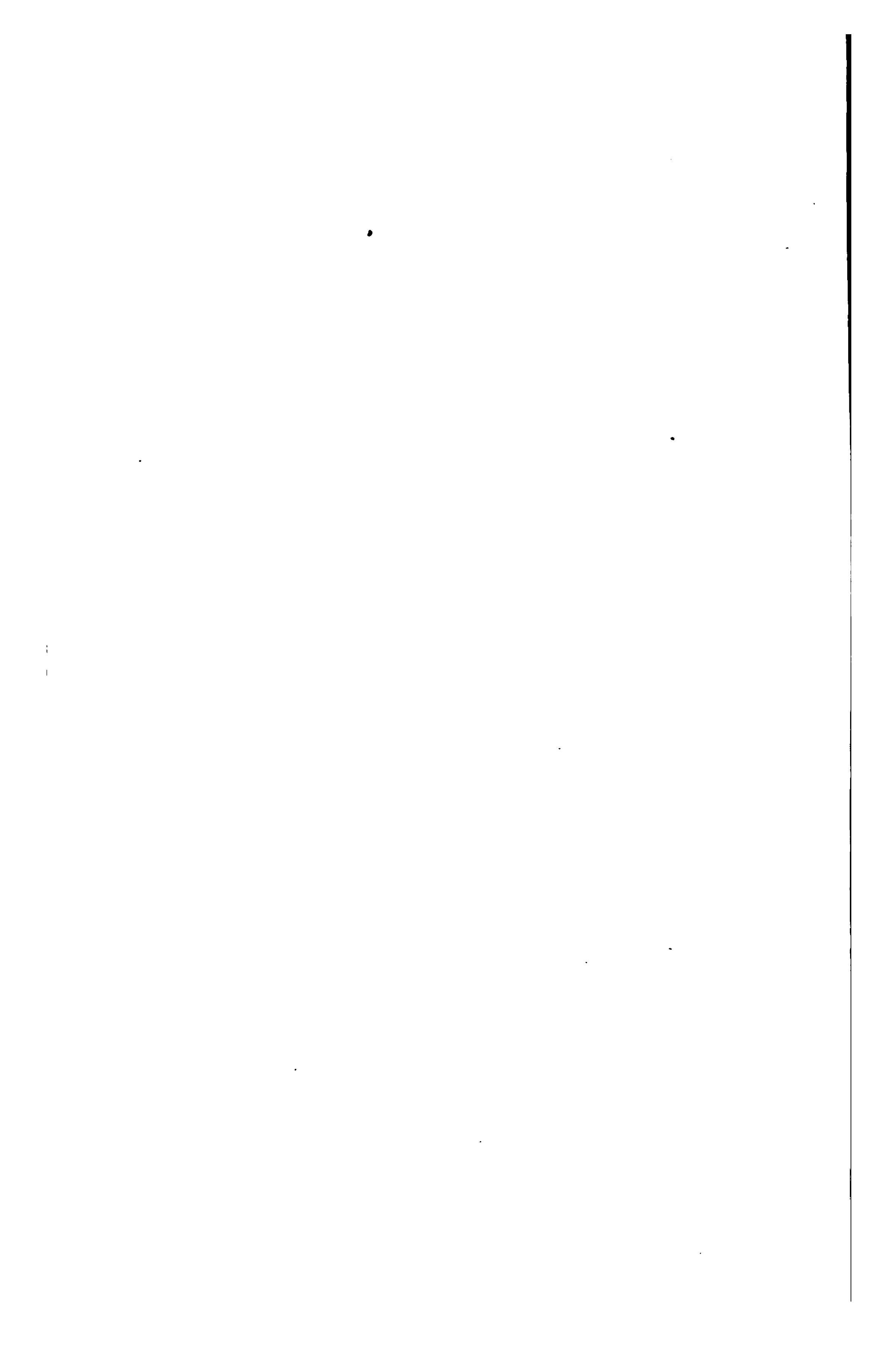






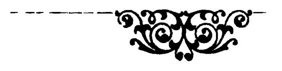


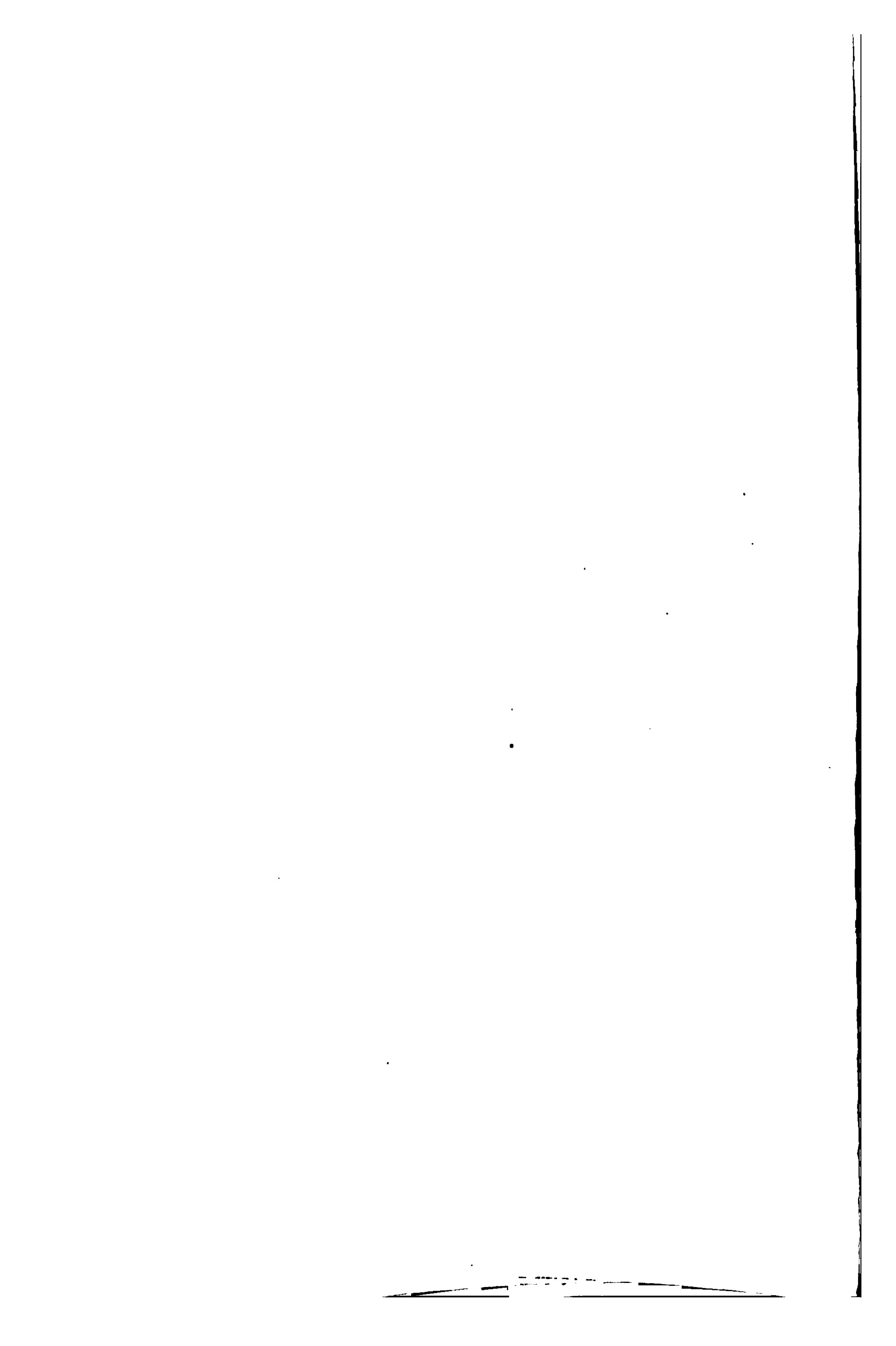




Aus dem Leben Kaiser Wilhelms.

1849—1873.





Aus dem Leben
Kaiser Wilhelms.

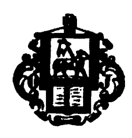
1849—1873.

Von

L. Schneider,
weil. Geh. Hofrath und Vorleser S. M. des Kaisers Wilhelm.

Mit dem Bildniß des Kaisers und einem Autogramm.

Erster Band.



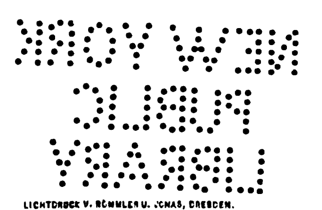
Berlin 1888.
Verlag von Otto Janke.


THE ASTOR

Kaiser Wilhelm.

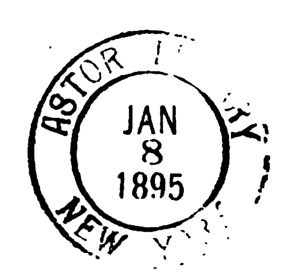
Nach dem Leben gemalt von Gustav Richter.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



LICHTDRUCK V. RÖMMLER U. JONAS, DRESDEN.



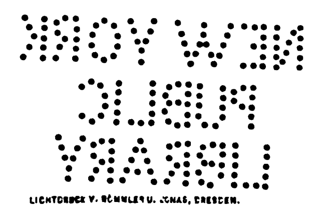

ASTOR
JAN
8
1895
NEW



Kaiser Wilhelm.

Nach dem Leben gemalt von Gustav Richter.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



LICHTDRUCK V. RÖMMLER U. JONAS, DRESDEN.



Die ersten Eindrücke von der Persönlichkeit des jetzt regierenden Königs empfing ich schon 1821—1822 während meiner Dienstzeit als einjährig Freiwilliger im Garde-Schützen-Bataillon. Prinz Wilhelm kommandirte damals die 1. Garde-Division, und namentlich bei den Herbstübungen des Garde-Korps hörte ich beim Marsch und im Bivouak viel von der Strenge, der Genauigkeit und den Anforderungen des Prinzen an die Truppen erzählen, ohne mir deswegen ein besonderes Bild davon machen zu können; doch blieb die Erinnerung daran noch lange nachher wirksam und gewann mit vorgeschrittenem Lebensalter bei mir erst ihre volle Bedeutung. Ob Prinz Wilhelm bei jener Scene in Kohlhasenbrück gegenwärtig gewesen, die ich in dem Abschnitte „König Friedrich Wilhelm III.“*) beschrieben, weiß ich nicht, weil ich nur Augen und Sinn für den König hatte, mir die Personen der Königlichen Familie damals auch noch nicht bekannt waren. Elf Jahre der Reisen und des Theaterlebens sollten für mich vergehen, ehe ich den Prinzen, welcher

*) „Aus meinem Leben“ B. I, S. 129.

unterdessen kommandirender General des III. Armee-Korps geworden war, wieder in militärischer Wirksamkeit sah, und zwar im Jahre 1832 bei den Herbstübungen des Korps, zu welchen auch das 20. Landwehr-Regiment in das Lager bei Teltow gerückt war.

Bei meinem Eifer für alles Militärische, meiner Lust an der Sache und auch wohl bei dem beginnenden Verständnisse für die inneren Nothwendigkeiten des Soldatenstandes, imponirte mir die Thätigkeit und die ganze Erscheinung des Prinzen ungemein. Obgleich Alle das Auge des Prinzen fürchteten, da man nur zu gut wußte, daß er auch den kleinsten Fehler im Anzuge, in der Haltung, Exerzitium und Instruktion bemerkte und rügte, so sprach sich doch bei den Truppen eine ungemeine Liebe und Anhänglichkeit für ihren kommandirenden General aus, und der gewöhnliche Refrain des Soldatengespräches über ihn war: „Der ist wie sein Vater!“ oder: „Das ist der ganze Vater!“

Ich hatte seit dem Jahre 1827 alle Landwehrübungen, zur ersten kommandirt, die anderen freiwillig, mitgemacht. So hatte ich mich auch zu dieser großen, sehr anstrengenden Uebung freiwillig gemeldet und galt in der Kompagnie und im Bataillon für einen Offizier-Aspiranten, was mir sehr fern lag, da ich recht gut wußte, daß mein Stand als Schauspieler mir diese Karriere verschloß. Da der König mich für meinen wiederholt freiwilligen Eintritt zu den Landwehrübungen einst im Zwischenakte einer Theatervorstellung lobte, so mag auch wohl Prinz Wilhelm davon gewußt haben, hat aber nie mit mir davon gesprochen.

Ich hatte bereits mehrere Instruktionsbücher für den gemeinen Mann geschrieben und begann mit dem Jahre 1833 meine Zeitschrift „Der Soldatenfreund", als ich zu bemerken glaubte, daß der Prinz Wilhelm meine Thätigkeit für die Armee nicht gern sah und es wahrscheinlich unpassend fand, daß ein Schauspieler und verhältnißmäßig noch so junger Mann sich herausnahm, eine Zeitschrift für den Unteroffizier und Soldaten schreiben zu wollen. Bei den Vorstellungen im Prinzessinnen-Palais sprach Prinz Wilhelm seltener mit mir, als die anderen Königlichen Prinzen, und als ich mit meiner Frau im Jahre 1834 einmal die Gemälde-Ausstellung im Akademie-Gebäude besuchte, und dem Prinzen beim Heraustreten aus einer Seitengalerie plötzlich gegenüberstand, bemerkte derselbe auf meine ehrfurchtsvolle Verneigung:

„Ach, da ist ja der große Mann!" wobei er eine Bewegung andeutete, als wolle er, wie der Orientale, beide Arme über der Brust kreuzen, worüber die Offiziere seiner Begleitung lächelten. Ich war so betroffen über diese Worte, die mir wie Hohn und Ironie klangen, und so verletzt durch das Lächeln der Offiziere, daß ich keines Wortes mächtig war. Da ließ der Prinz mich stehen und setzte seinen Weg durch die Säle fort.

Diese wenigen Worte schlugen mich damals ungemein nieder. Ich betrachtete den Prinzen als die höchste Autorität in militärischen und zwar speziell in militärisch-preußischen Dingen, und bildete mir nun ein, mein guter Wille und meine Begeisterung fänden gerade bei ihm keine Anerkennung. Erst viel später machte ich die Erfahrung, daß einige

Prinzen des Königlichen Hauses oft in froher Laune und meist als Ausdruck ihres Wohlwollens ähnliche Scherze machten, ohne in ihrer hohen Stellung eine Ahnung zu haben, daß sie damit auch wehe thun können. Damals war ich kreuzunglücklich darüber, um so mehr, als ich wahrnehmen mußte, daß sehr bedeutende und hervorragende Männer*) die Herausgabe eines militärischen Blattes durch einen Schauspieler für eine Unziemlichkeit hielten, und, wie ich die realen Verhältnisse in späterer Zeit kennen lernte, ist mir das jetzt auch ganz erklärlich. Niemand kann seine Erfahrungen aber anticipiren, und darum stellte sich denn der Glaube bei mir fest, Prinz Wilhelm könne mich nicht leiden.

Je fester ich mir das einbildete, je fester wurde auch mein Vorsatz, eine günstigere Stimmung des Prinzen zu verdienen, was mich auch im Jahre 1835 bewog, meine Beschreibung der „Truppen-Versammlung bei Kalisch" dem Prinzen Wilhelm zuzueignen. Wie wenig ich mir durch bloße Aeußerlichkeiten eine bessere Meinung erobern wollte, beweist der Umstand, daß ich nur den Namen des Prinzen auf das erste Blatt setzte, die bei Widmungen gewöhnlichen Lobeserhebungen und Versicherungen aber unterließ. Nicht Redensarten, sondern die Sache selbst sollte mir die Zufriedenheit des Prinzen erwerben. Ob mir das damals schon gelungen ist, habe ich nicht erfahren, und da Prinz Wilhelm bei allen Gelegenheiten, wo ich die Ehre hatte ihm zu begegnen — bei Theatervorstellungen oder Truppenübungen — nur selten ein Wort

*) z. B. der Oberst von Decker. (Siehe „Aus meinem Leben" B. I, S. 119.)

an mich richtete, so blieb mein Glaube, — daß der Prinz mich oder meine Wirksamkeit nicht leiden könne, bestehen, und sollte im Jahre 1847, zur Zeit des großen Polenprozesses, noch verstärkt werden.

Die Veranlassung dazu habe ich schon früher erzählt,*) dort aber nicht so ausführlich von der Wirkung gesprochen, welche der strenge, unzufriedene Ton des Prinzen auf mich machte. Schon die Situation war eine ganz eigenthümliche. Als der Theaterdiener eilig auf die Bühne kam und mir bestellte: Prinz Wilhelm wolle mich augenblicklich sprechen, — erschrak ich, denn das war noch nie geschehen und konnte nur eine Zurechtweisung, eine Strafe bedeuten. Ich fand den Prinzen auf der steinernen Treppe, die von der Bühne nach der Orchesterseite des Konzertsaales führte und fast nur zur Passage für die Beleuchtungsgehülfen gebraucht wurde. Wie der Prinz dahin gekommen und weshalb er mich gerade dort erwartete, kann ich nicht sagen; vielleicht gerade deswegen, weil Niemand dort lauschen konnte. Da ich von unten herauf kam, so stand der Prinz mehrere Stufen über mir; auch eine Situation, die ganz auf „Nichts durchbohrende Gefühle" berechnet war. Gleich die ersten Worte des Prinzen machten mir dies und meinen Standpunkt überhaupt klar.

„Wie kommen Sie dazu, die Marseillaise in Berlin singen zu lassen?"

„Nicht die Marseillaise allein, Eure Königliche Hoheit, sondern alle historisch gewordenen Nationallieder Europas.

*) „Aus meinem Leben" B. I, S. 341.

Auf die Marseillaise folgt unmittelbar Körners: „Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?"

„Wenn nun die Marseillaise da capo verlangt wird und die patriotischen Lieder ausgezischt werden?"

„Ich habe gerade durch die Zusammenstellung beweisen wollen, mit welchem Liede die über den Rhein herüber gekommene Marseillaise wieder in ihr Vaterland zurückgewiesen wurde."

„Das wird Niemand verstehen, aber daß die Marseillaise in Berlin öffentlich und auf der Königlichen Bühne gesungen worden ist, wird man nur zu gut verstehen."

„Ich habe ja auch die Russische und Oesterreichische Nationalhymne in die Anthologie aufgenommen."

„Desto schlimmer! wer steht Ihnen dafür, daß die hier anwesenden Polen nicht eine Demonstration gegen das Russische Nationallied machen und ein Polnisches verlangen. Es ist sehr unvorsichtig, in jetziger Zeit dergleichen veranstalten zu wollen. Seine Majestät der König ist sehr erzürnt darüber."

„Aber die Gedichte, welche die verschiedenen Lieder verbinden, sind besonders dazu gemacht worden, um jedem Mißverständniß vorzubeugen."

„Wo sind sie?"

„Leider habe ich sie nicht hier, sie sind in meiner Wohnung."

„So schicken Sie mir dieselben noch heute Abend, es mag so spät werden, wie es will. Ich werde sie selbst Seiner Majestät vorlegen."

Damit stieg der Prinz die Treppe hinauf, ohne einen

Gruß oder ein freundliches Wort, was meine Bestürzung gemildert hätte. Was weiter geschah, habe ich an der schon erwähnten Stelle erzählt. Mit diesem Eindrucke von der Ungnade des Prinzen Wilhelm ging ich in das Jahr 1848.

Schon früher, und zwar bei der ersten Aufführung der Oper: „Das Feldlager in Schlesien", nach der Wiedereröffnung des abgebrannten Opernhauses (1845), hatte man mir gesagt, daß der Prinz sich sehr ungnädig über mich geäußert, obgleich ich nie erfahren habe, ob dies wirklich geschehen. Bei der außerordentlich prächtigen Ausstattung dieser Festoper hatte man mit größter Genauigkeit die Preußischen Uniformen, Ausrüstung und Waffen der Armee zur Zeit des siebenjährigen Krieges nachgeahmt, und der Theatersekretär, frühere Souffleur Eduard Lange, in diesen Dingen eifrig und sachverständig, hatte sehr Anerkennenswerthes geleistet. In seinem Eifer hatte er auch vorgeschlagen, die im Königlichen Zeughause aufbewahrten Fahnen der 1806 aufgelösten Regimenter bei der Vorstellung auf die Bühne zu bringen und sie, als schönste Erinnerungszeichen, bei dem Abmarsche im zweiten Akte im Triumphe umher zu tragen. Gewiß gut gemeint, eben so gut wie meine Anthologie der europäischen Nationallieder, aber auch ebenso unpassend und unüberlegt. Zu meiner größten Verwunderung fand — beim Theaterpersonal wenigstens — Niemand etwas in dieser Profanirung der militärischen Ehrenzeichen aus glorreicher Zeit, ich aber machte erst dem Lange, dann auch dem Regisseur Stawinsky Vorstellungen, wurde indessen mit der Bemerkung zur Ruhe verwiesen: Was ich denn wolle? Die Königlichen Prinzen hätten

es erlaubt, und ich wollte doch nicht etwa militärischer sein, als der Prinz von Preußen? — Damit war ich denn freilich abgefertigt, aber zur Ruhe gebracht noch nicht.

Am Abende war ich zum Thee bei dem damaligen Obersten, späteren Generallieutenant und Kommandant des Berliner Invalidenhauses, von Maliszewski. Bedauernd erzählte ich demselben, was im Theater geschehen solle und hörte von ihm die gleiche Mißbilligung dieser Profanation altehrwürdiger Heereszeichen. Der Oberst sagte zwar nicht, was er thun wollte, als aber einige Tage später in einer Magdeburger Zeitung die Sache erzählt und ein ernster Tadel ausgesprochen wurde, sagte er mir, daß er dies veranlaßt hätte. Denjenigen Personen aber, denen ich meine Ansicht ausgesprochen, galt ich nun sehr begreiflich als der Verfasser jener Korrespondenz, und mehrere unter den damaligen Kollegen sagten es mir auch gerade auf den Kopf zu. Dabei blieb es aber nicht, sondern, als die Fahnen nun nicht auf dem Theater herumgetragen wurden, galt ich als ein ganz besonderer Revolutionär, und Lange sagte mir: der Prinz von Preußen sei sehr böse auf mich; ich möge mich also nur in Acht nehmen.

So kam also Mancherlei zusammen, um mich in dem Glauben zu bestärken, daß der Mann, den ich in allen meinen militärischen Bestrebungen als ein Ideal und als unfehlbar betrachtete, mir gram sei. Gewißheit habe ich nie darüber erhalten. Es schien mir später auch unschicklich, den König gewordenen Prinzen danach zu fragen, obgleich ich wohl eine solche Frage hätte wagen dürfen.

Als meine Prüfungszeit im Jahre 1848 gekommen war, folgte ich in dem, was ich in dem Abschnitte „Katzenmusiken"*) erzählt, nur meinem Herzen. Die dort ausführlich dargestellten Verhältnisse führten es herbei, daß ich dem Berliner Pöbel vorzugsweise als derjenige galt, der mitten in dem „erfrischenden Schaumspritzen der Freiheitswellen" es gewagt, dem Prinzen von Preußen vor 3000 Landwehrmännern ein Hoch auszubringen und seine Zurückberufung nach Berlin zu verlangen, also gewissermaßen an der Spitze der Bewegung für den Prinzen zu stehen. Dem war nicht so, aber ich half ehrlich, wo ich konnte. Als nun gar das Gerücht nach Berlin kam, ich hätte in Hamburg von der Bühne herab**) die Partei des Prinzen von Preußen gegen das dortige Publikum genommen, da war es in den demokratischen Klubs in Berlin ausgemacht, ich sei der eigentliche Führer der allerdings mit jedem Tage erstarkenden Bewegung für den so schmählich verkannten Bruder des Königs.

Zum ersten Male sah ich den Prinzen von Preußen wieder, als ich, aus Schleswig zurückgekehrt und einstweilen in Potsdam wohnend, eines Tages mit meiner Frau im Park von Babelsberg spazieren ging. Der Prinz kam mit der Prinzessin nach dem Schlosse gefahren, grüßte mich freundlicher, als er je gethan, und sah sich sogar mit besonderem Wohlwollen im Ausdrucke des Gesichts noch einmal nach uns um. Mir und meiner Frau traten die Thränen in die Augen, als wir den so schwer verkannten und verfolgten

*) „Aus meinem Leben" B. II, S. 45.
**) „Aus meinem Leben" B. II, S. 110.

Fürsten wiedersahen und dabei unserer eigenen, damals so trostlosen Lage gedachten, die ja mit seinem Geschicke in so enger Verbindung stand.

In dem Abschnitte: „Als Vorleser"*) habe ich verzeichnet, wie ich dann dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen beim General von Rauch im Neuen Palais, und am 18. Oktober 1848 im Schlosse Babelsberg, zum Geburtstage des nachmaligen Kronprinzen, etwas vorlesen durfte.

Die „Wehr-Zeitung" war damals schon entstanden und in voller Wirksamkeit und der Prinz schien zufrieden damit, denn bei den nun rasch auf einander folgenden Vorlesungen in Sanssouci, bei denen der Prinz fast immer zugegen war, wurde ich mit besonderer Freundlichkeit behandelt. Die Frische und Rüstigkeit, mit welcher die Wehr-Zeitung bei jeder Gelegenheit für die Armee eintrat, schien mir das Vertrauen des Prinzen erworben zu haben, denn als ich, durch diese Freundlichkeit ermuthigt, es wagte, in besonders schwierigen Fragen den Prinzen um Rath und Aeußerung seiner Ansicht zu bitten, damit ich dementsprechend verfahren könne, um durch Eifer nicht vielleicht etwas zu verderben, erfreute ich mich jedes Mal einer gnädigen Aufnahme, und nie verließ ich den Prinzen, ohne in militärischen Dingen belehrt und in den unwandelbaren Prinzipien des Heerwesens überhaupt gestärkt worden zu sein.

Bei einer solchen Audienz auf dem Schlosse Babelsberg ging der Prinz eben spazieren und ich mußte meine

*) „Aus meinem Leben" B. II, S. 255.

Anfragen dabei vortragen. Nach Erledigung derselben kam das Gespräch auf die Ereignisse des Tages und auf die Berathungen über die angeblich endgültige Verfassung, welche damals die ganze Nation bewegten. Die dann bevorstehende Eidesleistung auf die Verfassung war natürlich auch für den wahrscheinlichen Thronfolger bindend. Es kamen aber bei der Vereinbarung so weitgehende Forderungen der Opposition zur Sprache, daß ich mich nicht enthalten konnte, mein Bedenken gegen ein sofortiges Beschwören einer Verfassung auszusprechen und meinte, ob man die beiderseitige Eidesleistung nicht erst nach einigen Jahren der Erfahrung eintreten lassen könne? Der Prinz könne sich allerdings nicht weigern, die Verfassung zu beschwören, weil er sich dazu durch das aus Brüssel vom 30. Mai 1848 datirte Manifest, in Form eines Briefes an den König, gewissermaßen im Voraus verpflichtet habe; deshalb müsse solche Weigerung einer Beschwörung des noch nicht für Preußen Erprobten vom Könige ausgehen. Darauf sagte der Prinz:

„Dieser Brief verpflichtet mich zu Nichts. Lesen Sie ihn nur aufmerksam. Es heißt darin: Ich werde der Entwickelung dieser freien Institutionen mit Zuversicht und Treue alle meine Kräfte widmen und sehe dem Augenblicke entgegen, wo ich der Verfassung, welche Eure Majestät mit Ihrem Volke nach gewissenhafter Berathung zu vereinbaren im Begriff stehen, die Anerkennung ertheilen werde, welche die Verfassungs-Urkunde für den Thronfolger festsetzen wird! In den

Worten: „„nach gewissenhafter Berathung““, liegt die Möglichkeit meinerseits, diese Anerkennung zu verweigern, wenn ich Dinge darin aufgenommen finde, die sich nach meiner Ueberzeugung mit dem Wohle des Staates für die Zukunft nicht vertragen, denn die Beurtheilung, ob gewissenhaft berathen worden ist, steht mir allein zu, wenn etwas von mir verlangt wird, und bis jetzt wenigstens ist von Seiten der Nationalversammlung nicht gewissenhaft, sondern nur leidenschaftlich berathen worden.“

Diese Aeußerung machte damals einen tiefen Eindruck auf mich, und ich glaube, in dieser Anschauung das Motiv zu der Stelle der Rede König Friedrich Wilhelms IV. bei der Eidesleistung auf die Verfassung (6. Februar, 1850) zu erkennen, wo es heißt:

„Die Lebensbedingung der Verfassung ist die, daß Mir das Regieren mit diesem Gesetz möglich gemacht werde — —“

da sie eigentlich dasselbe ausspricht, was der Prinz von Preußen von Brüssel aus erklärt, denn wer anders hätte beurtheilen können, ob das Regieren mit diesem Gesetz möglich ist, als der König selbst.

So bedenklich der Prinz bei der Vereinbarung auch war und sich jedenfalls die Möglichkeit bewahren wollte, seine Anerkennung zu versagen, so treu und gewissenhaft hat er später, als die Eidesleistung seines Königlichen Bruders erfolgt war, also auch ihn, den Thronerben, verpflichtete, sein Wort ge-

halten, ja bei seiner Thronbesteigung keinerlei Vorbehalt ausgesprochen.

Im Dezember des Jahres 1848 ließ mich der Prinz eines Tages nach Berlin rufen und fragte mich: ob ich den in Frankfurt a. M. von einer besonderen Militär-Kommission des Deutschen Bundes ausgearbeiteten „Entwurf zu einem Gesetze über die Deutsche Heerverfassung" kenne? Allerdings hatte dieser unglaubliche Entwurf bereits meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und auch schon mehrfach abweisende Besprechungen in der Wehr-Zeitung gefunden. Bei dem drängenden Material jener Zeit hatte aber eine ausführliche und eingehende Kritik noch keinen Platz finden können. Der Prinz gab mir nun ein Exemplar des Gesetzentwurfes, zugleich aber auch ein Manuskript von seiner eigenen Hand, welches Bemerkungen zu den einzelnen Paragraphen enthielt, trug mir auf, dasselbe durchzusehen und es für den Druck vorzubereiten, denn er beabsichtige, diese Bemerkungen nicht allein für die Mitglieder jener Frankfurter Militär-Kommission, sondern auch für Preußische Offiziere drucken zu lassen, denen er selbst seine Ansicht über die dort aufgestellten Prinzipien mittheilen und ein für allemal feststellen wolle.

Ich war nicht allein erstaunt, sondern auch erschrocken, daß mir der Prinz ein solches Vertrauen schenkte. Sowohl die Offiziere seiner Umgebung, als die des Kriegs-Ministeriums und großen Generalstabes, würden sich gewiß hochgeehrt gefühlt haben, wenn sie damit betraut worden wären, und ich kann es nur meinem damals schon sechszehn

Jahre hindurch bewiesenen Eifer für die Armee zuschreiben, daß der Prinz gerade mich dazu wählte. Als ich das Manuskript durchgelesen, überzeugte ich mich sofort, daß nur sehr geringe Aenderungen, und auch diese nur stilistisch, nöthig waren, so daß sofort zum Druck geschritten werden konnte, den ich mit Bewilligung des Prinzen der Hayn'schen Buchdruckerei übertrug. Eigentlich kam es nur darauf an, eine Abschrift zu machen, da begreiflich die Handschrift des Prinzen den Setzern nicht überlassen werden konnte.

Bei der Freude, die ich an dieser Arbeit hatte, war sie bald gethan, und ich sendete die fertig werdenden Bogen, nach und nach, nach Berlin, wo der Prinz sie noch einmal durchsah und Verbesserungen hinzufügte, dann aber auch die Korrektur der Druckbogen las. — Die darauf bezügliche Korrespondenz, wie überhaupt jedes Schriftstück und jeden Brief, mit welchem der Prinz und König mich später beehrte, habe ich sorgfältig aufbewahrt und nach Jahrgängen geordnet, so daß jedes Wort meiner Erinnerungen durch schriftliche Beweisstücke zu belegen ist.

Gleich hier und für das Verständniß des Späteren muß ich einschalten, daß die Schreibart des Königs Wilhelm eine ungemein feste, bestimmte, gar nicht zu ändernde ist. Höchst selten streicht er ein Wort aus oder schiebt ein anderes ein. Der erste Entwurf entscheidet, und es läßt sich in der That weder etwas hinzufügen, noch weglassen. Selbst in den wichtigsten Königlichen Kundgebungen, welche eine entscheidende Wirksamkeit gehabt und haben sollten, ist keine Korrektur bemerkbar. In meiner Sammlung Königlicher

Handschriften liegt der Beweis dafür vor. Reden, welche der König bei wichtigen Gelegenheiten gehalten, Staatsschriften und Briefe in entscheidenden Angelegenheiten und Situationen verrathen keinerlei Stocken, Besinnen oder Feilen. Wie der König denkt, so schreibt er, folgerichtig, klar, ohne jede Phrase, die nun einmal seiner Natur fremd ist. Selbst das Regierungs-Programm vom 9. November 1858, obgleich unter mancherlei äußerlicher Unterbrechung geschrieben, ist wie aus Einem Guß, ohne irgend eine Korrektur oder Einschaltung. Dies weiß ich daher, weil ich am 10. November beim Prinzen Carl in Glienicke zum Thee anwesend war, als der Prinz dieses Schriftstück von seinem Königlichen Bruder zugesandt erhielt, und ich dasselbe dem Prinzen Carl und den wenigen Herren der Abendgesellschaft vorlesen mußte, also gerade diese Eigenthümlichkeit der Schreibweise König Wilhelms aus vielfacher eigener Erfahrung kenne. In der Rechtschreibung folgt der König noch manchen Formen, wie sie in seiner Jugend gebräuchlich waren und ihm damals gelehrt wurden; aber der Gedanke ist immer prägnant und kurz wiedergegeben. Für einzelne, namentlich Fremdworte, ist ein Mißverstehen möglich, z. B. gerade in dem erwähnten Regierungs-Programm das Wort: „Orthodoxe" für „Pietisten", was ja auch mannigfach mißverstanden worden ist. Wer des Königs Denkungsart kannte, hat aber gewiß auch in diesem Worte seine eigentliche Meinung erkannt, ohne sich durch den strikten Sinn desselben irre führen zu lassen. —

Als das Heft gedruckt war, lieferte ich die ganze Auf-

lage an den Prinzen ab und erhielt ein Exemplar geschenkt, auf dessen Titel der Prinz in meiner Gegenwart schrieb: „„Von Wilhelm und Compagnie."" Dieses Exemplar habe ich der Königlichen Bibliothek in Berlin als ein für spätere Zeiten merkwürdiges Unikum übergeben und die Geschichte seiner Entstehung auf die innere Seite der Brochirung geschrieben, Beides mit Bewilligung des Königlichen Verfassers. Der Prinz versandte die Exemplare an Generale und alle Personen, die bei der damals beabsichtigten neuen Organisation des deutschen Heerwesens einwirken konnten, war aber so sparsam in der Vertheilung, daß viele Exemplare übrig blieben, und ich den Prinzen bat, dieselben an diejenigen Mitglieder der damals in Potsdam von mir gestifteten Militärischen Gesellschaft vertheilen zu dürfen, welche Vorträge gehalten. Der, wie immer, freundlichen Gewährung wurde auch noch die besondere Gnade hinzugefügt, daß der Prinz jedes einzelne dieser Exemplare mit seinem Namen bezeichnete, so daß sie dadurch den Empfängern doppelt werth wurden. Später nahm ich einen bedeutenden Theil dieser Denkschrift in die von mir für den Soldatenfreund geschriebene militärische Biographie des Königs auf, wozu die geeigneten Stellen vom Könige selbst ausgewählt wurden. Es blieben noch einige Exemplare derselben in der Privat-Bibliothek des Königs.

Jedenfalls hat dies mir bewiesene Vertrauen die spätere Mittheilung der Daten zur militärischen Biographie veranlaßt und den Grund zu manchem Auftrage und mancher Beschäftigung gelegt, mit welcher der Prinz von Preußen auch

noch als König mich ehrte. Ich kann gar nicht sagen, wie es mich jedesmal freute, wenn der König mir eine schriftliche Arbeit befahl, um so mehr, als es mir gelang, ganz in seinem Sinne zu schreiben, oder dem mitgetheilten Gedanken die rechte Form zu geben. Fast nie hatte der König etwas an dem Gedankengange und der Argumentation zu tadeln, dagegen besitze ich viele Korrekturen, die von der Sorgfalt und Genauigkeit zeugen, mit welcher der König jeden nicht exakt militärischen Ausdruck korrigirte, Nomenklaturen berichtigte und auch den kleinsten Verstoß gegen Reglementarisches fand und verbesserte. Im Verlaufe dieser Aufzeichnungen werde ich noch manchen Beweis dafür beibringen können.

In Schriftstücken, die ich irgendwie überarbeiten oder für den Druck vorbereiten mußte, gestattete der Prinz zwar Aenderungen im Ausdruck oder in der Redewendung, aber nie etwas, was den Sinn weniger klar und verständlich erscheinen ließ. Nur einmal, während der Russischen Kampagne in Ungarn, ließ er sich die Weglassung einer Schlußfolgerung gefallen, welche sich darauf bezog, daß Insurgenten nie reguläre Truppen besiegt hätten und besiegen könnten. Anfangs bedenklich, wenn ich dergleichen Kritik neben dem Auftrage üben mußte, beruhigte mich bald das stets sich gleich bleibende freundliche und immer nur die Sache im Auge behaltende Wesen des Prinzen, welches auch als König bis jetzt für mich dasselbe geblieben ist und durch meine Schuld mir gewiß nicht verloren gehen soll.

Da die Nachfrage nach jenen „Bemerkungen über die Deutsche Wehr-Verfassung“ bald sehr lebhaft wurde und man erfuhr, daß ich Exemplare derselben verschaffen könne, so mußte ich während des Aufenthaltes des Prinzen in Baden um die Erlaubniß bitten, mir Exemplare aus dem Bibliothek-Zimmer des Prinzlichen Palais holen zu dürfen, und erfolgte dieselbe schriftlich. — (Siehe die betreffenden Papiere 1849. 14. Juli, aus Karlsruhe.) — Als die ersten Exemplare vertheilt worden waren, schrieb ich den in Nr. 52 der Wehr-Zeitung vom 15. Februar 1849 abgedruckten ausführlichen Artikel über das Werk schon im Januar, legte ihn aber dem Prinzen erst zur Genehmigung vor. Sie erfolgte, aber mit der Weisung, denselben erst mehrere Wochen später zu drucken. (1849. 6. Februar.)

Da die Wehr-Zeitung überhaupt in dieser Zeit rüstig fortwirkte, so erhielt ich verschiedene Themata zur Behandlung, auch ganze schriftliche Entwürfe, namentlich während des Aufenthalts des Prinzen in Baden und am Rhein, welche sich durch die Präzision des Ausdruckes und die Klarheit der darin ausgesprochenen Grundsätze auszeichnen. Die letzteren Manuskripte durfte ich aber nicht behalten, sondern mußte sie sofort nach gemachtem Gebrauch zurücksenden. (Siehe 1850. 4. Januar, aus Karlsruhe.) Einen dieser Entwürfe habe ich abgeschrieben und aufbewahrt, er ist in Nr. 51 der Wehr-Zeitung zu dem Artikel: „Garnisonwechsel oder Kantonnement?“ benutzt worden. Der erwähnte darauf bezügliche Brief des Prinzen lautet:

„„Um baldige Remission bittend. Die unterstrichenen

8 Zeilen der ersten Seite müssen bei Uns sehr zart behandelt werden und mögen sich wohl nicht zur Publikation eignen, so wie überhaupt nur der Sinn, nicht aber der Wortlaut der Einlage wiedergegeben werden darf. P. v. P.““

was denn auch sorgfältig geschehen ist. Ich gebrauchte bei solchen Fällen immer die Vorsicht, dem Prinzen vor der Veröffentlichung einen Korrekturabzug vorzulegen, hatte aber fast jedesmal die Freude, weder im Tenor, noch in der Ausdrucksweise etwas geändert zu sehen.

Hier ist es wohl am Ort, der eigenthümlichen, dornenvollen Stellung zu gedenken, in der ich damals und bis zum Eingehen der Wehr-Zeitung als Redakteur derselben mich befand. Als Vorleser des Königs und später quasi Bibliothekar des Prinzen von Preußen, vor allen Dingen aber als militärischer Schriftsteller, gab es Konflikte über Konflikte. „Ich bin kein halb so guter Soldat, als mein Bruder Wilhelm!“ hatte mir der König selbst bei einem Vorlese-Abend gesagt, als ich Bruchstücke aus der militärischen Biographie desselben vortrug; aber er war doch König und Kriegsherr und sein Wille — wenn auch von den Ansichten und Neigungen der damals rasch wechselnden Kriegs-Minister beeinflußt — mußte doch erfüllt, unterstützt werden. Der Prinz von Preußen war mir die höchste militärische Autorität; jedesmal, wenn ich die Ehre hatte, von militärischen Gegenständen mit ihm sprechen zu dürfen, bewunderte ich mehr die Klarheit, das Verständniß und zugleich das Wohlwollen dieses „ersten Soldaten des Königs“, aber er war nicht König und jedes

seiner Worte durfte mir nur Rath, nicht Vorschrift sein. Jeder Kriegs-Minister ließ es sich gern gefallen, wenn die Wehr-Zeitung die Armee und ihre Institutionen gegen Liberalismus und Demokratie vertheidigte, — aber sie sollte bei Leibe nicht dem Könige, oder gar dem Prinzen von Preußen allein dienen, oder etwa eine selbstständige Meinung äußern wollen, und wurde sofort amtlich chikanirt, wenn sie etwas empfahl, was eigentlich der Kriegs-Minister, der Generalstab, oder eine Militär-Verwaltung hätte vorschlagen und empfehlen müssen. Das waren Klippen, die in der That nur mit aufrichtiger Hingebung an die Sache umschifft werden konnten.

So z. B. schlug ich schon 1852 vor, „Rendsburg zu einer Bundesfestung" zu machen (Nr. 367 der Wehr-Zeitung vom 22. Dezember 1852) und überzeuge mich in dem Augenblick, wo ich dieses schreibe (1864) noch mehr davon, wie Recht ich gehabt; aber wie verschieden war die Auffassung, welcher ich darüber begegnete! Daß ich selbst die Unzufriedenheit des Prinzen von Preußen mehrfach erregte, davon werde ich weiterhin noch zu erzählen haben. Es ist kein angenehmes Thema, aber ich will nun einmal in diesen Aufzeichnungen durchaus wahr sein, und dazu gehört ja auch das Unangenehme.

Die Armee wußte gar nicht, mit welcher unendlichen Sorgfalt und Liebe der Prinz von Preußen unablässig für sie arbeitete. Auch ich kam immer nur gelegenheitlich und wenn ich ins Vertrauen gezogen wurde, dahinter. In den Akten des Militär-Kabinets und des Kriegs-Ministeriums liegen

Beweise genug dafür, die aber wohl kaum je öffentlich bekannt werden dürften, weil das amtliche Noli me tangere! dergleichen nicht gestattet. So will ich denn wenigstens aus den Briefen und Denkschriften des Prinzen, die an mich gerichtet worden sind, mittheilen, was zur Charakteristik dieser steten Sorge und dieses gediegenen Verständnisses des Prinzen für die Armee dienen kann.

Der schon erwähnte Entwurf für die Frage, ob Garnisonwechsel oder Kantonnement? von dem ich leider nur noch die damals sorgfältig genommene Abschrift besitze, lautete:

„Unterm 6. Oktober sind die Befehle zur neuen Eintheilung der Infanterie-Brigaden gegeben worden.

Früher schon für die Kavallerie-Brigaden.

Hiernach würden fast alle Regimenter neue Garnisonen erhalten und nicht allein aus dem bisherigen Brigade-, Divisions- und Korps-Verbande, sondern auch aus ihren Provinzen scheiden. —

Dagegen sollen das 2., 9., 20. und 24. als Pommersche und Märkische Regimenter ihren Ergänzungsbezirk beibehalten, während alle anderen ihren Ersatz da zu nehmen haben, wo sie stehen.

Dies ist im höchsten Grade beklagenswerth!

Drei Gründe sind nur denkbar:

1. Die durch die Revolution 48 durcheinandergeworfenen Truppen bedürfen eine neue Dislokation mit Berücksichtigung nicht zu weiter Märsche für die einzelnen Truppen.

2. Weil man fürchtet, daß die Soldaten nicht gegen ihre Provinzial-Landsleute einschreiten möchten.
3. Das sogenannte Einbürgern.

Das Erstere ist richtig, wenn es momentan geschieht. Als Kantonnementswechsel gut, als Dislokation schlecht. Jeder Truppentheil hat die Erwartung, über kurz oder lang in die alten Garnisonen zurückzukehren. Also nicht alle Heimathsverhältnisse zerrissen, sondern nur wie im Kriege. Veränderte Ergänzungsbezirke wirken aber niederschlagend auf die Truppen, namentlich auf die östlichen Provinzen. Die Provinzen und die Väter sind aber stolz auf ihre alten Regimenter und unterstützen während der Dienstzeit die Söhne. Alle jungen Leute haben Vorliebe für die Regimenter, in denen ihre Väter gedient.

Das 3. Husaren-Regiment heißt Brandenburgisches und soll nun ein Westphälisches werden.

Das 12. Husaren-Regiment hatte schon als Königlich Sächsisches dieselbe Uniform und soll nun ein Rheinisches werden.

Das 12. Infanterie-Regiment ist ein Brandenburgisches und soll nun ein Ostpreußisches werden.

Das 4. und 5. sollen Polnische werden.

Also ist es nöthig, daß die Ergänzung aus den bisherigen Provinz-Bezirken beibehalten bleibt.

Der zweite Grund ist allerdings wichtig, wird aber gerade durch den neuen Ersatz wieder aufgehoben, ist also ganz unstatthaft. Man traut den Rheinischen Re-

gimentern nicht ganz und läßt doch diese gerade dort und in Baden stehen, wenigstens soll der Ersatz vom Rhein nach Baden. Eben so dumm wäre es, wenn das 18. jetzt in Cöln stehende Regiment Rheinischen Ersatz bekäme und das 5. Polnischen Ersatz, wie effektiv befohlen worden ist.““

(Diese letzteren Sätze waren es, welche der Prinz in seinem oben mitgetheilten Briefe „bei Uns sehr zart behandelt und nicht im Wortlaut, sondern nur im Sinn wiedergegeben“ haben wollte.)

„„Diese Anomalie muß sofort beseitigt werden.

ad 3: Einbürgern ist nur von wenigen Unteroffizieren und Capitulanten zu besorgen. Für Offiziere wird man hoffentlich diesen Grund nicht anführen wollen. Hat sich ja nach 35 Jahren Frieden bewiesen. Allerdings ist die Lage der zurückbleibenden Familien schlecht. Bei Hoffnung auf Wiedervereinigung ist aber auch das leichter. Bei Garnisonwechsel trifft es die Familien zu hart. Man will damit den sogenannten alten Unteroffizieren nicht das Wort reden, aber die 12 Jahre dienenden Unteroffiziere, die sich in der Hoffnung verheirathen, eine Civilanstellung zu bekommen, sind der Halt jeder Truppe und gehen verloren, wenn dauernd Garnison-Veränderungen eintreten.

Politisch ist allerdings für den Augenblick eine andere Dislokation nöthig.

Resumé:

A. Es ist die jetzige Dislokation nicht als ein per-

manenter Garnisonwechsel auszusprechen, sondern nur als vorübergehender Cantonnementswechsel, mit Aussicht auf Rückkehr in die Heimath und ständige Garnison.

B. Daß der Ersatz den abgerückten Truppentheilen aus den heimathlichen Ergänzungs-Bezirken folgt.

Die jetzt angeordneten Garnisonwechsel ruiniren die Existenz der Offiziere und verheiratheten älteren Soldaten und entfernen letztere aus dem Dienst.

Berlin den 27. November 1849.

Prinz von Preußen.""

Nach dem Datum hatte der Prinz also mehrere Monate gezögert, ehe er mir das schon in Berlin Niedergeschriebene aus Karlsruhe zusandte. Wahrscheinlich hatte er erst einige Erfahrungen abwarten wollen, ehe er mich beauftragte, die Sache in der Wehr-Zeitung zur Sprache zu bringen. Natürlich war es leicht, mit solchem Material glänzende Artikel zu schreiben. Je glänzender sie aber waren und je mehr Aufsehen sie in der Armee machten, je peinlicher wurden oft die Folgen. Der Kriegs-Minister verklagte mich beim Könige, daß ich Unzufriedenheit mit gegebenen Befehlen in der Armee veranlasse, und der König fragte mich Abends beim Thee: „Fangen Sie auch schon an, Opposition zu machen?" und ich durfte doch nicht sagen, wessen Ansichten ich eigentlich vertrat. Jedesmal überwog aber doch die Wichtigkeit der Sache selbst meine Bedenken und selbst die Unannehmlichkeiten, die ich allerdings leicht hätte vermeiden können, wenn ich dergleichen abgelehnt hätte. — Namentlich waren die höheren Offiziere im

Kriegs-Ministerium und im Generalstabe meine erklärten Widersacher, wenn sie einen solchen Artikel lasen, dem sie Sachkenntniß und gediegenes Urtheil, so wie den erkennbar höheren Standpunkt doch nicht absprechen konnten.

Unterm 8. Juni 1851 (Nr. 293) hatte ich einen längeren Artikel über die militärischen Arrangements bei der Enthüllung des Denkmals für Friedrich den Großen geschrieben. Darüber erhielt ich den folgenden Brief aus Warschau vom 12. Juni:

„„In der Nr. 293 der Wehr-Zeitung habe ich den Ihnen von mir mitgetheilten Aufsatz über die militärischen Anordnungen vom 30. Mai gefunden. Wenn am Schlusse dem Oberst v. Schöler das Lob aller dieser durchdachten und ehrenden Anordnungen gezollt wird, so muß ich zum erstenmale in meinem Leben mir den Wunsch erlauben, mich lobend hervorgehoben zu sehen. Alle jene Anordnungen der militärischen Akte sind von mir ausgegangen, am 26. April aus Aachen dem Könige eingesendet worden und mit der einzigen Ausnahme angenommen, daß nicht, wie ich es vorgeschlagen, die Truppen sich halbiren sollten, nachdem sie beim Könige vorbeimarschirt waren, um so auf beiden Seiten des Standbildes zu defiliren. Da Sie jene Anordnungen schön und ehrend genannt haben, so muß es mir lieb seyn, daß die Armee wisse, daß jenes Alles von mir ausging, ganz nach Analogie der Grundsteinlegung, die auch von mir auf Befehl des seligen Königs ausging — das Letzte, was er im Militär befahl und, von seiner

Hand corrigirt, als Reliquie in den Acten des Garde-Corps sich befindet. — Ihre nächste Nummer muß es also sagen, daß ich alle diese Anordnungen getroffen.

Warschau 12. 6. 51.

Prinz von Preußen.""

Ich hatte es gerade vermieden, den Prinzen, weil er mir das Material zu jener Schilderung anvertraut, als den Ordner zu nennen, weil ich den Anschein abwehren wollte, als stehe das Blatt in irgend einer Beziehung zu ihm, was nach anderer Richtung auch schädlich werden konnte. Nun ich darüber ruhig sein durfte, schrieb ich in Nr. 396 den Artikel: „1840—1851!" —

Auch später habe ich beobachten können, mit welcher Genauigkeit und Sachkenntniß König Wilhelm dergleichen Dispositionen für Aufstellung und Bewegung größerer Truppenkörper bei festlichen Gelegenheiten zu entwerfen verstand, wie dabei auch die kleinsten lokalen Hindernisse im Raum oder der Stärke, Aufeinanderfolge und Ployement der Truppentheile im Voraus berechnet waren, so daß in der Ausführung Alles bis auf das Fußmaß im gegebenen Raume stimmte, und wie in dem ersten schriftlichen Entwurf und der Zeichnung nie eine Korrektur zu bemerken war, sondern Alles so bleiben konnte, wie es der König zuerst anscheinend flüchtig, in der Wirklichkeit aber durchdacht, niedergeschrieben. Beweise dafür sind die militärischen Dispositionen für die Fahnenweihe am 18. Januar und für die Krönung am 18. Oktober 1861, zu denen sich die Entwürfe in den Akten des Militär-Kabinets, von der eigenen Hand des Königs,

befinden. Da ich dieselben für meine militärischen Beschreibungen dieser denkwürdigen Momente der vaterländischen Geschichte benutzen durfte, so weiß ich, wie in sich fertig und abgeschlossen diese ersten Entwürfe waren. Und wie reich sind diese Akten an Charakterzügen des Königs, von denen der Natur der Sache nach nur wenige Menschen erfahren konnten.

Bei Prüfung des Entwurfs für die Baulichkeiten zur Krönung im Hofe des Königsberger Schlosses war die Höhe der Balustrade, welche die Empore für die Offiziere gegen den Hof abschließen sollte, im Fußmaße so hoch angegeben, daß die Offiziere kaum von den Vorgängen im Hofe etwas gesehen haben würden. Auch diese fast unbemerkbare Kleinigkeit war dem prüfenden Auge des Königs nicht entgangen und er hatte dabei geschrieben: „„Niedriger! Wenn Ich Offiziere Meiner Armee als Zeugen berufe, so sollen sie auch bequem sehen, was vorgeht!““

Mit dem Vortheil eines an solche Dinge gewöhnten Blickes sah der König in jedem Programm, Entwurf oder Zeichnung immer gleich, worauf es für das Ganze ankam, dann aber prüfte er mit ungemeiner Schärfe die Details. So z. B. findet sich in dem Programm für die Krönungsfeierlichkeit bei den Kroninsignien und deren Trägern die Randbemerkung: „„Auf den Kissen müssen Bänder angebracht werden, mit denen die Insignien so fest gebunden werden können, daß ein Herabfallen nicht zu fürchten ist, denn die Träger sind meist bejahrte Herren;““ und in dem Programm der Kommission für die Grundsteinlegung zum

Monument Friedrich Wilhelms III. 1863 hieß es: „„Die Krüppel unter den Veteranen, welche dem Zuge nicht zu Fuße folgen können, werden in Wagen des Königlichen Obermarstalles nachgefahren,““ welche Worte der König dahin änderte: „„Diejenigen unter den Veteranen, welche u. s. w.““

Das sind kleine, anscheinend unbedeutende Züge, aber für mich bekundeten sie das Wohlwollen, die Sorgfalt und Genauigkeit, so wie die Achtung des Königs für jedes Recht, jedes Verdienst, und sie erklären zugleich den Eindruck des Uebergewichtes, den er auf Jeden macht, welcher ihm Etwas vorzutragen hat. — Wie viele andere Beispiele könnte ich noch anführen, aber ich wähle hier mit Ueberlegung nur solche, welche jeden Augenblick in den betreffenden Akten nachgesehen werden können.

Im Jahre 1851 waren die Militärkonventionen mit kleineren Staaten Gegenstand mannigfacher Diskussionen, und der Prinz von Preußen übergab mir zur Benutzung an rechter Stelle, so wie zur Richtschnur für die Behandlung der Fragen in der Presse den folgenden Entwurf. (Siehe in den Papieren beim Jahre 1851.)

„„Diese (Militär-Conventionen) dürfen von Preußen nnter keinerlei Bedingung aufgegeben werden. Die alte Corpsformation des Deutschen Bundes ist als wiederhergestellt zu betrachten. Wenn nun feststeht, daß alle Contingente eines Deutschen Armee-Corps möglichst gleiche Organisation, Formation und Reglements haben sollen, so steht doch nicht fest, daß diese Gegenstände von dem größten Contingente den kleineren

aufgezwungen werden sollen. Die genannten Kleineren haben nun diese Gegenstände von Preußen angenommen, weil sie sich bei einer Großmacht bewährten. Preußen muß sie also mainteniren, wenn ihnen zugemuthet wird, die Preußischen Institutionen wieder aufzugeben, um sie mit den minder guten des größten Contingentes zu vertauschen. Hier muß Preußen ein ernstes Wort sprechen und seine militairischen Institutionen hervorheben und jenem größten Contingente zur Annahme nicht nur sehr bestimmt vorschlagen, sondern diese verlangen. Nur so kann man die kleinen Staaten mainteniren in ihrer Beibehaltung der preußischen Institutionen, nicht aber wenn man den größten Contingentsstaaten gegenüber die eigenen Institutionen stiefmütterlich vertritt.

Die Contingente mit Preußischen Institutionen gehören nach wie vor zum betreffenden Deutschen Armee-Corps und üben mit demselben, wenn es im Frieden zusammengezogen wird. Eben so stoßen sie im Kriege zu demselben, wenn nicht hin und wieder Abkommandirungen nöthig werden.

(NB. Dies muß auf geschickte Art einst gemacht, darf aber nicht gedruckt, oder geschrieben, wohl aber besprochen werden.)

Dank für Ihren Brief!

Baden den 9. 9. 51. P. v. P.

NB. Das Militair-Budget muß künftig, wie in England, en bloc eingebracht werden, um von den

Kammern en bloc angenommen zu werden. Eine Diskussion en détail ist Unsinn, weil kein Mensch in den Kammern etwas vom Militair versteht.""

Solche Weisungen des Prinzen von Preußen befolgte ich stets buchstäblich, benutzte nichts davon für die Presse, sprach aber dem General-Adjutanten von Gerlach, so wie den mir befreundeten Flügel-Adjutanten und den höheren Offizieren der damals besonders florirenden Potsdamer Militärischen Gesellschaft davon, so daß die Ideen und Wünsche des Prinzen an rechter Stelle ihre Vertretung fanden.

Um dieselbe Zeit, und zwar nach den in der Pfalz und Baden, so wie bei der damaligen Mobilmachung gemachten Erfahrungen wurde viel über eine andere Organisation der gesammten Landwehr verhandelt, und in Bezug darauf übersandte mir der Prinz die folgenden Weisungen. (Siehe eben da.)

„„Verbesserungen in der Landwehr.""

„„Alle öffentlichen Besprechungen dieses Gegenstandes müssen auf das Sorgfältigste vermeiden, Glauben zu machen, als habe sich das Landwehr-Institut bei der Mobilmachung als unhaltbar bewiesen, welche Ansicht bereits durch einige unvorsichtige Zeitungs-Artikel Platz greift. Dieser Ansicht muß sehr bestimmt entgegengetreten werden. Verbesserungen ergeben sich bei jedem Institute von Zeit zu Zeit, also bei dem vorliegenden auch.

Meine Ansicht.

Eine totale Reform erscheint nicht nothwendig, und wenn sie selbst nöthig wäre, so wäre der jetzige

Moment nicht der Zeitgemäßeste, weil von einem Augenblick zum andern ein Aufgebot der Armee möglich ist, also eine totale Reorganisation uns umschlagfertig finden würde. Dagegen ist nothwendig, den einzureihenden Offizieren an Quantität und Qualität zu Hülfe zu kommen. In der Quantität sind fast die Hälfte nicht abkömmlich. Im VIII. Armee-Corps wurden gar keine Reklamationen angenommen. Nach drei Wochen aber stockte die Administration, der Eisenbahndienst, die Zollbewachung und der Forstschutz ꝛc. ꝛc., und es mußten aus unabweisbarem Bedürfniß nach und nach 80 Landwehr-Offiziere entlassen werden. Diese standen also als eine Täuschung in der Liste. Sie mögen fortlaufend als Landwehr-Offiziere geführt werden, aber hinter der Linie, d. h. als Unabkömmliche, auf die nur im äußersten Nothfalle zurückgegriffen wird. Die Qualität kann nicht vorhanden seyn, (denn sonst brauchte man keine Linien-Offiziere bei der Landwehr). Der Wille und Geist ist größtentheils vortrefflich, le savoir aber gering. (Dieser Punkt muß öffentlich sehr schonend besprochen werden.) Abhülfe kann nur in Vermehrung der Linien-Offizier-Corps gefunden werden, und zwar 12 Seconde-Lieutenants per Infanterie- und 4 Seconde-Lieutenants per Cavallerie-Regiment mehr. Dagegen müssen 6 Capitains und 6 Premier-Lieutenants per Infanterie- und 2 Rittmeister und 2 Premier-Lieutenants per Cavallerie-Regiment mehr zum Etat gebracht werden, damit das

Avanzement nicht in ein Mißverhältniß zur Anzahl der Subaltern-Offiziere geräth. Diese neu creirten Stellen sind zur Besetzung der Landwehr-Compagnieführer-Stellen bestimmt, wenn sich notorisch keine Landwehr-Offiziere für dieselben finden.

Der Einjährige freiwillige Dienst darf künftig nicht mehr als die unbedingte Schule zum Landwehr-Offizier bezeichnet werden. Nur notorische Qualifikation kann und darf dazu führen, nicht aber Treibhaus-Erziehung.

Es müssen kleine Compagnien in der Stärke von 120—150 Mann per Bataillon formirt werden. Es sind dies vollständige Linientruppen, werden von Linien-Offizieren und Unteroffizieren befehligt und wie die Linie rekrutirt. Bei der Uebung und Mobilmachung treten sie vollständig in ihre Bataillone ein. Im Frieden stoßen sie zu Bataillonen von drei Compagnien zusammen. Die Stamm-Offiziere zählen außerhalb der correspondirenden Linien- und Landwehr-Regimenter, rangiren aber mit dem correspondirenden Linien-Regimente. Oder — (hier kann die Ansicht folgen, daß diese Stämme in den Landwehr-Stamm-Quartieren garnisoniren und Jahr aus, Jahr ein, die Landwehr-Offiziere und Mannschaften exerzieren sollen. Schwierig ist dies in der Zeit, wo sich die Stämme mit ihren eigenen Rekruten zu quälen haben??)

Die Landwehr-Cavallerie muß jedem Cavallerie-Regiment mit 2 Escadrons annectirt werden, haupt-

sächlich aus den Landwehr-Mannschaften der jüngsten Altersklassen entnommen. Der Regiments-Commandeur führt die Controlle über sie schon im Frieden. Sie tragen die Regiments-Uniform, nur mit dem Landwehr-Adler an der Kopfbedeckung. Sie üben alljährlich beim Regimente in einer zu bestimmenden Zahl. Die überschießende Landwehr-Cavallerie-Mannschaft wird in Landwehr-Escadrons und Regimenter formirt (ohne Lanzen) in der Stärke, wie dies die Qualität der Pferde Provinzenweise erlaubt. (Stämme für die Landwehr-Cavallerie erscheinen nicht anwendbar, indem die Kosten unerschwinglich sind, da diese Stämme, um Nutzen zu schaffen, eine gehörige Stärke haben müßten.)

In beiden Regimentern werden im Kriege, ganz nach Befinden des Brigade-Commandeurs, die Linien- und Landwehr-Offiziere durcheinander geworfen.

Schon im Frieden befehligt der Brigade-Commandeur die gleichnamigen Linien- und Landwehr-Regimenter. Ein Jahr um das andere führt in der Exerzierzeit der eine Brigade-Commandeur die zwei Linien-Regimenter als Linien-Brigade, während der andere die Aushebung besorgt.""

Daß auch diese Andeutungen, deren Klarheit und praktische Bedeutung wohl jeder Militär gleich herausfühlen wird, und die ja theilweise auch in die Reorganisation vom Jahre 1860 übergegangen sind, von der Wehr-Zeitung be-

nutzt und kommentirt wurden, versteht sich von selbst. Sie widersprachen in vielen Punkten dem damals im Kriegs-Ministerium Gewollten und als vor der Hand erreichbar Bezeichneten, brachten mich also wieder in eine sonderbare Lage den Männern gegenüber, die es anders wollten und doch an der Gediegenheit der Vorschläge sehr wohl merkten, daß sie mehr Beachtung verdienten, als gewöhnliche Journal-Artikel. Natürlich hat der fürstliche Autor nie erfahren, was ich für die Vertretung seiner Ideen von Männern zu leiden hatte, welche es für eine Ueberhebung hielten, daß ich die Armee reformiren wollte.

Bei allem Vertrauen und wahrer Freundlichkeit, die mir der Prinz von Preußen erwies, war er doch stets ein strenger Herr, wie man denn überhaupt ihm gegenüber nie vergessen konnte, daß man vor einem geborenen Könige stand. Er mußte doch im Ganzen mit meinem Eifer und meiner Thätigkeit zufrieden sein, sonst würde er mir in so wichtigen Dingen sein Vertrauen nicht geschenkt haben; aber bei dem geringsten Fehler gab es einen Verweis, der im ersten Augenblicke sehr wehe that. So z. B. der folgende Brief vom 24. Oktober 1851 aus Coblenz:

„„Nr. 323 vom 24. September der Wehr-Zeitung enthält unter Frankfurt a. M. die unglaubliche Mittheilung, daß ich der Revüe daselbst am 13. in Civilkleidern beigewohnt hätte. Unbegreiflich ist diese Mittheilung, da ich in voller Uniform mit meinem Adjutanten war, noch unbegreiflicher aber, daß Sie, ohne alles Weitere, diese unglaubliche Mittheilung

abdrucken ließen. Bei meiner Gesinnung und bei meinem militairischen Takte, hätten Sie sich sagen müssen, daß zu meinem Erscheinen in Civilkleidern bei meinen eigenen Truppen, entweder ein besonderer Grund obgewaltet haben müsse, der zu ermitteln blieb, ehe Sie es druckten, oder es wäre in einer Art geschehen, die gewiß bei mir den Wunsch voraussetzen ließe, daß ich das Factum horrendum der Vergessenheit übergeben sehen müsse; also auch in diesem Falle mußte Ihr Takt Ihnen sagen, dies Factum nicht drucken zu lassen.

Ich erwarte einen förmlichen Widerruf dieser Mittheilung.

Da Ihnen indessen eine solche Lüge nur von einem Offiziere des 29. Infanterie-Regiments erzählt worden seyn kann, so verlange ich die Nennung seines Namens, um dahinter zu kommen, was man bei Auftischung einer solchen groben Lüge beabsichtigt hat. Ich bin den 29. in Weimar, wo ich Ihre Antwort erwarte.""

Dieser Brief war, wie immer, wenn der Prinz strenge oder unzufrieden schrieb, nicht P. v. P., sondern ganz ausgeschrieben: Prinz von Preußen mit den gewöhnlichen großen Umschlingungszügen unterschrieben, und war mir besonders peinlich, weil es sich in der That dabei um eine Frage des Taktes und der militärischen Schicklichkeit handelte. Glücklicherweise war ich nicht daran schuld, denn die dumme Notiz war während meiner Abwesenheit aus Potsdam, um den Herbst-Manövern beizuwohnen, von meinem Stellvertreter,

allerdings einem Offizier, aus dem Frankfurter Journal entnommen worden. Ich konnte also, wenn auch nicht die Zeitung, doch mich leicht entschuldigen und erhielt darauf die folgende Antwort:

„„Viel Freude machte mir Ihre soeben erhaltene Mittheilung““ (sie betraf, wenn ich mich recht erinnere, die in einer Russischen Militär-Zeitschrift befindliche sehr anerkennende Rezension der Schrift des Prinzen über den Entwurf zu einer Deutschen Wehrverfassung). „„In der Anlage sende ich Ihnen ein Promemoria, das ich auf dem Dampfschiffe nicht finden konnte, s. p. r.

Ihre Erwiderung auf meine „Civilkleidung“ hat mir hinreichend bewiesen, daß Sie unschuldig daran sind.

B. 11. 10. 51. P. v. P.““

Ich habe schon erwähnt, in wie peinliche Lagen mich oft meine Zwitterstellung als Redakteur zweier Militär-Zeitschriften und als Vorleser des Königs, also gezwungen, mit den militärischen Notabilitäten bei Hofe zu verkehren, brachte. Ich wollte das, was der Prinz von Preußen für wünschenswerth und zweckmäßig hielt, und sollte oft nur das, was konstitutionell erreichbar war. Noch jetzt muß ich mich wundern, daß ich unversehrt über diese Klippen hinweg laviren konnte, ohne meine Stellung überhaupt auf das Empfindlichste zu gefährden. Es mögen daher noch einige Beispiele folgen, allerdings besonders deswegen, weil sich in den Schreiben des Prinzen die Treue und Festigkeit erkennen läßt, mit welcher er sein ganzes reiferes Leben hindurch an seinen Grundsätzen festgehalten hat. Sie erklären, was zehn

Jahre später der König gegen den Unverstand oder bösen Willen mit so vielen traurigen Erfahrungen vertheidigen mußte, und werden deshalb für alle Zeiten von Interesse sein.

„„Coblenz, d. 6. 1. 52.

Die Adler-Zeitung sagte in Nr. 148 vom 18. Dezember beim Schlusse des Artikels über das Armee-Budget:

„Die dreijährige Dienstzeit könne nur wieder eingeführt werden, wenn man die halbe, ja ²/₃ der Staatsrevenüen auf die Armee verwenden wolle;"

und die Wehr-Zeitung sagt in Nr. 350 vom 24. Dezember:

„Der dreijährigen Dienstzeit trete das Militair-Budget nicht als ein Gespenst, sondern als eine traurige Wirklichkeit entgegen, was die nun folgenden Gehaltscompetenzen nachweisen sollen. Diese Competenzen schließen dann mit der Bemerkung, daß jenes Gespenst

600,000 Thaler

kosten würde."

Wahrlich ein Gespenst, vor dem ein Preußisches Budget mit 94 Millionen zu erschrecken hat!!!!!!

Letzterer Artikel trägt das Gepräge, aus dem Kriegs-Ministerium gekommen zu seyn. (So war es wirklich.)

Beide Artikel zusammen genommen, haben die Aktion, zu verblenden und das Vertrauen in der Armee gänzlich sinken zu lassen.

Da sie aber verblendet haben, so hoffe ich, werden Sie einen Artikel schreiben, der jene beiden in ihr

wahres Licht stellt, nemlich, daß sie ein Abtrumpfen der Wiederherstellung der dreijährigen Dienstzeit seyn sollen, denn

die Hälfte des Staats-Budget wären 47 Millionen,
$^{2}/_{3}$ derselben sind 62 Millionen.

Jeder Kriegsschüler kann aber nachrechnen, daß die Etatserhöhung bei allen Waffen durch die dreijährige Dienstzeit noch nicht Eine Million macht, also: 1+27 Millionen=28 Millionen. Und behaupten zu wollen, daß Preußen nicht 600,000 Thaler aufbringen könne, und diese Summe ein Gespenst zu nennen, beweiset doch auch augenscheinlich mauvaise volonté in dieser Lebensfrage der Armee. Also schreiben Sie etwas der Art.

P. v. P.""

Dies war nun so einer von den Fällen, wo ich in der That nicht wußte, wie ich mich wenden und drehen sollte. Der König war bereits durch den damaligen Kriegs- und den Finanzminister für die kürzere Dienstzeit gewonnen und man wollte sich keiner Verweigerung in den Kammern aussetzen. Mir war die Unterstützung der kürzeren Dienstzeit geradezu befohlen, und nun kam der Prinz mit seiner unerschütterlichen, unwiderstehlichen Bestimmtheit. Nr. 355 der Wehr-Zeitung enthält, was ich thun konnte, thun durfte.

Darauf erfolgte eine wichtige Antwort.

""C. 10. 1. 52.

Ihre Artikel in dem morgenden Blatte werde ich abwarten. Gegen das $2^{1}/_{2}$ jährige Dienstzeitsprojekt

habe ich mich auf das Allerbestimmteste gegen den König ausgesprochen. Man steht an der Schwelle Alles haben zu können, was uns Noth thut, und trifft eine halbe Maßregel um — 500,000 Thaler nicht zu verlangen. Das ist nicht zu dulden.

P. v. P.

P. S. Die übrigen Punkte sind gut, nur zu wenig Offizier.""

Im Juli 1852 wurde in Karlsruhe das Denkmal für die im Feldzuge von 1849 gefallenen Krieger enthüllt, und ich schrieb darüber einen langen Artikel für den Soldatenfreund, dem ich ein gutes Portrait des Prinzen hinzufügen wollte. Ich bat um ein solches und erhielt umgehend folgende Antwort:

„„Baden, 2. 8. 52.

Vielen Dank für Ihren Brief. Mit dem Gebrauch der Russischen Rapporte bitte ich sehr, die angedeutete Diskretion zu üben.

Die Wünsche, daß ich mit nach Preußen zur Revüe kommen möge, bitte ich ungedruckt zu lassen.

Von meinen Portraits dürfte sich zu der angegebenen Vervielfältigung am besten eignen die Photographie, welche im Bibliothekschrank des Babelsberger Schlosses sich befindet, das eine stehend, das andere sitzend, zu Ihrer Auswahl. Der Schloßwart Stück soll sie Ihnen aushändigen, wenn Sie ihm diese Zeilen zeigen.

Wie bedaure ich Ihre neue Mühe um meine Bibliothek. P. v. P.""

Auf die Bedeutung des letzten Satzes werde ich weiterhin zu reden kommen. Hier muß ich erst anfügen, daß der Prinz von Preußen auch die Freundlichkeit hatte, die Korrektur des Artikels über das Denkmal zu lesen, und mit welchem Verständniß, beweist das sorgfältig aufbewahrte Exemplar.

Im Anfange dieses Jahres sah mich der Prinz von Preußen bei einem Vorleseabende im Potsdamer Schlosse zum ersten Male mit dem Ehrenkreuze des Hohenzollernschen Hausordens geschmückt, welches König Friedrich Wilhelm IV. mir am 15. Oktober 1851 verliehen. In der desfalls von dem Könige selbst vollzogenen Urkunde heißt es wörtlich:

„„Wir Friedrich Wilhelm IV. von Gottes Gnaden König von Preußen.

Nachdem wir zur Feier Unseres Geburtstages am 15ten Oktober des Jahres 1851 an mehrere Personen Unseres Gefolges und Dienerschaft zur Bezeigung Unserer vorzüglichen Zufriedenheit mit der in den schwersten Zeiten des Aufruhrs und der Verwirrung des unheilvollen Jahres 1848 Unserer Person bewiesenen aufopfernden Treue ein besonderes Ordens- und Ehrenzeichen verliehen haben, bestehend in dem Kreuze Unseres Haus Ordens von Hohenzollern in Silber, welches zu mehrerer Auszeichnung der damit Begnadigten hinfort nicht weiter verliehen werden soll, haben Wir über diese Verleihung besondere Besitz-Urkunden Allerhöchst Selbst Eigenhändig ausstellen wollen.

Demnach Wir bekunden, daß Wir Unserem Getreuen:
dem Ludwig Schneider, Hofrath,
das gedachte silberne Kreuz Unseres Haus Ordens von Hohenzollern in Gnaden verliehen haben. Auch wollen Wir bestimmen, daß wenn Wir späterhin Uns bewogen finden sollten, dem gedachten Hofrath Schneider eine andere Klasse des Haus Ordens von Hohenzollern in Gnaden zu verleihen, das silberne Kreuz ferner auch neben dieser anderen Klasse getragen werden soll.

So geschehen und gegeben zu Berlin den 24ten Januar 1853 unter Unserer Allerhöchsten Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Friedrich Wilhelm.""

Nur sieben Personen erhielten damals dieses silberne Kreuz, und in sämmtlichen Staatshandbüchern bis zum Tode König Friedrich Wilhelms IV. befindet sich die Bemerkung:

„Ist nur an einige Personen verliehen worden und soll nie wieder verliehen werden."

Diese Ausschließlichkeit des so verliehenen Ehrenzeichens war auch die Veranlassung, daß die Verleihung weder im Staats-Anzeiger bekannt gemacht wurde, noch die offizielle Ordensliste die Namen der damit Dekorirten enthielt.

Zwei derselben, der Garderobe-Intendant, damals erster Kammerdiener des hochseligen Königs, Tiedke, und der Schatull-Rendant, Kabinets-Sekretär der Königin Elisabeth, Harder, sahen einige Jahre nach der Verleihung die in der Besitz-Urkunde gewährte Hoffnung erfüllt, erhielten das Ritterkreuz III. Klasse und tragen dasselbe neben dem silbernen Ehren-

kreuze; gewiß eine seltene und besonders ehrende Auszeichnung!

Als König Friedrich Wilhelm IV. starb, verlieh König Wilhelm an alle Personen, welche seinen Königlichen Bruder in seiner Todeskrankheit gepflegt, ein ganz gleich geformtes silbernes Hohenzollernkreuz. Die sieben, 1851 damit begnadigten Personen verloren dadurch die ihnen urkundlich zugesicherte Auszeichnung, die alleinigen Besitzer dieses Ordens- und Ehrenzeichens zu sein. Der Zweck aber, solche Personen auch weiter damit zu belohnen, welche „der Person des Königs Friedrich Wilhelm IV. aufopfernde Treue bewiesen hatten," wenn auch nicht in dem besonders genannten Jahre 1848, band den früheren ausschließlichen Besitzern die Zunge und ließ mich wenigstens nicht gegen eine Verleihung reklamiren, die mir, ohne ein Verschulden von meiner Seite, eine Auszeichnung nahm, die mein ganz besonderer Stolz war und ist, und noch auf meinem Sterbebette bleiben wird.

So kamen die Herbstmanöver des VII. und VIII. Armeekorps im September 1861 heran, und der König erlaubte mir, dabei gegenwärtig zu sein, wie stets, mit Ausnahme der Eisenbahnfahrt, auf meine eigene Kosten, weil ich richtige Berichte über die militärischen Vorgänge schreiben sollte. Dort hörte ich an einer table d'hôte in Köln den Hofjuwelier Wagner davon erzählen, daß er beauftragt sei, silberne Kreuze zum Hausorden von Hohenzollern anzufertigen, welche bei der bevorstehenden Krönung zur vierten Klasse dieses Ordens kreirt und mit der vierten Klasse des Rothen Adlerordens auf gleicher Stufe rangiren sollten. Da

Herr Wagner weitere Auskunft über diese Frage verweigerte, so unterstand ich mich am nächsten Morgen im Schlosse Brühl, bei Gelegenheit der Vorlage eines Berichts über die Manöver, Seine Majestät selbst zu fragen, ob dies gegründet und ob Allerhöchst demselben der Wortlaut der Urkunden bekannt sei, welche jene Verleihung des silbernen Ehrenkreuzes als eine ausschließliche, für nur sieben Personen bestimmte, einmalige und nie zu wiederholende bezeichnete? Die Antwort war: „Nein!" und als ich nun die näheren Umstände erwähnte, welche dieses silberne Ehrenkreuz zu einer besonders werthvollen Auszeichnung machte, erhielt ich den Befehl, meine Urkunde einzureichen, was denn auch sofort von Potsdam aus geschah, als ich zurückgekehrt war. Ich erhielt dieselbe aus dem Civilkabinet amtlich und mit der Bemerkung zurückgesandt: daß Seine Majestät der König Kenntniß davon genommen, ohne indessen sonst irgend etwas zu erwähnen.

Mein Erstaunen wird daher begreiflich sein, als ich am Krönungstage in Königsberg die Kreirung einer vierten Klasse des Hausordens verlesen hörte und dazu das silberne Kreuz bestimmt war, ohne daß in der Stiftungsurkunde jener ersten sieben Ehrenkreuze von gleicher Form erwähnt oder auch später irgend wie von ihnen Notiz genommen war. Ich nahm mir nun vor, den König gehorsamst zu fragen, was ich verschuldet, daß ich allein an diesem Freuden- und Ehrentage degradirt worden sei, denn als etwas Anderes konnte ich es nach dem Erzählten nicht erkennen. Mit dem festen Vorsatze meinen Kummer darüber auszusprechen, betrat ich am nächsten Morgen das Zimmer des Königs, um wegen der Veröffent-

lichung der Anrede an die Generale der Armee, welche sich in der Originalhandschrift des Königs noch in meinem Besitze befindet, und über welche ich mit dem Kriegsminister von Roon und dem Generaladjutanten von Manteuffel hatte konferiren müssen, Bericht zu erstatten. Daß der König sehr guter Laune und besonders gnädig für mich gestimmt sein mußte, bewies mir, daß ich hineingerufen wurde, als der Kaffee eben servirt worden war, denn nur in seltenen Fällen sprach mich der König während des Frühstücks, gewöhnlich nach demselben.

Eben wollte ich mir das Herz fassen, nach beendetem Bericht über meine Versetzung in die vierte Klasse zu sprechen, als der König mit jener herzgewinnenden Freundlichkeit und Milde, die man selbst erlebt haben muß, um zu wissen, welchen Eindruck sie auf Jeden machte, der ihm mit gutem Bewußtsein gegenüberstehen durfte, sagte:

„„Sie haben Mir getreulich auch bei dieser Gelegenheit geholfen und haben keine Mühe für die Armee gescheut. Dafür verleihe Ich Ihnen die dritte Klasse Meines neugestifteten Kronenordens. Sie müssen sich aber mit dem Ordenszeichen gedulden, bis wir nach Berlin zurückkommen, denn die wenigen Kreuze, welche die General-Ordenskommission noch hat, brauche Ich auf der weiteren Reise nach Danzig und Breslau.““

Da sollte ich nun wohl noch etwas vom Hohenzollern-Kreuze sagen!? — Ich war so überrascht und dankerfüllt, daß ich gar nicht wußte, was ich darauf erwidern sollte, denn es war mir auch nicht im Traum eingefallen, bei Gelegenheit

der Krönung auf eine solche Auszeichnung zu rechnen, und konnte am Tage nach der Krönung um so weniger daran denken, als ja sämmtliche Ordensverleihungen und Gnadenbeweise schon am Krönungstage selbst veröffentlicht worden waren. — Es wurde also Nichts aus meiner vermeintlich sehr begründeten Beschwerde.

Der Zufall fügte es, daß ich die Angelegenheit unabsichtlich noch einmal zur Kenntniß des Königs bringen konnte. Da nämlich am Krönungstage auch das Großkreuz zum Rothen Adlerorden gestiftet worden war, wurde es nothwendig, eine Fortsetzung zu meinem Buche „Vom Rothen Adlerorden“ zu schreiben. Ich bat um die Erlaubniß, die Akten der General-Ordenskommission benutzen zu dürfen und fand in diesen eine sekretirte Königliche Ordre, in welcher dem Kammerherrn Grafen Perponcher, obgleich nicht Militär, für sein Benehmen während der Belagerung von Gaëta der Rothe Adlerorden dritter Klasse mit Schwertern verliehen worden war; und um diese Auszeichnung auch außerdem noch zu einer ganz besonderen zu machen, sollte Graf Perponcher diese Klasse mit den Schwertern weiter tragen dürfen, wenn er später eine höhere Klasse erhalten würde. Dieser damals nicht öffentlich bekannt gewordene Umstand gab die Veranlassung, der gleichen Absicht des hochseligen Königs mit Bezug auf jene sieben silberne Ehrenkreuze zu gedenken, von denen ja zwei schon das Recht hatten, neben der dritten Klasse fortgetragen zu werden. Der König hatte die Gnade, die Korrektur dieses Supplements zu meinem Werke zu lesen und zu verbessern, hat also abermals von jener besonderen

Auszeichnung erfahren, und zwar wohl ein Jahr nach der Krönung. Aber vergebens, der König hat nie mit mir davon gesprochen, und so bin ich denn in die vierte Klasse versetzt geblieben. Daß ich keinen Grund dafür weiß, rechtfertigt freilich die Annahme noch nicht, daß kein Grund dafür vorhanden gewesen. Das ändert an dem seltsamen Faktum selbst indessen leider nichts!

Daß König Wilhelm mit äußerster Gewissenhaftigkeit und Beobachtung des Wortlautes der Statuten bei der Verleihung von Orden und Ehrenzeichen zu Werke ging, beweist seine lange anhaltende Weigerung, mir die sogenannte „Krönungsmedaille am Bande", auf die ich ein bestimmtes Anrecht zu haben glaubte, zu verleihen. Als die Krönung in Königsberg herannahte, hatte ich nicht die entfernteste Aussicht, dahin mitgenommen zu werden, und auf eigene Kosten eine solche Reise zu machen, würde meine Mittel überstiegen haben. Ich glaubte zwar, auch von dort aus nützen zu können, aber, wie gesagt, es bot sich keine Aussicht dazu. Der Zufall fügte es, daß ich am Tage vor der Abreise des Königlichen Hofes im Schlosse Babelsberg Dienst hatte. Schon war mein Bericht beendet und ich verbeugte mich, um zu gehen, da fragte mich der König:

„Mit welchem Zuge werden Sie denn nach Königsberg fahren?

„Mit gar keinem, Eure Majestät, denn das würde meine Mittel übersteigen."

„Und Sie sollten nicht bei Meiner Krönung sein? Das wäre ja noch schöner! Die ganze Armee wird dort vertreten sein. Wer soll denn richtig über das Militärische berichten?"

„Das habe ich mir auch gedacht; aber wie hätte ich es wagen können, einen Wunsch auszusprechen!"

„Nun, dann fahren Sie morgen mit Meinem Extrazuge!"

„Zu Befehl, Eure Majestät!"

So kam ich denn mit nach Königsberg und glaube dort so fleißig gewesen zu sein, daß ich diese abermalige Freundlichkeit des Monarchen wohl verdient. Doch davon weiterhin.

Als nun die Krönungsmedaille an alle diejenigen vertheilt wurde, welche der Krönung dienstlich beigewohnt, ich aber nicht auf der vom Könige selbst vollzogenen Liste stand, erkundigte ich mich bei dem Hofrath Borck, ob ich vielleicht durch irgend einen Zufall vergessen worden sei. Ich bat ihn mich in Erinnerung zu bringen, weil Jeder, der die Ehre hatte, vor dem Könige zu erscheinen und die Krönungsmedaille erhalten, das Orangeband derselben angelegt hatte, die ersten Würdenträger des Hofes sogar ausschließlich, ohne irgend einen andern Orden; es könnte daher wie eine Nichtachtung erscheinen, wenn ich das Band nicht ebenfalls trüge. Hofrath Borck brachte mir aber die Antwort, ich hätte kein Anrecht auf diese Medaille und würde sie nicht erhalten. Das war mir denn doch außer dem Spaße, und ich unterstand mich, als ich das nächste Mal die Ehre hatte, den König zu sprechen, nach der Ursache dieser Ausschließung zu fragen, die doch Jedermann auffallen müsse, da man mich ja dort gesehen, und ich jeden Morgen vor und nach der Krönung die Ehre gehabt, persönlich die Befehle Seiner Majestät entgegennehmen zu dürfen.

„Die Urkunde lautet: Alle, die berufen oder im Dienste dort anwesend waren. Sie waren weder berufen, noch im Dienste, können die Medaille also auch nicht bekommen."

„Verzeihen Eure Majestät, Niemand kann direkter nach Königsberg berufen gewesen sein, als ich, da ich am Tage vor der Abreise auf Schloß Babelsberg von Eurer Majestät Selbst zur Mitreise befohlen wurde, und im Dienste bin ich auch gewesen, da ich am Tage vor der Krönung Eurer Majestät die gedruckte Anrede an die Generale vorgelesen, auch zu mehreren Aufträgen an den General von Manteuffel und den Minister von Roon gebraucht worden bin."

Darauf schwieg der König und dann wußte ich, daß nun auch meinerseits nicht mehr zu reden war. Jedenfalls bekam ich die Medaille nicht. Die Sache wurde nun selbst der Hofdienerschaft auffällig und ich von allen Seiten gefragt, weshalb ich denn die Krönungsmedaille nicht trüge, wenn ich zu Seiner Majestät hineinginge? Das wurde mir so unangenehm, daß ich mir herausnahm, endlich auf die Frage des Königs:

„Wie geht's?"

zu antworten:

„Schlecht! Eure Majestät; ich habe die Krönungsmedaille nicht und alle Welt glaubt, ich habe Etwas begangen, daß ich von dieser Ehre ausgeschlossen bin."

Der König lächelte, aber die Medaille bekam ich doch nicht.

Dreiviertel Jahre dauerte es, bis ich endlich die Medaille durch den Hofrath Borck und das darauf lautende Patent von der General-Ordenskommission erhielt. Vergebens habe

ich mir den Kopf zerbrochen, was wohl die Ursache dieser langen Ausschließung gewesen sein könne und vermuthe, daß es die Besorgniß gewesen, die Korrespondenten aller Zeitungen, welche von ihren Redaktionen nach Königsberg geschickt worden waren, ebenfalls mit dieser Medaille dekoriren zu müssen, denn auch mich hatte der König doch wahrscheinlich nur in dieser Absicht mitgenommen, jedenfalls mich so gebraucht.

Da ich einmal von Königsberg und der Krönung spreche, so mögen gleich hier einige Erinnerungen an jene denkwürdige Zeit eingeschaltet werden.

Zunächst ein, Gott sei Dank! nicht erfülltes böses Omen, das mich lange Zeit und besonders bei dem Ausbruch des Krieges gegen Dänemark schwer beunruhigte, denn ein böseres Omen läßt sich selbst für Den, der sonst nicht an dergleichen glaubt, kaum denken! Bekanntlich waren von allen Regimentern der Armee Fahnen und Standarten, zusammen 153 dieser Ehrenzeichen (102 Fahnen und 51 Standarten) nach Königsberg gebracht worden und wurden in einem Vorzimmer zur Wohnung des Königs vor dem Thronsaale, in einem flüchtig zusammengeschlagenen Gerüste aufgestellt, so daß jede einzelne aufrecht stand, ohne die andere zu berühren; in der That ein Wald von Fahnen und Standarten! Das Abbringen derselben geschah am 16. Oktober Vormittags, und am 17., dem Tage vor der Krönung, war ich früh 8 Uhr eben aus dem Zimmer des Königs gekommen, wo ich die in der Hartung'schen Zeitung abgedruckte Rede, welche der König am 16. Mittags an die Generale der Armee gehalten, überreicht, und wollte eben durch das

Kammerdienerzimmer die große Treppe hinuntergehen, als ich plötzlich einen schmetternden, heftig dröhnenden Schlag in dem gegenüberliegenden Vorzimmer hörte, als ob ein Einsturz erfolgt wäre. Von allen Seiten kamen sogleich Leute herbei und als die Thür geöffnet wurde, lagen sämmtliche Ehrenzeichen der Armee in wüster Unordnung übereinander am Boden. Das Gerüst war zusammengebrochen, hatte sich von der Wand abgelöst und so den Sturz der Fahnen und Standarten herbeigeführt. Alle legten Hand an, sie wieder aufzurichten und so wurden sie ohne jede Ordnung oder Reihenfolge nur in einem Haufen an den Ofen gelehnt und Anstalt getroffen, das Gerüst wiederherzustellen. Ich kann gar nicht sagen, wie tief mich dieser Vorfall ergriff, hatte ich doch wenige Wochen vorher eine geschichtliche Arbeit beendet, in welcher die jedenfalls merkwürdigen Vorbedeutungen erwähnt waren, die 1806 vor dem Ausmarsch der Garnison von Berlin in die unglückliche Campagne gegen Napoleon I. bemerkt wurden. Ein heftiger Sturmwind warf nämlich damals die Trophäen vom Dache des Zeughauses und die Trophäe in der Hand der Viktoria auf dem Brandenburger Thore herab. Ob der König je von diesem Vorfall am Tage vor seiner Krönung gehört oder erfahren, weiß ich nicht. Das Vorzimmer lag so weit von dem Kabinet des Königs entfernt, daß selbst der erschütternde Fall so vieler schwerer Körper auf einmal, vielleicht nicht bis zu seinen Ohren gedrungen ist, und erzählt hat es ihm wohl schwerlich Jemand! Auch hier würde die Erinnerung keinen Platz gefunden haben, wenn ich sie nicht nach dem so glorreich für die Preußischen

Waffen beendeten Kriege gegen Dänemark niederschreiben könnte.

Ebenfalls am 17. fand in demselben Zimmer, wo bei der Krönung 1701 der Schwarze Adlerorden gestiftet worden war, ein feierliches Kapitel dieses Ordens statt. Es war zugleich das Audienzzimmer unmittelbar vor dem Kabinet des Königs. Nachdem ich den neuen feierlichen Verleihungen im Thronsaale zugesehen hatte, ging ich durch das Kapitelzimmer, und sah in der Aufstellung der Sessel, so wie in einigen noch unbenutzt ausgebreiteten Rittermänteln die Vorbereitung für die seltene Feierlichkeit, welcher ja natürlich Niemand beiwohnen darf, der nicht Ritter, oder in einer amtlichen Funktion dazu berechtigt ist. Der Wunsch, zu sehen, was bei dieser Gelegenheit geschieht, war verzeihlich genug, und ich untersuchte die Oertlichkeit, ob dies nicht ungesehen möglich wäre. Eine Glasthür führte direct aus dem Kapitelzimmer in das Zimmer für die unmittelbare Bedienung des Königs, und zu diesem letzteren konnte ich jederzeit Zutritt erhalten. Im Kapitelzimmer war diese Glasthür aber für die erwartete Sitzung mit einer schweren grünseidenen Gardine verhängt, es sollte also Niemand durch die Scheiben derselben hineinsehen können. Da ich indessen ganz allein im Zimmer war, so schob ich die Gardine an der Seite inwendig so weit zurück, daß doch ein Ueberblick aller Sessel und des Mitteltisches vom Nebenzimmer aus möglich, im Kapitelzimmer selbst aber nicht zu bemerken war. Dann ging ich in das Nebenzimmer, wo ein alterthümlicher Sessel mit großer Lehne dicht an die Thür gerückt war und

die Mäntel des Königs hingen. Hinter diesem Stuhl und von den Mänteln bedeckt, konnte ich unbemerkt der ganzen Abhaltung des Kapitels zusehen, hörte die von dem Geheimen Rathe von Olfers vorgelesenen Nekrologe der seit dem letzten Kapitel verstorbenen Ritter, übersah die ganze in hohem Grade interessante Versammlung und vernahm auch die feierliche Anrede des Königs an die Ritter bei Eröffnung des Kapitels.

Als später ein Bild dieses Ordenskapitels für das Album des Königs angefertigt werden sollte und ich den Entwurf des Malers Paul Bürele dafür vorlegte, fragte der König: woher ich die Angabe für Placirung der Ritter und das Arrangement des Kapitelzimmers habe, da ja Niemand dabei gegenwärtig gewesen sei? Ich erzählte, welche Freiheit ich mir genommen und wie ich es gemacht, um mir ein Zuschauerplätzchen zu sichern. Der König lächelte und befahl nun, daß der Maler meinen Kopf hinter der Gardine markiren sollte, und so zeigt sich denn auf dem im Besitze des Königs befindlichen Bilde mein Kopf allerdings sehr viel deutlicher, als es an jenem Tage der Fall war und einem künftigen Beschauer des Bildes möglich erscheinen wird.

Die schon erwähnte, so ungemein gnädige Verleihung des Kronenordens dritter Klasse am Tage nach der Krönung ist auch noch in anderer Weise merkwürdig für mich. Zunächst durch das Vertrauen, welches der König mir bewies, indem er mich mit Veröffentlichung der Rede beehrte, welche er am 16. an die Generale der Armee gehalten. Der König gab mir das Manuskript dazu, unmittelbar nachdem dieselbe

gehalten worden war, mit dem Befehl, dieselbe sofort in der Königsberger Hartungschen Zeitung drucken zu lassen. Ich hatte dieselbe nicht hören können, sondern den Vorgang nur aus den Fenstern des Schlosses mit angesehen. Als ich die Rede abschrieb, um das Manuskript des Königs nicht aus der Hand geben zu müssen, fand ich die Stelle:

„Nur die Armee ist es gewesen, welche den König und das Vaterland in den Tagen unheilvollster Stürme erst vor Kurzem gerettet und seine Sicherheit befestigt hat“

sehr viel stärker und ausschließlicher für die Armee ausgedrückt, und glaubte deshalb gerade in diesen Tagen eine schwer verantwortliche Handlung zu begehen, wenn ich diese Rede so ohne Weiteres dem Drucke übergäbe, denn sofort würde sie in ganz Europa gelesen worden sein und hätte dann wahrscheinlich von Seiten der Demokraten heftige Kontroversen hervorgerufen. Unruhig und schwankend darüber, was ich thun sollte, eilte ich auf das Schloß zurück und hatte das in diesen so bedrängten Tagen besondere Glück, den König noch einmal kurz vor der Tafel zu sprechen, und ihm meine Bedenken mitzutheilen. Ich sagte: gewiß wäre Niemand mehr wie ich überzeugt, daß die Armee im Jahre 1848 das Vaterland gerettet hat, aber einige andere Leute hätten denn doch wenigstens nach ihrer Kraft redlich dabei geholfen, und gerade unter den Männern, die hier in Königsberg zur Krönung versammelt wären, befänden sich doch Viele, die sich durch diese Stelle der Rede in ihrem Bewußtsein gekränkt fühlen würden.

Der König las den Entwurf noch einmal durch und

sagte: „Das ist meine vollständige Meinung. Wenn Sie aber glauben, daß diese Worte irgend Jemandem wehe thun könnten, so sprechen Sie erst mit Manteuffel und Roon darüber. Ich will nichts dagegen haben, wenn es anders gefaßt wird."

So eilte ich denn gleich nach aufgehobener Tafel zu den beiden Generalen von Roon und von Manteuffel, zeigte ihnen das Manuskript des Königs und hatte die Freude, daß beide Männer, die gewiß der Armee kein Jota von ihrer Ehre nehmen ließen, mit meinen Bedenken einverstanden waren und eine andere Redaktion billigten, mit welcher ich nun in die Hartungsche Druckerei eilte und die Rede drucken ließ, so daß sie schon am 17. früh erschien und ich sie dem Könige vorgelegt hatte, als jener Umsturz sämmtlicher Fahnen und Standarten erfolgte. Unterdessen hatte der König bereits seine Anrede sowie die Antwort des Feldmarschalls von Wrangel noch einmal niedergeschrieben und gab mir, gegen Aushändigung des ersten, dieses zweite Manuskript zur Veröffentlichung in den Berliner Zeitungen. Dieses ist es auch, welches sich in meinem Besitze befindet. Am 19. nun sprach der König gerade über diese Angelegenheit, als er mir gleich darauf den Kronenorden verlieh, und diese Verleihung kam mir um so überraschender, als ich nach dem ersten Gespräche dieses Morgens eher eine ungnädige Entlassung, als eine solche Auszeichnung erwartet hatte. Dazu muß ich freilich weiter ausholen.

Zur Zeit, als noch die Frage war, ob Huldigung oder Krönung, und die Kontroverse darüber in die Presse drang, hier aber je nach den Parteianschauungen mit großer Heftig-

keit geführt wurde, die Polemik auch noch nicht nachließ, als der König sich bereits für die Krönung entschieden hatte, brachte eines Tages die Kreuz-Zeitung einen Artikel, der sich in ungewöhnlich scharfer Weise für eine Huldigung und gegen eine Krönung aussprach. Der Artikel war so ungewöhnlich unehrerbietig gegen den doch schon bekannten Willen des Königs, daß ich erschrak, als ich ihn las, und selbst Bekannte kamen mit dem Zeitungsblatte zu mir heran, um ihr Erstaunen über den Ton auszusprechen, den die sonst so taktvolle Zeitung bei dieser Gelegenheit angeschlagen. Man hätte dasselbe, nur nicht in so scharfer Weise, sagen können; man hätte seinen Prinzipien nichts zu vergeben brauchen, ohne deswegen so einschneidend zu opponiren.

Ich hatte vorher und habe seitdem nichts Aehnliches von dieser Zeitung erlebt. Der Zufall wollte, daß ich am nächsten Morgen auf Schloß Babelsberg zu thun hatte; ich fand den König in hohem, bis dahin noch nicht gekanntem, Grade erzürnt, ja, dieser Zorn richtete sich gegen mich, weil der König wußte, daß ich ein Mitarbeiter der Kreuz-Zeitung war; als ob ich für die Leitartikel der Redaktion verantwortlich sei! Der König äußerte: daß ihm selten etwas so wehe gethan, als dieses Verkennen seiner wohlerwogenen Entschlüsse, und zwar von Männern, deren Treue und Gesinnung er stets anerkannt. Dies sei aber zu viel und man solle empfinden, daß der König nicht gesonnen sei, sich offen von einer Zeitung Trotz bieten zu lassen. Ich möge den Herren sagen, daß er ihre Zeitung von nun an nicht mehr lesen werde und daß dieselbe ihm nicht mehr in das Palais gebracht werden solle.

Darauf ließ sich weder etwas erwidern noch thun; mußte ich doch zugeben, daß wirklich etwas Unschickliches geschehen war. Bedauern konnte ich nur, daß ich mit der Zeitung identifizirt wurde, denn der Unwille des Königs schien sich gegen mich zu richten. Als ich nun wiederholt den Befehl erhielt, „den Herren" das zu sagen, eilte ich schon mit dem nächsten Zuge nach Berlin und richtete meinen Auftrag aus. Der Chefredakteur, Dr. Beutner, war im Seebade abwesend; überhaupt war eine Zeit interimistischer Bedrängniß, wie oft im hohen Sommer. Jener Artikel war von einem hervorragenden Mitgliede der konservativen Partei, und seine Aufnahme war theils durch den Mangel eines Leitartikels überhaupt, theils durch die Autorität veranlaßt worden, welche der Verfasser mit Recht bei dieser Zeitung besaß. Man war natürlich sehr betroffen und wurde es noch mehr, als bald darauf der Korrespondenzsekretär des Königs, Hofrath Bork, erschien und offiziell erklärte, die Kreuz-Zeitung solle ferner nicht in das Königliche Palais geschickt werden. Ich rieth zu einem erklärenden, begütigenden Artikel, erbot mich zur Redaktion eines solchen, erhielt aber die Antwort: man bedauere das Vorgefallene, könne aber nicht retraktiren, ohne sich innerhalb der Partei eine Blöße zu geben.

So schien der Riß denn unheilbar! Vergebens gab ich mir Mühe, durch militärische Artikel, welche für die neue Organisation eintraten, den König für die Zeitung wieder freundlich zu stimmen; es gelang nicht. Wenn ich dergleichen Artikel geschrieben, unterstand ich mich, dieselben dem Könige vorzulegen oder zu übersenden. Der König las sie, behielt

aber nie die betreffende Nummer der Zeitung in seinem Zimmer, sondern sandte sie mir, eigenhändig couvertirt und adressirt, zurück, oder legte sie im Bibliothekzimmer auf diejenige Stelle, wo ich Befehle, oder Bücher, oder Manuskripte für mich fand.

Von dieser Zeit an las der König die neuentstandene „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" und beauftragte mich auch, dieselbe durch Artikel und Berichte zu unterstützen.

So kam die Zeit der Krönung heran. Ich hatte mit dem Chefredakteur, Dr. Beutner, dem diese fortgesetzte Königliche Ungnade gegen die Zeitung sehr unangenehm war, verabredet, er möge nur einen Leitartikel schreiben, in welchem jener frühere, wenn nicht desavouirt, so doch seiner Schroffheit entkleidet würde, so daß er am Vorabend der Krönung erscheinen könne. Ich wollte ihn dann am Tage nach der Krönung persönlich überreichen und versuchen, ob ich ein Vergeben und Vergessen erringe. Der Artikel erschien und ich legte ihn bei der schon erwähnten Gelegenheit mit der Aeußerung vor:

„Da Eure Majestät der Kreuz-Zeitung verziehen haben, so unterstehe ich mich, den Dank derselben in diesem zur Verherrlichung der Krönung geschriebenen Artikel vorzulegen."

„Ich hätte der Kreuz-Zeitung verziehen? Wie kommen Sie zu der Annahme?"

„Eure Majestät haben gestern feierlich Amnestie für alle Preßvergehen verkündigen lassen, und so glaubte ich auch ein Vergeben und Vergessen für eine Unschicklichkeit voraussetzen zu müssen, an welcher der Redakteur nicht schuld ist."

„Eine geschickte Wendung! aber unwirksam! Vergeben kann ich und habe es längst gethan, aber vergessen kann ich eine persönlich gegen mich gerichtete Unschicklichkeit nicht.“

„Wenn Eure Majestät diesen Artikel gelesen haben werden, hoffe ich doch auch Vergessen für die Kreuz-Zeitung zu erhalten.“

„Was soll ich denn aber thun?“

„Erlauben, daß die Zeitung wieder für das Palais bestellt wird.“

„Nun, da muß ich doch erst lesen; legen Sie die Zeitung nur dort hin!“

Damit war aber der Versuch auch zu Ende und mißlungen, denn da der König später nie wieder davon sprach, so hatte ich auch kein Recht, noch einmal anzufangen und so ist das Verhältniß auch bis jetzt (1864) geblieben.

Kam es darauf an, die Feindlichkeit der Demokratie gegen die Armee in der Presse zu bekämpfen, so mußte ich natürlich jedesmal fragen, in welcher Zeitung dergleichen Artikel gedruckt werden sollten. Wenn der König fragte: „Wo meinen Sie?“ erwiderte ich jedesmal: „Mit meinem Willen und meiner Meinung schreibe ich nur in der Kreuz-Zeitung; aber ich drucke, wo Eure Majestät befehlen! Erscheint der Artikel aber in der Norddeutschen Allgemeinen, so wird man ihn für offiziell inspirirt halten und dadurch seine Wirkung geschwächt werden. Da man aber weiß, daß die Kreuz-Zeitung nicht in der Gnade Eurer Majestät steht, so ist ihre Meinung eine unabhängige nnd darum wirksame.“

So erfolgte denn in mehreren Fällen die Erlaubniß,

dergleichen Artikel, deren Hauptverdienst darin bestand, daß sie nach Aeußerungen und Angaben des Königs selbst geschrieben waren, in der Kreuz-Zeitung veröffentlichen zu dürfen, und ich besitze noch mehrere Fahnenabzüge solcher Artikel mit den eigenhändigen Korrekturen des Königs. Ich war darin so vorsichtig geworden, daß ich bei Reisen des Königs schriftlich anfragte, in welcher Zeitung Dieses oder Jenes gedruckt werden solle. Auch darauf finden sich die Antworten in meinen Papieren.

Die Erwähnung dieser Antworten läßt mich hier schon einschalten, daß die Schnelligkeit und Pünktlichkeit jedes schriftlichen Bescheides oder Befehles auf eine Anfrage wahrhaft erstaunlich war. Die sorgfältig aufgehobenen Couverts aller an mich gelangten Briefe, Schriften und Drucksachen beweisen, daß, wenn ich Morgens schrieb, am nächsten Morgen die Antwort in meinen Händen war. Wie dies, namentlich bei umfänglichen Schriftstücken, möglich war, ist mir unerklärlich, selbst wenn ich die außerordentliche Arbeitskraft des Königs und seine schnelle Erkenntniß dessen, worauf es eigentlich ankam, genau kannte. Besonders bei der übrigen, wahrhaft erdrückenden Arbeitslast, welche der König täglich zu bewältigen hatte, ist mir diese Pünktlichkeit unerklärlich und sie würde unglaublich sein, wenn die Poststempel der Couverts im Vergleich zu dem Inhalt der Briefe nicht als Beweis vorhanden wären, da der König gewöhnlich durch Marginalien auf meinen eigenen Briefen antwortete. Außerdem ist nicht weniger merkwürdig, daß der König jedesmal die Adresse ausführlich selbst schrieb, manchmal sogar den „Ritter" nicht vergaß und

ebenfalls mit seinem Sekretsiegel verschloß. Manchmal benutzte der König auch das Couvert, in welchem ich ein Schriftstück übersandt, indem er mit einigen Buchstaben die Adresse: „„An Seine Majestät den König. Absender Hofrath L. Schneider““ in „„Von Seiner Majestät dem Könige an den Absender Hofrath L. Schneider““ änderte. Auf den eigenhändig geschriebenen Adressen ist eine Eigenthümlichkeit auffällig, für welche mir jede Erklärung fehlt. Der untere Zug des Buchstaben L ist jedesmal so außerordentlich lang, daß er manchmal über das ganze Format des Couverts reicht, ungefähr so:  Es war dies so auffällig, daß mich sogar die Postbeamten mehrmals fragten, was dieses sonderbare L — bedeute, da der König nur bei mir diese offenbar absichtliche Form anwende, also doch etwas dahinter stecken müsse. Ich unterstand mich einmal danach zu fragen, was mir denn diese so besondere Auszeichnung verschaffe. Der König lächelte, gab aber keine Antwort. Da die räthselhaften L — von nun an aber nur noch größer und länger wurden, so muß der König doch irgend eine Absicht, vielleicht einen Scherz, damit verbunden haben, aber erfahren habe ich nie, welche Bewandtniß es eigentlich damit hatte. Zufällig konnte es nicht sein, da ich nie bemerkt habe, daß auch andere Personen dieses erstaunliche L — erhalten haben.

Selbst auf telegraphische Anfragen war die Antwort eben so prompt. Als ich zum Stadtverordneten für Potsdam

gewählt werden sollte und Eile nöthig war, unterstand ich mich anzufragen, ob ich die Wahl annehmen dürfe. So rasch die Antwort überhaupt möglich war, traf sie mit: „„Ja! Wilhelm."" ein. Allerdings habe ich dieses Vertrauen des Königs auch nie für eigene Angelegenheiten oder Interessen mißbraucht, sondern nur, wenn ich irgend wie arbeiten oder helfen konnte, und vielleicht ist dies gerade die Ursache, daß es mir erhalten geblieben ist.

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zur chronologischen Folge zurück, und zwar zur Erwähnung der vom Könige immer als Mühe bezeichneten, von mir aber mit Freude unternommenen Sorge für seine Bibliothek. Es war im Jahre 1851, wo ich zu einer Arbeit über die Russische Armee einer Ansicht des Prachtwerkes bedurfte, welches der Kaiser Nikolaus mit einem außerordentlichen Kostenaufwande hatte herausgeben lassen. Ich wußte, daß der Prinz von Preußen ein Exemplar dieses Werkes besaß, und bat an einem Vorleseabende in Sanssouci den Prinzen um Erlaubniß, dasselbe benutzen zu dürfen. Gern wurde sie gewährt und ich fand mich eines Sonnabends im Berliner Prinzlichen Palais ein, erhielt aber durch den Kammerdiener, der den Zweck meines Kommens gemeldet, die Antwort des Prinzen: ich möge mir das Buch nur selbst heraussuchen, da Niemand anwesend sei, der mit der Bibliothek Bescheid wisse oder Russisch verstehe. So wurde ich zum ersten Male in das unmittelbar zwischen dem Schlaf- und Arbeitszimmer des Königs liegende Bibliothekzimmer geführt und mir der Schlüssel zu den Schränken gegeben, so daß ich selbst die

reichen Büchervorräthe durchsehen konnte. Da aber so ziemlich Alles durcheinanderstand, der Katalog nur in wenigen Fällen mit den Bücherreihen übereinstimmte, so dauerte das Suchen sehr lange. Als ich noch damit beschäftigt war, trat der Prinz selbst in das Bibliothekzimmer, half suchen, da er sich sehr wohl des besonders kostbaren Einbandes des Prachtwerkes erinnerte, überzeugte sich aber, daß das Finden weder nach dem Kataloge noch nach der Erinnerung möglich war. Es herrschte Ordnung oder System weder unter den Büchern, noch den Karten und Bildern. Ein Theil der Bibliothek, und zwar der älteste, war in Ordnung; später Hinzugekommenes aber weder katalogisirt, noch an entsprechender Stelle eingefügt, da das Bibliothekgeschäft fast immer von den Adjutanten des Prinzen besorgt, und je nachdem diese wechselten, auch irgend ein anderes System befolgt, ersichtlich aber nach Gutdünken und so expeditiv als möglich verfahren worden war. Bei meiner Liebe zu Büchern und meinem bis zur Peinlichkeit gehenden Sinn für Ordnung, konnte ich nicht umhin, den Prinzen auf diesen Zustand der Bibliothek aufmerksam zu machen, und als bei dem fortgesetzten Suchen der Prinz sich überzeugte, daß selbst ein rasches Auffinden der Karten nicht möglich, da bei einer Reinigung des Bibliothekzimmers auch die Kartons auseinander gekommen zu sein schienen, so sagte er plötzlich: „Wenn ich nur Jemand wüßte, der mir die Bücher ein für allemal in Ordnung brächte!“ und als ich mich sofort dazu erbot, nahm der Prinz ohne alle Bedenken mein Anerbieten an, verabredete auch sogleich, daß ich während seiner Abwesenheit vollkommen freie

Hand haben solle, zu schalten und walten, wie ich es zur Sache für zweckmäßig halten würde.

Es war dies am 22. November 1851, und wie erfreut ich darüber war, dem Prinzen dienen zu können, zugleich aber auch meine Kenntnisse zu vermehren, beweist die an demselben Tage niedergeschriebene Bemerkung in der Programmsammlung für die Vorleseabende.

Bald darauf reiste der Prinz nach dem Rhein und ich begann meine Arbeit. Da meine Mittel nicht ausreichten, um öfter nach Berlin hinüber zu fahren, so mußte ich während des Winters wo der König in Charlottenburg residirte die Sonnabende dazu benutzen, weil für diesen Tag die Fahrt vergütigt wurde, denn eine Entschädigung wollte ich für meine Arbeit auf keine Weise beanspruchen, und es ist meine besondere Freude, daß ich das nie gethan, weil ich mich auch jetzt noch überreich durch das Vertrauen meines vortrefflichen Herrn belohnt fühle.

Das Ordnen dieser Bibliothek dauerte fast den ganzen Winter, war geistig eine höchst angenehme, materiell eine in gleichem Maße unangenehme Arbeit, da sie meist in dem wegen Abwesenheit des Prinzen ungeheizten Raume stattfinden mußte, und weil zu dem allen Bücherliebhabern genugsam bekannten Bücherstaube hier auch noch andere Unreinlichkeit kam, wie sie wohl in keiner anderen Bibliothek je vorgekommen. Das ganze Innere der Schränke mit allen Repositorien war nämlich (und ist bis auf den heutigen Tag noch) mit einer Auflösung von Berliner Blau in Wasser überstrichen, welche bei der geringsten Berührung so intensiv

abfärbte, daß jedes einzelne Buch die Spuren davon trug, Hände und Kleider des Ordners aber bei nur einigermaßen anhaltender Beschäftigung damit gründlich hellblau gefärbt wurden. Jedenfalls war der Gedanke, das Innere von Bücherschränken mit aufgelöstem Berliner Blau anzustreichen, neu, aber nicht empfehlenswerth.

Nach gewonnener Uebersicht, was vorhanden, welche Disziplinen vertreten und welche vorzugsweise dem Besitzer nützlich sein könnten, entwarf ich mir erst einen Plan, wie das Ganze einzutheilen, auch mit dem Raume in Uebereinstimmung zu bringen sei. Ein wissenschaftlich bibliographisches System war hier nicht anzuwenden, weil es eben eine Privatbibliothek für die Neigung und das Bedürfniß des Besitzers war, und vor allen Dingen ein leichtes Auffinden der Bücher durch jeden dienstthuenden Kammerdiener möglich gemacht werden mußte. Deshalb wurde „Kriegsgeschichte“ z. B. nur chronologisch, ohne Rücksicht auf Autoren, Sprachen, Format, Umschlag u. s. w. — die „Regimentsgeschichten“ nach der Rangliste — „Geschichte“ nach den Regenten geordnet; kurz, nur dem praktischen Bedürfnisse Rechnung getragen. Aus demselben Grunde wurde auch kein Katalog angelegt, weil die Ueberschriften der Bücherbretter und die Buchtitel eine vollkommene Uebersicht und Orientirung gewährten und was überhaupt da war, sich auch an seiner chronologischen, sachlichen, oder sonst aus der Natur der Dinge hervorgehenden Stelle befinden mußte.

Als Handbücher hatte der Prinz und König nur Lexika, Rang- und Quartierlisten der Armee, Staatskalender, Ordens-

listen, Gesetzsammlung, Militär-Reglements. Diese liegen in seinem Arbeitszimmer, theils auf einer Etagère, theils auf dem niedrigen Fensterbrette; auf Babelsberg stehen sie mit einem Gesangbuche in einem kleinen Repositorium neben dem Schreibtische und werden jährlich mit den neu erscheinenden Jahrgängen gewechselt. Besonders merkwürdig sind drei Schränke; derjenige, welcher die Manuskripte von staatlichem Interesse, Berichte, Projekte, Gutachten und Denkschriften, und derjenige, welcher die Bücher und Akten des Freimaurerordens enthält. Beide habe ich ordnen dürfen, die Schlüssel dazu hat der König; für den zweiten Schrank hat der Geheime Hofrath Bork ein Duplikat, welches ich mir geben lasse, wenn Neueingehendes hinzuzufügen ist. Der dritte dieser Schränke enthält alle die Festgedichte, Widmungen, Huldigungen, welche dem Prinzen und Könige bei sehr verschiedenen Gelegenheiten dargebracht worden sind, meist in besonders kostbaren Einbänden und mit künstlerischen Verzierungen. Daß ich aus dem Ordnen dieser drei Schränke manche Kenntniß geschöpft, die nicht leicht anderen Personen zugänglich ist, wird wohl keines besonderen Beweises bedürfen; daß ich diese Kenntniß aber nie mißbraucht oder auch nur gebraucht, ist mein Stolz, den ich freilich selbst fühle, aber Niemandem begreiflich machen kann.

Als ich die militärische Biographie des Prinzen schrieb, handelte es sich einmal um ein Aktenstück, das unter den übrigen Manuskripten nicht zu finden war. Als ich dies nach Coblenz berichtete, sandte mir der Prinz einen Schlüssel und schrieb dabei: „Sie werden das Manuskript in dem kleinen

Koffer finden, welcher an dem zweiten Fenster nach der Veranda auf dem Boden steht.“ — Da ich in Abwesenheit des Prinzen nie sein Zimmer betrat, ja wenn ich in der Bibliothek etwas zu thun hatte, jedesmal die Thür zu seinem Arbeitszimmer durch den dienstthuenden Lakaien von innen verschließen ließ, so bat ich in diesem Falle den Geheimen Hofrath Bork (Vater), er möge gegenwärtig sein, wenn ich den bezeichneten Koffer öffne, um das Gesuchte herauszunehmen. Bork äußerte sein Erstaunen, als er mich im Besitze dieses Schlüssels sah und sagte: in diesem Koffer pflege der Prinz seine geheimsten Papiere und Familien-Aktenstücke zu verwahren, es sei also ein Beweis ganz ungewöhnlichen Vertrauens, daß er mir den Schlüssel dazu ohne irgend eine Bedingung geschickt; ich hätte aber ganz richtig gehandelt, daß ich den Koffer nicht allein geöffnet, weil dergleichen Dinge sehr verantwortlicher Natur seien. — So öffneten wir denn Beide diesen sehr unscheinbar aussehenden Koffer, der nach seinem Aeußern wahrlich nicht in ein Königszimmer gehörte und fanden das Gesuchte gleich oben auf liegen. Darunter aber lagen ordentlich mit Kreuzbändern zusammengebundene Packete, über deren Inhalt ich natürlich Nichts weiß. Nach sorgfältigem Verschluß des Koffers sandte ich den Schlüssel wieder nach Coblenz zurück.

Hatte man sich durch das Berliner Blau durchgearbeitet, so mußte jeder Bücherliebhaber seine Freude an den schön, meist prächtig eingebundenen Büchern, besonders an den Dedikations- und von den Verfassern oder Verlegern eingesandten Exemplaren haben. Namentlich war dies bei allen

aus Rußland stammenden Werken der Fall. Was sonst der Privatmann selten zu sehen bekam, das zu ordnen war, namentlich seit der Thronbesteigung, meine gewöhnliche Beschäftigung und ich wüßte keine bessere Bestimmung für diese Bibliothek, als mit der eben so prächtigen und werthvollen, aber ungleich reicheren, hinterlassenen Privatbibliothek des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. zu einer „Königlichen Hausbibliothek", nach dem Muster des Königlichen Hausarchivs, vereinigt zu werden. Ich habe dafür gewirkt, so viel ich konnte, die Sache scheint aber an örtlichen und räumlichen Schwierigkeiten gescheitert zu sein. Schade! es wäre eine dauernde und rühmliche Stiftung König Wilhelms mehr! Da ich nie einen offiziellen Charakter als Bibliothekar des Königs gehabt, so konnte ich eben auch nichts weiter für die Gründung einer Königlichen Hausbibliothek thun, als auf die Vortheile und Zweckmäßigkeit einer solchen hinzuweisen.

Bei der unglaublichen Geschäftslast, welche jede Stunde des Tages beim Könige in Anspruch nahm und die nur durch die genaueste Zeiteintheilung bewältigt werden konnte, war es eine positive Unmöglichkeit, daß der König von den eingehenden Büchern mehr, als mit einer flüchtigen Durchsicht Notiz nehmen konnte. Nur Militärisches und Staatliches behielt er länger in seinem Zimmer, ehe sie zum Einordnen in die Bibliothek gelegt wurden. Ich fand sie dann stets an einer bestimmten Stelle liegen, hin und wieder mit einem Zettel, auf dem sich ein Befehl, eine Nachfrage für mich befand. Auch was sonst persönlich für mich bestimmt

war, Korrekturen, Broschüren, Zeitungsblätter, deren Angaben berichtigt werden sollten. Nachdem ich alles durchgesehen, durfte ich mündlich Bericht erstatten.

Die Gewohnheit, den Sonnabend für die Arbeit in der Bibliothek zu gebrauchen, hat auch während der Krankheit des hochseligen Königs und später nach der Thronbesteigung seines Nachfolgers dazu geführt, daß ich jeden Sonnabend früh, meist unmittelbar nach dem Kaffeetrinken, die Ehre hatte, den König zu sehen und seine Befehle entgegen zu nehmen. Wie in allen Hofverhältnissen, gestaltete sich auch dafür ein bestimmter Usus. Früh sieben Uhr fand ich mich, Sommer wie Winter, im Palais ein und wartete im Adjutantenzimmer, bis der Kammerdiener aus dem Schlafzimmer kam und den Kaffee in das Arbeitszimmer bestellte; dann ging ich durch das Schlafzimmer in die Bibliothek und ließ durch den Kammerdiener oder Jäger die Verbindungsthür schließen, welche von der Bibliothek aus unmittelbar in das Arbeitszimmer führt und sonst stets offen bleibt. Aus diesem Schließen der Thür erfuhr der König, daß ich da sei und mich mit den Büchern beschäftige. Je nachdem der König mir einen Befehl zu geben hatte, kam er nach dem Kaffee oder nach dem Lesen der täglichen Berichte in das Bibliothekzimmer, wo ich dann zur Bibliothek Gehöriges oder die Militärliteratur und Tagespresse Betreffendes vortragen durfte. Während des Kaffeetrinkens, die einzige Zeit, wo König Wilhelm eigentlich ganz ungestört war — habe ich in Berlin nur zweimal, in Babelsberg dreimal und sonst nur in Königsberg und im Schlosse Brühl hereinkommen dürfen,

und zwar nur, weil in irgend einer Beziehung die Zeit drängte. Sonst war gewöhnlich die Klingel, welche den Lakaien zum Herausnehmen des Kaffeegeschirres herbeirief, das Zeichen für das Erscheinen des Königs im Bibliothekzimmer. War nichts, was den König besonders interessirte, so blieb er im Bibliothekzimmer; war etwas vorzulesen, zu verbessern oder besonders aufzutragen, so durfte ich in das Arbeitszimmer folgen.

Nur zwei Mal in vierzehn Jahren kam der König gar nicht, weil schon Personen zur Audienz vorgelassen waren. Ich wartete bis 9 Uhr und glaubte dann, mich entfernen zu dürfen. In Babelsberg, wo ich besonders angemeldet werden mußte, bin ich von meinem gnädigen Herrn auch nicht ein einziges Mal abgewiesen worden.

Einzelne Anekdoten mögen hier eingeschaltet werden, weil sie theils zur Charakteristik des Königs, theils zur Erklärung meines Verhältnisses und meiner Stellung dienen.

Eines Morgens im Winter trat ich eben vom Schlafzimmer aus in das Bibliothekzimmer ein, als ich einen heftigen, schlagartigen Knall im Zimmer des Königs hörte. Es klang fast, als wäre ein Theil der Decke eingestürzt oder irgend etwas Schweres wie klatschend auf eine weiche Unterlage gefallen. Unmittelbar darauf wirbelte eine schwarze Staubwolke in Mannshöhe durch die noch geöffnete Verbindungsthür in das Bibliothekzimmer, und noch halb von derselben bedeckt eilte der König aus seinem Arbeitszimmer auf die große Glasthür zu, welche auf den Balkon führt, versuchte dieselbe zu öffnen und zeigte mir und dem Kammer-

diener, der mit mir hereingekommen war, um wie gewöhnlich die Thür zum Zeichen meiner Anwesenheit zu schließen, schweigend in das Arbeitszimmer hinein. Hineingeeilt sahen wir eine Wolke von schwarzen Rußflocken im Zimmer umherwirbeln, alle Papiere und Nippessachen auf den Tischen mit Rußflocken und ganzen Fladen bedeckt, auf dem Kohlenfeuer des Kamins aber eine noch kompakte Masse von Schornsteinruß liegen, von welcher diese Wolke ausging. Aus dem Kaminschornstein war nämlich eine sehr bedeutende Quantität Ruß herabgestürzt, hatte sich auf den Kohlen zertheilt und eine unglaubliche Menge des zerstäubten Russes auf alle Gegenstände im Zimmer gelagert, auch das Kaffeegeschirr bedeckt. Wir eilten zu den Fenstern und versuchten diese zu öffnen, um frische Luft einzulassen, wobei auch der König Hand anlegte. Nun erst sahen wir, daß Gesicht, Kopf und Kleidung des Königs überall mit Ruß bedeckt war. Kaum glaublich! der König hat auch nicht ein Wort des Unwillens über diesen unverantwortlichen Vorgang geäußert! Er erzählte nur, daß da plötzlich Etwas heruntergefallen sei und bedauerte, daß so viele Papiere beschmutzt worden wären. Auf das Rufen des Kammerdieners kam der Haushofmeister in das Arbeitszimmer gestürzt und die Frauen, welche Morgens die Zimmer und den Flur abstäuben, und es gab natürlich laute Aeußerungen des Schreckens, des Bedauerns und der Vorwürfe für Diejenigen, die daran Schuld sein konnten. Eine solche Versammlung und eine so gesprächige mochte wohl noch nie mit dem Könige zusammen in seinem Arbeitszimmer gewesen sein. Ersichtlich wurden ihm diese laute Theilnahme und die unge-

wohnt vielen Menschen in seinem sonst so stillen Zimmer lästig und er sagte nur: „Kommen Sie in das andere Zimmer", worauf ich mit in das Schlafzimmer ging, wo der König jetzt erst bemerkte, daß er selbst von dem Ruß ganz beschmutzt sei. Der Kaffee war untrinkbar geworden und mußte frisch bereitet werden. Auch jetzt hörte ich kein Wort des Unwillens und des wahrlich verdienten Tadels.

Dieser Gleichmuth und diese außerordentliche Milde des Charakters waren nicht allein damals, sondern bei vielen andern Gelegenheiten mein Wunder; namentlich weil der Vergleich mit anderweitig Erlebtem so nahe lag, daß ich mich wenigstens dessen nicht erwehren konnte.

Nie ist nach dem Zeugniß Aller, die den König in jungen wie in älteren Jahren bedient, ein Schimpfwort oder ein Fluch über seine Lippen gekommen; sein Gleichmuth bei selbst persönlich sehr unangenehmen Verhältnissen ist nie erschüttert worden; nie hat einer seiner Diener ein unfreundliches oder gar verletzendes Wort aus seinem Munde gehört. Das Einzige, woran sie erkannten, daß er unzufrieden war, soll ein etwas betontes „Hm!" gewesen sein. Ich habe nie etwas der Art gehört oder erfahren; im Gegentheil einige Mal Beweise einer mir wenigstens unerreichbaren Geduld gehabt; z. B. in der Zeit, wo der König sich den Fußknöchel verstaucht hatte.

Dieser war schon in der Besserung, als ein kleiner Tritt von Mahagoniholz angefertigt wurde, der zusammengeklappt in den Wagen gelegt und aufgestellt wurde, wenn der König zu Pferde stieg. Eines Morgens — es war

bei Anwesenheit eines Erzherzogs in Berlin — verließ der König schon früh das Palais, um einem Truppenmanöver vor dem Oranienburger Thore beizuwohnen, sprach, als er durch die Bibliothek ging, einige Worte mit mir, so daß ich bis in das Adjutanten-Zimmer neben ihm her gehen mußte. An der Thür desselben lag jener Mahagonitritt unter einem Stuhle und der Wagen war draußen schon vorgefahren, überhaupt drängte die Zeit, da der König peinlich pünktlich war und nie eine Minute auf sich warten ließ, wenn die Anordnung in seiner Hand lag. Als er sah, daß der Tritt vergessen worden war, sagte er zu dem dort harrenden Kammerdiener:

„Daß nur der Tritt nicht vergessen wird. Ich kann ja draußen gar nicht zu Pferde steigen, wenn der Tritt nicht mitgenommen wird.“

„Meine Schuld ist es nicht, Eure Majestät! Wenn ich gewußt hätte, daß das Gestell mitgenommen werden solle, dann hätte ich es gewiß besorgt.“

„Ich sage ja auch nicht, daß Du schuld daran bist, aber ich habe es ein für alle Mal gesagt, daß der Tritt jedes Mal mitgenommen werden soll.“

„Mir haben Eure Majestät nichts gesagt, sonst wäre es gewiß geschehen!“

„Ich habe mit keinem Worte gesagt, daß ich Dir den Auftrag gegeben, aber Ihr müßt Euch doch so etwas untereinander sagen. Ich komme ja in die größte Verlegenheit, wenn ich im Angesicht der Truppen nicht zu Pferde steigen kann. Die Sache ist mir schon unangenehm genug.“

Abermals Betheuerungen des Kammerdieners, daß er durchaus unschuldig sei, statt den Tritt zu nehmen und selbst in den Wagen zu legen, ohne ein Wort zu verlieren. Mir kribbelte vom bloßen Zuhören das Blut über die vielen ganz unnöthigen Redensarten, und die Ruhe des Königs war mir unbegreiflich. Endlich mußte der Garderobier kommen, den Tritt nehmen und in den Wagen schieben. Auch er hörte kein unfreundliches Wort, nur beim Abfahren sagte der König: „Nun müssen wir aber schnell fahren!"

So unbedeutend der Vorgang an und für sich war, so blieb er mir doch unvergeßlich, weil er mir bewies, daß seine Diener recht hatten, wenn sie sagten, daß sie nie ein unfreundliches Wort aus dem Munde des Königs gehört. Hier wäre nach meinem Gefühl Gelegenheit genug dazu gewesen, aber selbst in dem Tone der Stimme, den man freilich nicht niederschreiben kann, ließ sich nicht die mindeste Erregung erkennen.

Nicht selbst erlebt, aber übereinstimmend von Augenzeugen erzählt, ist Folgendes.

Der König kam eines Abends sehr spät vom Rheine her nach Potsdam zurück. Wie gewöhnlich sollten bei Nowaweß die Equipagen bestiegen werden, um von dort nach dem Babelsberge zu fahren. Durch irgend ein Versehen waren die Wagen aber auf den Bahnhof in Potsdam gefahren. Der Zug hielt um ½12 Uhr Nachts in tiefer Dunkelheit an der Haltestelle Nowaweß. Man kann sich denken, in welcher Verlegenheit alle Welt war. Nur der König bewahrte seinen Gleichmuth: „Nun, dann wollen wir zu Fuß gehen, es ist

glücklicherweise schönes Wetter!" und so ging der König mit dem Flügeladjutanten vom Dienst, dem Leibarzt Dr. Lauer, dem Hofrath Bork und dem Kammerdiener den in der Dunkelheit doppelt langen Weg bis zum Schlosse, ohne des Vorfalls nachher wieder zu erwähnen. Er hat wohl vorausgesetzt, daß ein Mißverständniß, ein Versehen vorgefallen sein mußte, denn welcher seiner Diener hätte wissentlich dem Könige auch nur die kleinste Unbequemlichkeit bereitet!

Babelsberg war begreiflich ein Gegenstand der Neugier für Tausende von Fremden und seit der Thronbesteigung auch von Berlinern. Der Kastellan wagte es anfangs nicht, Fremde herumzuführen, wenn der Prinz von Preußen anwesend war, erhielt aber, als es bemerkt wurde, nicht allein die Erlaubniß, sondern auch die Weisung dazu. Kam der König von Berlin oder sonst nach dem Schlosse zurück, so fragte er gewöhnlich den Kastellan: „Sind Gäste hier?" — womit er die Fremden meinte. Eines Tages befand ich mich früh Morgens im Bibliothekzimmer, wo der König wegen Aufstellung der Prachtausgabe von den Werken Friedrichs des Großen Anordnungen machte. Da hörten wir plötzlich Stimmen in den anstoßenden Räumen. Der König unterbrach sich einen Augenblick, horchte und sagte dann: „Kommen Sie auf den Flur, der Kastellan will hier Gäste herumführen!" — und so trat der König wirklich mit mir auf den halbdunklen Flur, setzte dort das Gespräch fort und kam erst wieder in die Bibliothek, als die „Gäste" sich dieselbe angesehen hatten.

Der König war in allen Dingen, die seine Person be-

trafen, ungemein sparsam. Alles was ihn umgab, bewies Ordnung und Pünktlichkeit. Jedes Geräth hatte seine bestimmte Stelle, lag zur Hand, wurde aber auch wieder so hingelegt. Die Sparsamkeit und der sorgfältige Haushalt zeigten sich in tausend Kleinigkeiten. War der Einband eines Buches, das Aufziehen einer Karte zu besorgen, so mußte es in einfachster Weise geschehen und durfte nicht viel kosten. Immer sollte nur das durchaus Nothwendige ausgegeben werden. Eines Morgens diktirte mir der König Ideen zu einer Antwort auf feindselige Angriffe der demokratischen Presse gegen die Armee. Er stand am Fenster, sah hinaus und ich hatte mich an seinen Schreibtisch setzen müssen, um dem Diktat zu folgen. Es handelte sich dabei um Ausführung einer schon lange bestehenden dienstlichen Vorschrift, über deren Datum der König in Zweifel war. Um das Datum aufzufinden, eilte ich in die Bibliothek und legte, um möglichst schnell zu sein, die unausgewischte Feder auf das Papier. Als ich wieder hereinkam, stand der König am Schreibtische, hatte die Feder in der Hand und wischte sie aus. Ich fühlte zu gut den Vorwurf, der darin für mich lag und sagte:

„Ich wische meine Federn auch aus, aber hier glaubte ich, sei Eile im Holen des Buches der beste Diensteifer, und ich habe ja noch nicht Alles niedergeschrieben," — worauf der König, scherzhaft den Berliner Dialekt nachahmend, erwiderte:

„Ordnung muß sind!"

und ruhig die Feder weiter auswischte.

Im Frühjahre und während der Exerzierzeit kam es oft vor, daß von ausrückenden Truppen die Fahnen geholt wurden. So oft es sich traf, daß ich dabei im Zimmer des Königs war, sah ich, daß er sich jedesmal beim Herannahen der Musik mitten im Zimmer und während des Gesprächs den Ueberrock zuknöpfte und den Orden pour le mérite nach der Vorschrift zwischen den Uniformkragen legte. Das geschah vollkommen mechanisch. Dann erst trat der König an das Fenster, so daß die Truppen ihn sehen konnten. Nie trat er bei solchen Gelegenheiten mit dem offenen Ueberrock an das Fenster, so daß man die weiße Weste hätte sehen können, obgleich er zu Hause war und gewiß Niemand Etwas darin gefunden haben würde, wenn er häuslich bequem am Fenster erschienen wäre; aber was er für Andere vorschrieb, befolgte er selbst stets mit der größten Gewissenhaftigkeit, ohne dabei irgend welche Ostentation an den Tag zu legen.

Von der Sorgfalt und dem Verständniß des Königs für seinen Bücher- und Kartenvorrath geben viele eigenhändige Schreiben, namentlich während des Jahres 1853 in meinen Papieren Beweis. Sie enthalten aber neben den Anordnungen auch manche andere Aeußerungen des Königs mit Bezug auf die militärische Literatur und die Vertretung in der Presse, so wie Weisungen, was und wie es in der Wehr-Zeitung behandelt werden sollte. So z. B. unterm 10. Januar 1853, wo in der Kammer über die Gültigkeit der Wahl eines Landwehr-Rittmeisters von Puttkamer lange

Debatten stattfanden, da derselbe einige Tage nach der Wahl militärisch avancirte.

> „„Ich bin begierig auf Ihre verheißene Abfertigung der v. Puttkamerschen Angelegenheit in der Wehr-Zeitung. Die grundfalsche Landrecht-Bezeichnung der Offiziere als Staats-Beamte, ist mir odiös! und ist am besten mit dem Hinblick auf den Fahneneid für den Kriegsherrn abzufertigen““

sowie in demselben Briefe:

> „„Die Wehr-Zeitung besprach neulich den St. Michael, den mir der König nach Babelsberg bestimmt. Sagen Sie doch nächstens ungefähr so: Die Vorarbeiten seyen im Gange auf dem vom Könige selbst ausgewählten Platze hinter dem Schlosse, als Aussichtspunkt aus dem Mittelfenster des großen Saales.
>
> Ich bin nämlich mit dem Platze nicht einverstanden, weil er etwas versteckt ist, und da dies einst bemerkt werden dürfte, so möchte ich, daß man bei Zeiten wisse, daß der König den Platz befohlen hat.““

Meines Wissens und wie ich es von glaubwürdigen Männern erfahren, war aber nicht das Versteckte des Aufstellungsplatzes, sondern überhaupt die Aufstellung in unmittelbarer Nähe des Schlosses gegen den Wunsch des Prinzen von Preußen, dessen Bescheidenheit Verherrlichung nicht liebte. Er hatte das Gefühl, daß künftige Beschauer glauben könnten, er habe sich selbst dieses Denkmal für seine rühmliche Campagne in der Pfalz und Baden gegen die Aufständischen ge-

setzt, oder es wenigstens gebilligt, daß sein Königlicher Bruder ihn für alle Zeit ehren wolle. Wirklich fügte sich der Prinz erst dem ausdrücklichen Befehle seines Bruders, sagte aber auch mir nicht den eigentlichen Grund dafür.

So kann ich ihn hier wenigstens erzählen, wie ich ihn gehört.

Große Herren unterliegen in dergleichen Dingen schweren Prüfungen, die in solcher Bedeutung an Privatpersonen nie herantreten, von diesen also auch nicht mit Gerechtigkeit beurtheilt werden können. Aber sie sind auch übel berathen. Was würde König Friedrich Wilhelm IV. wohl gesagt haben, wenn er je selbst die Inschrift gelesen, welche man ihm schon während seiner Krankheit an dem Fries des Raphaelsaales angebracht, wo deutlich zu lesen steht:

Fridericus Guilhelmus IV,
Borussorum Rex. Optimus, Maximus. Hoc aedificium in augustiorem formam erigi jussit
MDCCCLI.

also offenbar und für jeden künftigen Beschauer erkenntlich, bei seinen Lebzeiten. Man denke! **Optimus, Maximus!** der Beiname Jupiters! und an einem Gebäude, das er selbst hat erbauen lassen. Daß er keine Ahnung von dem Vorhandensein dieser Inschrift gehabt und nicht haben konnte, da sie erst während seiner Krankheit angebracht wurde, wird Jeder glauben, der den König gekannt; aber wie soll jeder künftige Beschauer, der die näheren Umstände nicht kennt und nur die Jahreszahl sieht, wo ein König sich selbst bei

seinen Lebzeiten Optimus Maximus nennen läßt, dies factum horrendum erklären!

Wie der Prinz von Preußen immer und überall nur für das Wohl der Armee lebte und wirkte, davon giebt auch ein Schreiben vom 8. August 1853 aus Ostende Zeugniß. Es lautet:

„„Wenn Sie noch keine Schilderung des Ponton-Manövers beim Chobham Lager in England gegeben haben, so empfehle ich Ihnen das Journal des Debats vom 22. Juli, welches eine sehr anziehende und genaue Erzählung giebt. Das dabei vergessene Militairische war: daß die Stelle in Virginia Water, wo zwei Brücken geschlagen wurden, 318 Fuß breit war, 30 Cylinder-Pontons gebraucht wurden und die Arbeit 50 Minuten dauerte. Die Arbeit geschah mit musterhafter Ordnung, Ruhe und Stille. An beiden Ufern war dieselbe bereits durch Abgraben vorbereitet, was also nicht mit in die Uebung fiel. Auch waren ²/₃ der Pontons am Lande hingelegt und nur ¹/₃ wurden mit den Haquets herangefahren und abgeladen. Das Abladen und Verbinden zweier Pontons mit Ueberbrückung dauerte 15 Minuten, in welcher Zeit ungefähr sechs andere, am Lande liegende, überbrückt wurden. Eigenthümlich (ob praktisch?) war die Arbeit dadurch, daß die Pontons nicht vorne, an die fertig gewordenen vorgefahren wurden, sondern die schon fertigen vom Lande abgestoßen und die neuzusammengesetzten hinten angeschoben wurden. Zwei bilden daher

immer ein Ganzes und stoßen zuerst ab, dann folgen zwei andere und nun gehen die vier weiter im Wasser vor, wo sie von Mannschaften mit Rudern und Bootshaken festgehalten werden. (Bei reißendem Wasser ist das schwierig, auf diesem See war es leicht.)

Gleichzeitig wurden bis zu 10 Mann auf kleinen Prahmen übergesetzt, welche aus drei Cylinder-Pontons von Gutta percha mit Ueberbrückung gebildet werden. Die drei Cylinder hängen zusammen OOO sind vielleicht 10 Fuß lang, 1½ Fuß im Durchmesser.

Garden und Schotten herrliche Leute. Militairische Haltung, Ruhe und Richtung. Cavallerie und Artillerie vorzügliche Pferde. Linien-Infanterie sticht sehr ab.

P. v. P.

Dank für Ihren Brief.""

Natürlich wurde aus einer so werthvollen Mittheilung mit Zuziehung englischer Originalberichte und Anfügung des englischen Ponton-Reglements, ein großer Artikel der Wehr-Zeitung gemacht, (Nr. 522 vom 22. August 1853) und hat dieses Blatt, außer seinem Kampfe gegen die Armeefeindlichen Tendenzen der Demokratie, Verdienste gehabt, so sind sie eben nur durch solche Unterstützung möglich gewesen.

So komme ich zu einem der wichtigsten Momente meines eigenthümlichen Verhältnisses zum Könige, dem ich zwar nicht offiziell und irgendwie als solcher geltend, oder die Vortheile einer solchen Stellung genießend, doch stets ein treuer und thätiger Diener war und eben deswegen aus

Ueberzeugung und mit dem Stolze eines unabhängigen Mannes sein konnte. Das hat König Wilhelm gewiß auch erkannt und sich deshalb meinen Diensteifer gefallen lassen, ohne meine eigene Schätzung desselben durch Verleihung einer dienstlichen, wenn auch ehrenden Stellung abzuschwächen, in welcher meine Thätigkeit weder frei gewesen, noch so erschienen wäre. Gott sei Dank! was ich mit oder ohne sein Wissen für den König und sein Haus gearbeitet, war nie eine Dienstpflicht, sondern mein Wille; und daß ich keine dauernd materiellen Vortheile davon gehabt, ist meine ganz besondere Freude. Was ich bin, war ich, ehe der König zur Regierung kam. Was ich habe, hatte ich, ehe er mich würdigte in seine Nähe zu kommen. Ich habe also ein Recht, unbefangen zu urtheilen und brauche mir dieses Recht nicht durch die Rücksicht verkümmern zu lassen, besondere Wohlthaten oder Vortheile genossen zu haben.

Dieser wichtigste Moment für mich war die Zusammenstellung der militärischen Biographie, welcher ich sowohl die freudigsten Arbeitsstunden meines Lebens, als die vertrautesten Unterhaltungen mit dem Könige zu danken habe. Sie waren reich an den edelsten Charakterzügen, von denen ich nur bedauern muß, daß ich sie nicht auch meinem Buche einverleiben konnte, weil seine unglaubliche Bescheidenheit nichts gestattete, was über Thatsächliches, oder leicht durch öffentliches Zeugniß Nachzuweisendes hinausging. In meinem Gedächtniß lebt es aber dessenungeachtet fort; und kommt die Zeit, so hoffe ich auch darüber etwas niederschreiben zu

können. Ich habe allerdings eine Scheu davor, weil ich das dann zu Erzählende durch nichts Anderes werde beweisen können, als mit der Versicherung: das hat mir der König bei dieser oder jener Gelegenheit gesagt; aber für Alles das, was ich bisher erzählt, liegen die Beweise in des Königs eigener Handschrift in meinen Papieren, und ich will nicht allein in jedem Worte dieser Erinnerungen wahr sein, sondern auch den künftigen Leser zwingen, das Erzählte für wahr zu halten.

Als das fünfzigjährige Militär-Dienstjubiläum des Prinzen von Preußen (1. Januar 1857) sich näherte, gab mir derselbe am 24. November 1855 eines Morgens ein Blatt Papier mit der Aeußerung:

„Da haben Sie einige Notizen zu meinem Nekrologe. Sie schreiben ja alle mögliche militärischen Nekrologe, und damit Sie einmal mit dem meinigen nicht in Verlegenheit sind, habe ich meine Avancements zusammengestellt."

Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte. Das Wort „Nekrolog" hatte mich schmerzlich berührt. Der Prinz stand in vollster männlicher Kraft vor mir, und die Worte kamen so plötzlich aus heiterer Luft, daß ich ihn nur erstaunt ansehen, aber nichts erwidern konnte. Der Prinz schien meine Verlegenheit zu bemerken, wollte auch wohl keine Antwort haben, denn er verließ die Bibliothek und ließ mich stehen.

Auf dem Blatte stand eine Reihe trockener chronologischer Daten, z. B.

„„1807. 1. Januar in Königsberg durch Ernennung zum Offizier in die Armee eingetreten.

22. März in Memel Patent als Fähnrich.

3. Oktober zum ersten Male Dienst in der Front gethan.
24. Dezember in Memel zum Seconde-Lieutenant ernannt"" u. s. w.

Als ein erster Entwurf war das Verzeichniß noch nichts weniger als vollständig oder genügend. Da ich aber darin das Material zu einem interessanten militärischen Artikel erkannte, so vervollständigte ich die Reihenfolge theils aus eigener Erinnerung, theils aus dafür nachgeschlagenen Büchern, und schickte das Blatt zugleich mit meinen Zusätzen nach Coblenz, wohin der Prinz unterdessen abgereist war, hatte aber meine Zusammenstellung mit der folgenden Ueberschrift versehen:

„„Verzeichniß Meiner, dem Preußischen Staate und dem Deutschen Vaterlande geleisteten Dienste, sowie der dafür erhaltenen Auszeichnungen und Beförderungen.""

Denn ich wollte das häßliche Wort „Nekrolog" vermeiden. Es half mir aber nichts, wie die folgenden Briefe beweisen.

„„Coblenz, den 3. 12. 55.

Anliegend sende ich Ihnen meinen Necrolog nochmals wieder zu, nachdem ich die Ueberschrift und einige Irrungen rektifizirt habe.

Les mémoires de mon temps betreffend, darauf mündlich ein Weiteres.

Ich bitte um Copie der Anlage.

Ihr

P. v. P.""

Die allerdings sehr langstilige Ueberschrift hatte der Prinz durchstrichen und dafür geschrieben:

„„Verzeichniß Meiner militairischen Ernennungen und Verwendungen, dem Hofrath L. Schneider zu späterer Benutzung übergeben.““

Erklärend muß ich hier einschalten, daß ich früher einmal bei Erwähnung des Umstandes, daß König Friedrich Wilhelm IV. damals oft Stundenlang mit Aufzeichnungen seiner Erlebnisse beschäftigt sei, Niemand aber etwas Näheres darüber wisse — dem Prinzen den Vorschlag machte, ob er nicht eine Art von „Histoire de mon temps“ schreiben wolle? Seine reichen Erfahrungen in bewegter und ruhiger Zeit, seine scharfe Beobachtungsgabe und seine klare, concise Schreibweise, berechtigten ihn besonders dazu. Diese Idee hatte ich in meinem Briefe bei Rücksendung des „Nekrologs“ wieder erwähnt, weil eben jene Notizen schon wie das Skelet einer solchen Geschichtsschreibung aussahen. Daher die obige Antwort.

Unterdessen hatte ich neues Material gesammelt, fügte auch dieses ein und sandte das Vermehrte abermals nach Coblenz.

Auf diese Zusendung erhielt ich folgende Antwort:

„„Coblenz, den 8. 12. 55.

Anliegend sende ich Ihnen meinen weiter vervollständigten militairischen Necrolog, den ich nach Rubriken getrennt habe.

Ernennungen, Commandos, Aufträge, Inspectionen, auswärtige Revüen, Commissionen, Außergewöhnliches, Campagnen, Orden. —

Sie werden mehrere neue Zusätze finden, weshalb ich das Alte noch wieder beilege, aber um Rückgabe Beider bitte, so bald als möglich.

Mit dem Marschiren als schließender Offizier (beim Einmarsch des Garde-Regiments zu Fuß 1809 in Berlin) vor dem 1. Zuge, verhält es sich so: Nach dem alten Reglement von vor 1806 marschirten bei Paraden alle schließenden Compagnie-Offiziere, nach der Anciennität rangirt, vor dem ersten Zuge des 1. Bataillons, vor ihnen der Capitain, in Einem Gliede formirt. Es wurde 1810, also noch vor Erscheinen des Reglements von 1812, abgeschafft.

Das Wort „dann" auf der 4. (alten) Seite habe ich sachgemäß geändert.

Meine Lebensgeschichte zu schreiben, kann vielleicht einst geschehen. Die Verse, die Sie beilegen, sind sehr engageant — aber Wer schrieb sie? — Wer hat so viel wie Er geleistet, um sich selbst beschreiben zu dürfen?

Ihr

P. v. P.

Pommersche Statthalterschaft und Freimaurerei habe ich fortgelassen, weil es sich nur um militairische Begebenheiten handelt.""

Es war also wieder beim Nekrolog geblieben; eben so blieb ich aber bei meiner Weigerung, das Wort zu gebrauchen und erlaubte mir in meinem Antwortschreiben die Bemerkung:

„Was das immer wiederkehrende, mir peinliche Wort betrifft, so werden Eure Königliche Hoheit wohl schon bemerkt haben, daß ich dasselbe nicht brauchen will, und werde ich von jetzt an das entsprechende Etat de Services dafür anwenden."

Die Bemerkung wegen der Lebensgeschichte bezieht sich auf meinen wiederholten Vorschlag, nach Art der Histoire de mon temps die eigenen Erlebnisse aufzuzeichnen. Ich hatte einige Verse Friedrichs des Großen beigelegt, in denen er sagt: Die besten Geschichtsschreiber ihrer Zeit würden Fürsten sein, weil nur sie die Dinge im richtigen Zusammenhange und von Oben herab übersehen könnten. Ich hätte mir freilich das „engageante" dieser Versbeilage ersparen können, da ich ja schon damals die Bescheidenheit und die Abneigung des Prinzen gegen jedes Voranstellen seiner Persönlichkeit kannte.

Daß die beiden ersten Manuskripte des Prinzen sich nicht unter meinen Papieren befinden, erklärt sich aus dem Befehl, beide zurückzusenden. Dagegen ist der dritte Entwurf mit den eigenhändigen Randbemerkungen und Hinzufügungen noch vorhanden und dieselben zeugen von der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die Sache behandelte.

Ehe ich das Jahr 1855 verlasse, muß ich noch etwas in diese Zeit Gehöriges einschalten.

Von meinem militärischen Korrespondenten in Rußland hatte ich ein Exemplar lithographischer Abbildungen erhalten, welche Gefechtsscenen aus dem Kriege in den Donau-Fürstenthümern — den Anfang des Orientalischen Krieges der

Westmächte gegen Rußland — darstellten. Ich zeigte dieselben dem Prinzen, und er sprach den Wunsch aus, ebenfalls ein Exemplar dieser Hefte zu besitzen. Es hätte sich nicht geschickt, das meinige anzubieten, aber ich gab mir Mühe, durch den Kunsthandel die Hefte zu beziehen. Leider erhielt ich die Nachricht, daß die Blätter gar nicht öffentlich erschienen, sondern auf Befehl und Kosten des Kaisers Nikolaus ausgeführt worden wären. Nun schrieb ich an einen Freund in der Umgebung des Fürsten Orloff und bat ihn mir ein Exemplar zu verschaffen. Er that es, und so konnte ich dem Prinzen das Gewünschte zusenden.

Mit umgehender Post dankte der Prinz; da er aber unterdessen auch wohl erfahren haben mochte, daß diese Lithographien nicht durch den Kunsthandel zu beziehen waren, so erhielt ich den Befehl, zu melden, auf welche Weise ich in den Besitz derselben gekommen sei. Das war auch mir von meinem Freunde nicht mitgetheilt worden. Ich mußte daher noch einmal nach Petersburg schreiben und erhielt nun folgende Antwort:

Je suis bien aise d'apprendre par Votre lettre du 3. Mars, que les lithographies de la bataille d'Oltenizza sont arrivées à leur destination. Si l'illustre Prince, auquel elles étaient destinées désire savoir, qui les lui a envoyées, Vous pouvez Lui dire, que feu l'Empereur Nicolas, ayant appris que Son Altesse Royale désirait avoir ces lithographies a ordonné à M. le Comte Orloff de les Lui envoyer; en consequence je fus chargé de Vous

les faire parvenir, pour être mises aux pieds de Son Altesse Royale.

Agréez u. s. w.""

Diesen Brief sandte ich nach Coblenz und erhielt darauf folgende Antwort:

„„Coblenz 28. 3. 55.

Mit wehmüthiger Freude erfahre ich durch Sie und die remittirte Anlage, daß die Oltenizza-Bilder ein letztes! Geschenk des Unvergeßlichen sind! —

Ich würde mich glücklich wissen, wenn ich seine Todten-Maske erhalten könnte, jedoch nur, wenn es dem Einsender keine Unannehmlichkeiten oder gar Nachtheile brächte.

Der Schrank zu den Büchern u. s. w. des 11. Juni (die Feier der silbernen Hochzeit) ist in Arbeit, und sollten Sie ihn sich ansehen, falls etwas zu erinnern wäre. Strack kann Ihnen die Arbeiter nachweisen.

Ihr

P. v. P.""

Ich hatte nämlich die Todtenmaske des Kaiser Nikolaus und die Abformung seiner Hand erhalten. Außer mir, so viel ich erfahren, nur König Friedrich Wilhelm IV. So konnte ich auch diesen Wunsch durch die Vermittelung des Grafen, späteren Fürsten, Orloff erfüllen, und diese Todtenmaske befindet sich, sorgfältig mit einem weißen Tuche bedeckt, auf dem Mitteltische der Bibliothek im Berliner Palais des Königs.

Der sogenannte „Necrolog“ wurde nun Anfang des Jahres 1856 fertig, lag unbenutzt da, und es war nicht weiter die Rede davon. So mußte es mir denn scheinen, der Prinz habe allen Ernstes die Absicht gehabt, im Falle seines Todes wenigstens richtige und wahrhafte Daten vorbereitet zu sehen, wenigstens würde eine solche Absicht ganz aus seinem Charakter hervorgegangen sein, denn Nichts war ihm so vollkommen antipathisch, als Unwahrheit in jeder Form und Erscheinung. Als aber das Jahr 1857 mit dem Militärjubiläum herannahte, glaubte ich, im Soldatenfreunde dasselbe nicht besser feiern zu können, als durch einen kurzgefaßten Lebensabriß und eine Zusammenstellung seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste, besonders der militärischen, wie es der Soldatenfreund ja eben bedingte. Da ich aber die Abneigung des Prinzen gegen jedes Hervorheben seiner Person kannte, so ging ich lange mit mir zu Rathe, wie ich seine Erlaubniß dazu erhalten könne; bekam sie aber leichter, als ich gedacht, da ich bei der Bitte darauf hinwies, es handle sich für die Armee um ein Beispiel treuer Pflichterfüllung. Ich hatte als Probe des Inhalts und des Tones den ich dafür anschlagen wollte, gleich die Jugendjahre des Prinzen bis zum Eintritt in die Armee geschildert, so viel ich aus Büchern hatte zusammentragen können, und mußte es zur Prüfung da lassen. Schon am Tage darauf hatte ich das Manuskript mit wesentlichen Verbesserungen und Zusätzen zurück, so daß ich darin ein fiat und Fortfahren erblickte.

Von nun — Anfang November 1856 — bis Januar 1857,

hatte ich nur Sinn für diese Arbeit, die für mich den höchsten Werth durch die brieflichen und mündlichen Korrekturen erhielt, welche dem Buche überhaupt seine Bedeutung geben, denn es kann den ehrlichen Stolz haben, in jedem Worte wahr zu sein, wenigstens in Allem, was der Prinz selbst geprüft oder hinzugefügt. Nur für zwei Fälle bin ich zweifelhaft. Ich komme im Verlaufe der Erzählung vielleicht darauf zurück. Da der Prinz zu jener Zeit gerade nicht in Potsdam war, so entstand ein sehr lebhafter brieflicher Verkehr, der mir auch für diese Aufzeichnungen zum Anhalt dient und gewissermaßen das urkundliche Material auch für spätere Zeiten liefern kann.

Einige der schriftlichen Zusätze und Verbesserungen des Prinzen mögen hier ihren Platz finden, da sie so vollständig in das gedruckte Heft nicht übergehen konnten; z. B.

Bei der Schilderung der letzten Tage des Königs Friedrich Wilhelm III.

„„Die Worte, die der König dem Kaiser gesagt haben soll, sind ganz unverständlich gewesen. Die Fürstin Liegnitz glaubte aber, er hätte sagen wollen: ça va mal! Erkannt hat der König den Kaiser vollkommen, denn als die Kaiserin dem Könige gesagt hatte: „Nix*) ist auch hier!" drehte er sich im Bette um, sah den Kaiser an, der ihm schon die Hand geküßt hatte, und ihn erkennend lallte er jene Töne und hob dabei die

*) So pflegte die Königliche Familie den Kaiser Nikolaus im vertraulichen Kreise zu nennen.

beiden zusammengefaltenen Hände auf gegen die Brust, wie überrascht und verbindlich danken wollend.

Er erkannte uns übrigens Alle beim letzten Abschiede. Es war vielleicht 12½ Uhr. Mich sah er fest an, lallte ungefähr sechs bis acht Worte, die aber nicht zu verstehen waren und mir kam es dabei in den Sinn, als sagte er der Garde Lebewohl.

Wir Kinder, Kaiser und Thronfolger waren von Ein Uhr an im Nebenzimmer, die Schwiegerkinder im andern Zimmer, bis es aus war.""

Im Briefe vom 25. November:

„„Die Röder- und Alvenslebensche Sturz- und Krankheits- und daraus für mich folgende Commando-Angelegenheit habe ich detaillirter beschrieben, weil sie Anlaß zu meiner so schnellen Beförderung wurde, indem ich die Regiments-Schule statt 1818 erst durchzumachen, dadurch 1817 schon absolvirte, statt blos die der Bataillons-Schule und schon als Brigade-Commandeur hospitirte. Und da Ihr Manuscript im Jahre 1817 mit Bemerkungen über Cavallerie abreißt, so bemerke ich, daß der König wohl wußte, daß er mich durch jene rasche Beförderung in meinem Vorsatze, den Cavallerie- und Artillerie-Dienst praktisch auf einige Zeit zu erlernen, gestört hatte und mich vielleicht durch jene Cavallerie-Commando's und Arbeiten entschädigen, auch wohl auf den Zahn fühlen wollte.""

Auf einem besonderen Blatte:

„„Der Eingang zum Gefechte bei Bar sur Aube ist

wohl nicht richtig dargestellt. Es ist indessen wohl nicht nöthig, daß er deshalb nach Folgendem geändert wird.

Morgens 7 Uhr ließ der König den Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm rufen und sagte ihnen: „Es wird heute die Offensive ergriffen, wie Ihr wißt, und kann heiß hergehen, darum sollt Ihr Euch das ansehen. Ich werde nachkommen. Reitet also voraus, aber exponirt Euch nicht unnütz!“ Ehe indessen die Prinzen die Bayerischen und Russischen Truppen erreichten, welche gegen Bar sur Aube aufmarschirt standen, kam auch der König schon auf seiner kleinen Droschke gefahren und stieg nun zu Pferde. Der Fürst Schwarzenberg, welcher sich hier befand, theilte dem Könige die Disposition zum Angriffe mit. Die Bayern sollten die Stadt stürmen, wenn das Russische Corps unter Wittgenstein den linken Flügel des Feindes geworfen hätte. Zu diesem letzteren Angriffe mußte das Corps einen beschwerlichen Marsch zurücklegen, um durch Gebüsch den steilen Thalrand der Aube zu ersteigen. Der König folgte diesem Marsche. Als wir das Plateau erreicht hatten, begann das Gefecht.

Noch eine Anekdote die zu Bar sur Aube gehört:

Als der König von Arbeville (?) zurückkehrend in Bar sur Aube an dem Hause vorbeikam, wo er vom 1. bis 4. und dann wieder am 24. und 25. Februar sein Hauptquartier gehabt hatte, wollte er die immer so freundlich gewesenen Wirthsleute einen Augenblick

besuchen. Der Eingang zum Vorhof war vollständig barricadirt und da das Gefecht eben erst verstummt war, so wollte man auf unser Anpochen nicht öffnen. Endlich wurde geöffnet und die guten Leute brachen in ein wahres Freudengeschrei aus, als sie den König und seine Suite erkannten, und wurde er genöthigt, schnell etwas von dem Mahle einzunehmen, welches noch, für die Französischen Offiziere bereitet, da stand, die, nach Aeußerungen der Wirthsleute zu urtheilen, nicht so freundlich wie wir Feinde gewesen zu seyn schienen. Der König ließ eine Bayerische Sauvegarde vor das Haus stellen, um es vor Ungebühr zu schützen.""

Auf einem anderen einzelnen Blatte:

„„Im Herbste des Jahres 1827 hatte das 3. Armee-Corps zum ersten Male eine Königs-Revüe, und zwar in Verbindung mit dem Garde-Corps. — Am Schlusse der Uebungen bezeigte der König dem 3. Armee-Corps seine ungetheilte Zufriedenheit. (Wenn Sie das zu wissen interessirt, so erntete ich damals viel Lob für die Führung der Feld-Manöver gegen den Herzog Carl.)""

Bei Gelegenheit der Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrichs des Großen:

„„In den letzten Tagen des Mai's (1840) ließ mich der König kommen, um mir zu sagen, daß er die Grundsteinlegung zum Monumente Friedrichs des II. für den 1. Juni befohlen. Die Garde-Pioniere sollten die Arbeiten dazu machen. Da er zu schwach sey, so

sollte ich alle militairischen Anordnungen zu der Feier treffen und sie ihm zur Einsicht vorlegen. Dies that ich und legte der Disposition zum Anmarsch und zur Aufstellung der Truppen eine Zeichnung bei. Der König traf einige kleine Abänderungen, die er mit Bleistift in den Plan eintrug und dies sind wahrscheinlich die letzten Worte, die er geschrieben hat, und wird deshalb diese Zeichnung wie eine Reliquie im Büreau des General-Commando's des Garde-Corps aufbewahrt.

Ich hatte u. A. die Fahnen auch der Potsdamer Garnison angeordnet, mit zur Feier zu erscheinen. Als der König dies las, sagte er zur Fürstin Liegnitz: „Die können nur gleich zu meiner Beerdigung hierbleiben! Eigenes Zusammentreffen!“

Ich hatte die drei Fahnen mit den Regiments-Flügel-Compagnien bei der Feier zu erscheinen angeordnet, und der König hatte dieselbe Anordnung für die Bataillons-Flügel-Compagnien zu seiner Beerdigung gemacht. Daher jene Aeußerung!

Ich hatte befohlen, daß nach der Feier jede Compagnie und jede Escadron einzeln ihre Fahnen und Standarten unter den üblichen Honneurs nach des Königs Palais abbringen sollten, im Vorgefühl, daß es wohl das letzte Mal sei, daß sie das thun würden, daher jeder Truppentheil diese Ehre noch einmal genießen sollte. Durch die Wallstraße mußten sie dann abmarschiren. Als ich nach diesem Akte zum Könige

kam und ihn sehr erschöpft im Bette im Sterbezimmer fand, unter dessen Fenster alle diese Abtheilungen mit klingendem Spiele abgezogen waren, bat ich um Verzeihung, daß ich ihm diesen Lärm gemacht hätte. Er erwiderte aber: „Es ist mir ganz recht gewesen, hat mich gar nicht gestört; habe mir jede Compagnie und Escadron merken können; sie sind sich doch auch nach der Tabulatur gefolgt? (was ich bestätigen konnte) ich habe die Aufstellung nur einen Moment gesehen; sah sehr gut aus; Alles sehr ordentlich gewesen.“““

Als ich mit der Arbeit an das Jahr 1848 und somit an die empörende Unbill kam, die der Prinz damals von dem „Schaumspritzen der jungen Freiheitswellen“ hatte ertragen müssen, stockte mir die Feder oft genug. Ich wußte nicht, ob ich zu viel, oder zu wenig geschrieben und konnte auch durch bloßes eigenes Erkennen nicht über manche Schwierigkeit hinwegkommen, denn alle Quellen aus jener Zeit sind mehr oder weniger getrübt. Positive Wahrheit wußte ich nirgend zu finden, um so weniger, als der Prinz selbst nie mit mir von den Märztagen gesprochen. Ich wußte endlich keinen andern Rath, als dem Prinzen die beiden Abschnitte aus meinem Leben:*) „Katzen-Musiken“ und „Der letzte Abend auf der Bühne“ zu schicken, um dem Prinzen Vertrauen zu meiner Art der Darstellung einzuflößen, damit ich durch seine Mittheilungen in den Stand gesetzt würde, das Richtige für Thatsächliches und dessen Darstellung zu finden. Zugleich erbot ich mich — da die

*) „Aus meinem Leben“ B. II, S. 45 u. 110.

Zeit bereits zu drängen begann — nach Coblenz zu kommen, um ihm die Mühe des Schreibens zu ersparen. Darauf erhielt ich folgende Antwort:

„Correctur und Antwort liegen bei. Indessen glaube ich, daß die Sache zu breit wird, indem u. A. der Krieg 1814 fast in seiner ganzen Uebersicht vorkommt, während ich glaubte, es sey hinreichend, diese beim Leser vorauszusetzen und nur die Begebenheiten zu bezeichnen, bei welchen ich zugegen war und was mir dabei begegnete. Indessen überlasse ich Ihnen, das zu beurtheilen, da Sie wissen müssen, was und für wen Sie schreiben.

Was das Jahr 1848 betrifft, so danke ich Ihnen für Ihr Manuscript, welches ich secretirt zurückstellen werde, wenn ich es ganz gelesen habe, es ist sehr interessant. Aber die Behandlung dieses Jahres in meinem Necrologe glaube ich, muß ohne Anführung und Erzählung der schrecklichen Details geschehen! Nur im Allgemeinen meine Mißliebigkeit bei dem Pack hervorgehoben werden. Der Grund meiner Abreise nach London und die Art der Rückkehr, das Dazwischenliegende nur im Allgemeinen berührend. Doch überlasse ich Ihnen auch hierin Ihre Auffassung und werde ja bei der Durchsicht sehen, ob ich es so lassen kann, oder nicht.

Hierher zu kommen, kann ich nicht wünschen, weil Jedermann fragen und erfahren müßte, warum Sie hier waren und das muß ich durchaus vermieden

wünschen, da ich es schon ungern sehe, daß man durch unsere Correspondenz vielleicht auf den Grund derselben kommt. Also muß es beim Schriftwechsel bleiben.

Ich habe La Fère Champenoise sehr ausführlich behandelt, ohne zu verlangen, daß Sie alle Details aufnehmen. Es glitschte mir die Erzählung eben so aus der Feder, daß ich es für mich selbst einst brauchen kann.

Coblenz 17. 11. 56.

P. v. P.

Ich kann heute nicht nach Berlin abreisen, weil ich einen inflammirten Fuß habe und schon 8 Tage zu Hause sitze.""

Und einige Tage später erhielt ich, nachdem der Prinz die beiden erwähnten Abschnitte gelesen hatte, am 21. November 1856 folgenden mir unschätzbaren Brief:

„„Die Berliner und Hamburger Erlebnisse kannte ich so nicht in ihren ganzen Gräuel-Details!!! Sie verpflichten mich zu Dank und Anerkennung!

P. v. P.

Mein Fuß ist noch nicht besser.""

Als ich fast mit der Arbeit zu Ende war und ehe der Druck begann, glaubte ich das Rechte zu thun, wenn ich sie auf das Programm für einen Vorleseabend beim König in Charlottenburg setzte, denn gerade der König war der beste Beurtheiler für die militärische Biographie seines Bruders. Wie ich erwartet hatte, wurde denn auch sogleich die Vorlesung befohlen und gleich am ersten Abende (Anfangs

Dezember 1856) bis zum Friedensschlusse 1815 gelesen. Der König, die Königin und Prinz Carl folgten der Vorlesung mit der größten Aufmerksamkeit und der König fragte wiederholt: „Aber Schneider, wo haben Sie denn das Alles her? das ist ja richtig bis in die kleinsten Kleinigkeiten!" Da ich nicht verrathen wollte, daß ich aus der besten Quelle hatte schöpfen dürfen, so erwiderte ich: „Theils aus Büchern, theils aus Mittheilungen der Generale von Witzleben, von Pirch und des Obersten Schulz." Alle drei waren nämlich damals schon todt und daß ich durch meinen Vater mit dem General von Witzleben bekannt gewesen war, wußte der König. So war denn die Nothlüge wenigstens nicht unwahrscheinlich. Als ich diese Frage und den Beifall des Königs dem Prinzen brieflich mittheilte, schrieb er dabei am Rande:

„„Ich sehe Ihr Gesicht ordentlich vor mir bei der Frage.""

Sie war auch in der That dazu angethan, das ganze Konzept zu verrücken.

Bei der Flucht der Königin Luise im Jahre 1806 war auch der Vorgang in Stettin erwähnt, wo der Geheime Kabinetsrath Lombard ein Gegenstand der Volkswuth und auf Befehl der Königin verhaftet wurde. Die Erzählung wandte sich dann zu den traurigen Erfahrungen, welche die Königin Luise auf dieser Reise machen mußte; namentlich, daß ein Beamter in dem Städtchen Bärwalde, welcher leidenschaftlich für die Franzosen eingenommen war, der Königin die Vorspannpferde zu einem rascheren Fortkommen ver-

weigerte. Durch diese Stelle wurde die der Vorlesung zuhörende Königin Elisabeth so verletzt, daß sie verlangte, die ganze Erzählung dieses schmählichen Vorganges wegzulassen, was denn auch geschah. Et c'est ainsi, qu'on écrit l'histoire!

Die Arbeit ging mir außerordentlich rasch von der Hand, wie immer, wenn man die rechte innere Lust an der Sache hat, aber das Manuskript sowohl als die Korrekturbogen zeigen, wie viele Aenderungen, und zwar jedes Mal Verbesserungen, nöthig waren. Dafür ist es aber auch ein durchaus richtiges und zuverlässiges Heft geworden, hat denn auch freilich die Ehre gehabt, auf das Unbefangenste nachgedruckt zu werden, weil es — bis jetzt wenigstens — keine bessere Quelle für die Geschichte des Königs Wilhelm giebt, als das Extraheft des Soldatenfreundes, in welchem meine Zusammenstellung gedruckt ist.

So erschien denn diese „Militärische Biographie" im Dezember 1856 (6. Heft, 24. Jahrgang des Soldatenfreundes), nur mit dem lithographirten Bildniß des Prinzen von Preußen geziert, machte aber kein besonderes Aufsehen, da der Soldatenfreund ja keine andere Verbreitung als in der Armee hatte und diese an gewissenhafte Darstellung in ihrer Zeitschrift gewöhnt war. Indessen wurde sie denn doch nach und nach auch in größeren Kreisen bekannt, und Urtheilsfähige setzten mich dann jedesmal mit der Frage in Verlegenheit: wo ich denn alle diese Details, Aeußerungen und Vorgänge aus dem Leben der Königlichen Familie her

habe? Natürlich mußten Verstorbene aushelfen, die es mir allenfalls mitgetheilt haben konnten.

Als nun der Prinz von Preußen Regent wurde und jenes Heft aus dem Jahre 1856 dadurch ein größeres Interesse gewann, so daß Bestellungen einliefen, die nicht befriedigt werden konnten, kam ich auf die Idee, die Biographie bis auf die damals neueste Zeit fortzuführen und womöglich auch ein Volksbuch daraus zu gestalten. Dafür war indessen nur Verbreitung zu hoffen, wenn es wohlfeil, sehr wohlfeil, und dabei mit Holzschnitten hergestellt werden konnte. Zu Illustrationen fehlte es mir aber an Geld und dem Buchhändler an Vertrauen, da ich vor allen Dingen einen auffallend niedrigen Preis stellen wollte. Ich theilte den Plan und das Bedenken dem Könige mit, der Beides billigte und mir befahl einen Ueberschlag zu machen, was ein solches Buch wohl kosten könne. Ich ließ einige Zeichnungen anfertigen, aber sie wurden schon so theuer, daß ich gar keine Hoffnung sah, die Sache vollständig und des Gegenstandes würdig durchzuführen. Die Zeichnungen waren indessen so hübsch und so sinnig, daß ich vorschlug, der König möge sich ein Album von bildlichen Darstellungen aus seinem Leben anlegen, von denen ich dann die Holzschnitte kopiren lassen könne. Der Versuch wurde gemacht und fiel so glücklich aus, daß nun wirklich ein fürstliches Album entstand, wie es wohl kein zweites giebt, weil es neben künstlerischer Trefflichkeit auch Genauigkeit in den Lokalitäten, im Kostüm, den Uniformen, Orden und allen Details nur das absolut Richtige zeigt, vom Könige selbst korrigirt oder angegeben,

da er selbst bei allem Dargestellten entweder die Hauptperson oder doch Augenzeuge war. Ich komme weiterhin ausführlicher darauf zurück.

Das neue Heft gab die Fortsetzung der Biographie vom Jahre 1856 bis 1861, wo es erst erscheinen konnte und der Prinz-Regent bereits den Thron bestiegen hatte. Meine Arbeit war diesmal leichter, da ich Selbsterlebtes und sorgfältig Beobachtetes beschreiben konnte; aus demselben Grunde waren aber auch die Korrekturen nicht so umfangreich. Es wurde nun das Mittel gewählt, daß ich als Redakteur des Soldatenfreundes jedem Bataillon, jeder Eskadron und jeder Batterie der Armee ein Exemplar, als Beilage zum Soldatenfreunde, schenkte, den Rest der Auflage aber verkaufte, und zwar für jeden Soldaten mit 5 Silbergroschen, für den Buchhandel mit 10 Silbergroschen. Bald wurde eine zweite nnd dritte Auflage nöthig; aber so sonderbar es klingt, mußte ich weiteren Druck einstellen, da ich einen sehr bedeutenden pekuniären Schaden davon hatte. Jedes Exemplar kostete mich selbst herzustellen 8 Silbergroschen. Bei der ersten Auflage hatte ich das Exemplar für 5 Silbergroschen jedem Militär und für 10 Silbergroschen den Civilisten liefern können, weil der König eben die Mehrkosten bezahlt hatte; jetzt kam der Buchhändler-Rabatt dazu; nur Soldaten kauften, das Civil aber nicht, weil es eben zu ausschließlich militärisch war, so daß ich fast bei jedem Exemplar 3 Silbergroschen aus meiner Tasche zulegen mußte. Das ging denn aber auf die Länge doch nicht, und so mußte denn ein weiteres Verfolgen der Idee unterbleiben. Bald erschienen

denn auch andere Bücher ähnlicher Art, welche zwar den Soldatenfreund gewissenhaft abdruckten, aber auch die Regenten-Thätigkeit des Monarchen schilderten, also dem größeren Publikum zugänglich wurden.

So war die Sache selbst ja erreicht; ich hatte dafür gearbeitet, also meine volle Freude daran gehabt. Gewinn hatte ich nie beabsichtigt, aber allerdings konnte ich auch nicht fortgesetzt den Schaden tragen. — Jedenfalls habe ich das unter diesen besonderen Umständen werthvollste Material für die Lebensgeschichte des Königs zusammentragen können. Das wird vielleicht erst später in seinem ganzen Umfange erkannt werden, wenn man aus diesen Aufzeichnungen den Hergang erfährt. — Es möchte kaum eine zweite Biographie von einem Fürsten existiren, wie es diese ist, oder vielmehr wie sie entstanden ist.

Das erwähnte Album wurde in seiner Jahre lang dauernden Vervollständigung wieder eine Veranlassung zu mannigfacher Freude und Genugthuung für mich, nicht allein dadurch, daß ich dazu beitragen konnte der Geschichte des Königlichen Hauses unter der Regierung dreier Könige ein werthvolles, durch seine Genauigkeit fast urkundliches Werk zu verschaffen, sondern weil ich dabei mehr, wie bei jeder anderen Gelegenheit, den Charakter des Königs kennen lernen konnte. Bei dem Vorschlage zu den verschiedenen bildlichen Darstellungen theils des vertrautesten Familienlebens, theils wichtiger staatlicher und politischer Veranlassungen, bei der Korrektur der Entwürfe und dem merkwürdig treuen Gedächtniß des Königs für die kleinsten Umstände eines selbst

erlebten Vorganges, konnte es nicht fehlen, daß der König sich oft auch über Dinge äußerte, die ich sonst wohl nie erfahren haben würde, weil dergleichen Dinge sich eben nur in vertraulichem Gespräche mit Gleichstehenden, oder wenigstens Nahestehenden, erzählen und bewahren lassen.

Zwei Dinge gingen mir aus diesem Verkehr hervor, der seiner ganzen Natur nach vollständige Aufrichtigkeit und Mittheilsamkeit forderte. Es sind dies: die unbedingte Wahrheitsliebe des Königs, welcher jede, auch die kleinste Ungenauigkeit, Verschönerung oder Verdunkelung zuwider war; und die Bescheidenheit, mit welcher er seine eigene Person oder sein unzweifelhaftes Verdienst stets dem Zwecke oder dem allgemeinen Interesse unterordnet haben wollte. Nur wo es eine staatliche Ceremonie, eine Repräsentation und die Geltung der überkommenen und intakt wieder zu überliefernden Königlichen Würde galt, litt er, daß er die Hauptperson und der Mittelpunkt des Bildes war. Bei allen anderen Gelegenheiten und namentlich, wo sein Vater und sein älterer Bruder bei einer abgebildeten Scene gegenwärtig gewesen, schob er sich selbst in den Entwürfen der Künstler stets auf die Seite, wo diese ihn, als den Eigenthümer des Albums sehr natürlich in den Vordergrund gestellt hatten. So z. B. auf dem Bilde, wo 1813 auf einem Balle in Breslau dem Kaiser von Rußland, Alexander I., in Gegenwart ihres Vaters, die ersten beiden Preußischen Freiwilligen vorgestellt werden. Der Maler hatte den jungen Prinzen Wilhelm in zu vertrauliche Nähe neben den Königlichen

Vater gestellt. — Als König Wilhelm den Entwurf sah, sagte er:

„Ich darf aber nicht so nahe bei meinem hochseligen Vater stehen. Wir Söhne hatten alle einen solchen Respekt vor ihm, daß Keiner, ohne seinen besonderen Befehl, dies gewagt haben würde.“

Bei der Darstellung des Momentes bei Vitry am 24. März 1814, wo der Zug auf Paris im Rücken Napoleons beschlossen wurde, hatte der Zeichner die jungen Prinzen so nahe an die Gruppe der berathenden Monarchen und Feldherren gestellt, als ob sie Theil an dem Kriegsrathe genommen. Das mußte sofort geändert werden:

„So etwas hätten wir uns einmal unterstehen sollen!“— sagte der König — „Schon als wir nach beendetem Kriegsrathe den Vater in sehr verzeihlicher Spannung fragten: Geht's nach Paris? hieß es: ‚Naseweise Frage!‘ — Erst nachher erfuhren wir, was berathen worden war.“

Bei der Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrichs des Großen, am 1. Juni 1840, war die erste Idee, den Moment abzubilden, wo Prinz Wilhelm den Hammerschlag nach dem Kronprinzen that. Das wurde nicht gestattet. Der Kronprinz, der in Abwesenheit des schon erkrankten Vaters, Friedrich Wilhelms III., die Hauptperson war, mußte in der Baugrube stehen und den Hammer seinem Bruder geben. Dergleichen kleine Züge sagen eben und bedeuten mehr, als die glänzendsten Phrasen einer Charakterschilderung, die sich selten von Uebertreibung frei zu halten vermag.

Als König Friedrich Wilhelm IV. gestorben war, er-

zählte man sich, und auch die Zeitungen brachten es, daß König Wilhelm sich eines Tages allein in das Zimmer begeben, wo die Leiche seines heimgegangenen Bruders in Parade ausgestellt war, und dort eine halbe Stunde geblieben sei. Es schien mir ein schöner und bedeutsamer Vorwurf für ein Bild; da der Gegenstand aber sehr delikater Natur war und schmerzliche Erinnerungen hervorrufen mußte, so wartete ich damit, ließ zwar den Entwurf zu dem vorhandenen Bilde machen, hielt es aber über ein halbes Jahr zurück, um eine gute Gelegenheit für die Vorlage abzuwarten. Der Entwurf stellte die offen im Paradesarge liegende Leiche Friedrich Wilhelms IV. dar, deren Hand König Wilhelm in schmerzlicher Wehmuth gefaßt. Dem Ausdruck des Gesichts sieht man das Bewußtsein der ganzen Schwere überkommener Verantwortlichkeit an.

„Was ist das?" — fragte der König schmerzlich bewegt. — Ich sagte, was man sich und was die Zeitungen erzählt, und welche Betrachtungen man an diesen Vorgang geknüpft. —

„Das war aber gar nicht so. Ich erinnere mich sehr gut; aber die Veranlassung dazu war eine ganz andere. Ich hatte gar nicht die Absicht, bei dieser Gelegenheit an den Sarg meines Bruders zu treten. Ein sonderbarer Zufall hat das veranlaßt. Ich wohnte in den Tagen vom Tode bis zum Begräbniß des Königs in den oberen kleinen Zimmern des Damenflügels von Sanssouci und wollte einen Augenblick frische Luft genießen, hatte aber ganz vergessen, daß es der erste Tag der Ausstellung des Sarges in Parade war. Wie ich nun durch das Vestibül von der Kolonnade

aus in den Mittel- (Marmor-) Saal trete, um nach der vorderen Terrasse zu gehen, sehe ich plötzlich die Leib-Kompagnie des 1. Garde-Regiments zu Fuß mit den Deputationen der Garde-Jäger und des Lehr-Bataillons zur Leichenehrenwache dort aufgestellt. Zum ersten Male senkte sich die Fahne vor mir als König, und dieselbe Kompagnie, bei der ich im zehnten Jahre eingetreten, mit der ich während meines ganzen Lebens in engster Verbindung gestanden, Freude und Leid getheilt, — erwies mir die Königlichen Honneurs, aber mit dem Trauerflor an der Fahne! — Mit einem Schlage stand die ganze Verantwortlichkeit vor mir, der ich entgegenging, und im Nebenzimmer die Leiche meines Bruders! Gott ist mein Zeuge, daß ich nie geglaubt, ihm auf dem Throne folgen zu müssen! Mir brachen die Kniee, und Kleist,*) der mir die Hand küssen wollte, mußte mich halten, daß ich nicht umsank. Fragen Sie ihn danach, er wird Ihnen meinen Zustand bestätigen. Von ihm gestützt wankte ich in das Nebenzimmer. So blieb ich denn einige Zeit mit meinem armen Bruder allein, der Schweres erduldet hatte, und wer konnte denn wissen, was mir noch bevorstand! Als ich aus dem Trauerzimmer zurückkehrte, hatte ich soviel Fassung gewonnen, daß ich die Front der Leichenparade-wache hinunter gehen konnte!"

Die letzten Worte sprach der König mit tiefster Rührung, und die Thränen traten ihm in die Augen, wie ich denn

*) Hauptmann v. Kleist kommandirte die Trauerwache. L. S.

überhaupt mehrere Male ihn habe weinen sehen, wenn er von seinem heimgegangenen Bruder sprach.

Das Bild wurde übrigens genehmigt und befindet sich im Album. Die Mittheilung der Veranlassung gab mir Gelegenheit, den Maler Wiesniewski mit dem Entwurf des Vorganges beim Senken der Fahne und der Unterstützung des schmerzlich ergriffenen Königs durch den Hauptmann von Kleist zu beauftragen. Auch dieses Bild wurde genehmigt und schließt sich der ganzen Reihe der chronologisch geordneten Darstellungen an.

Mit dem ersteren, „Der König am Sarge seines Bruders," passirte mir etwas sehr Sonderbares, was leicht unangenehme Folgen hätte haben können. Es wurde nämlich zu einer Zeit fertig, wo der König, an einer Grippe erkrankt, mehrere Tage im Bette liegen bleiben mußte, ich also nicht in die Bibliothek kommen konnte, da ich durch sein Schlafzimmer hätte gehen müssen. Ich ging also, nachdem ich dem Kammerdiener gesagt, daß ich zu rechter Zeit da gewesen, aber — wenn danach gefragt würde — mich zurückgezogen hätte, da ich nicht durch das Arbeitszimmer gehen wollte. Als ich in das Hotel zurückkam, fand ich jenes Bild, welches der Maler eben vollendet abgeliefert hatte. Was sollte ich damit anfangen? Es mit nach Potsdam nehmen war mühsam; es im Palais irgend wo abgeben, bei dem nichts weniger als erfreulichen Eindruck, den das Bild machte, unsicher. Ich glaubte also, alles am Besten zu machen, wenn ich das Bild sofort selbst in das Palais trug, durch das Arbeitszimmer in die Bibliothek ging, während

der König noch im Schlafzimmer im Bette lag, und es dort in irgend einer Mappe versteckte, bis der König wieder gesund war und ich es überreichen konnte, ohne einen unangenehmen Eindruck zu machen. So machte ich es, kam in die Bibliothek und sah die Thüre, die aus dieser in das Schlafzimmer führt, offen. Da das Bett des Königs aber in einer Nische steht, von welcher aus man nicht in die Bibliothek sehen kann, so ging ich leise, und war eben beschäftigt eine Mappe aufzubinden, in welche ich das Unglücksbild verstecken wollte, als ich die Stimme der Königin hörte, welche, wahrscheinlich am Bette sitzend, mit ihrem Gemahl sprach. Ohne daß es die Bedienung wußte, war die Königin die Wendeltreppe herabgekommen, welche aus ihrem Wohnzimmer im ersten Stock in die Bibliothek führt, konnte also jeden Augenblick auf demselben Wege zurückkehren und mußte nothwendig überrascht, gewiß aber unwillig werden, daß irgend Jemand ihr Gespräch mit dem Könige hatte hören können. Ich hatte überhaupt nicht das Recht, durch die Vorderzimmer des Königs zu gehen, noch weniger bei offenen Thüren Gespräche zu belauschen, und dabei dieses traurige Bild in der Hand! Wäre die Königin gekommen, hätte mich gefragt, was ich hier mache und was das für ein Bild sei? so weiß ich in der That noch jetzt nicht, was ich darauf hätte antworten sollen, um so weniger, als ich sehr wohl wußte, daß die Königin mir nicht wohl wollte und mich nicht gern in der Nähe ihres Gemahls sah. — Ich begreife noch nicht, mit welcher Schnelligkeit ich das Bild hinter eine Mappe schob und sofort, glücklicherweise unbemerkt, das

Palais verließ. — Es hätte in der That ein höchst unangenehmes peinliches Zusammentreffen werden können!

Von allen Bildern dieses Albums hat der König selbst nicht ein Einziges selbst befohlen, sondern immer nur meine Vorschläge genehmigt; wenn ich aber auf Gehörtes und Erkundetes hin einen Vorgang skizziren ließ, bei welchem der König Augenzeuge gewesen, hat er die näheren Umstände erzählt, die dabei anwesend gewesenen Personen genannt, ihre Kleidung, Uniform und Orden beschrieben und so, nach und nach, für jedes einzelne Bild ein steigendes Interesse gewonnen. Schwierig waren besonders solche Scenen, welche der intimsten Familiengeschichte angehören, z. B. der Moment, wo König Friedrich Wilhelm IV. die Ordre unterschreibt, durch welche der Prinz von Preußen zum Stellvertreter des Königs in der Regierung ernannt wurde, bei welchem Vorgange nur die beiden Brüder und die Königin Elisabeth im Arbeitszimmer auf Sanssouci gegenwärtig waren, hinter der Thür im Wohnzimmer der Königin Elisabeth aber der spätere Kronprinz, der Oberst-Kämmerer Graf zu Dohna und der Minister-Präsident von Manteuffel standen. Gerade solche Scenen werden aber für die Geschichte besonderes Interesse haben, weil sie eben nur im engsten Kreise der Königlichen Familie vor sich gingen und nur wenige Zeugen hatten; die Zeugen aber, sowohl wie die eigentlich handelnden Personen keine Veranlassung hatten, sich abbilden zu lassen. Deshalb hat dieses Album auch eine vollkommen historische Zuverlässigkeit, weil seine Bilder nach der Angabe des Königs und unter seiner Korrektur entstanden sind. So

hat König Wilhelm wenigstens eine illustrirte Geschichte seiner Zeit zusammengestellt.

Ich bin mit diesem Album der Zeit vorausgeeilt und schließe mich daher jetzt wieder chronologisch dem vom Jahre 1856 Erzählten an. Die Wehr-Zeitung hatte aufgehört; unthätig und unwirksam für meine Ueberzeugung mochte und konnte ich aber nicht bleiben und schloß mich daher als Mitarbeiter, und zwar als ein recht fleißiger, der Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung an. Der König wußte natürlich davon und war so freundlich, meine Artikel über militärische Dinge und meine Berichterstattung über Vorgänge am Hofe durch persönliche Mittheilungen zu unterstützen. Die Unbekanntschaft mit militärischen Formen, auch wohl Abneigung gegen dieselben oder oppositionelles Gelüsten überhaupt, ließ damals in den Zeitungen oft baren Unsinn, fast durchweg aber Unrichtiges erscheinen, und, wie für alles Unwahre, war der Prinz von Preußen auch für unrichtige militärische Berichterstattung besonders empfindlich. Mit fortgesetzten Berichtigungen wurde nichts erreicht und das Geschäft selbst war im hohen Grade unerfreulich. Ich erlaubte mir also dem Prinzen den Vorschlag zu machen, mir von seinen Inspektionsreisen kurze Notizen zukommen zu lassen, aus denen ich dann leicht — weil eben die militärischen Formen unwandelbar sind und mir geläufig waren — umfassende und auch schriftstellerisch gefärbte Berichte zusammenstellen könnte. Für Berlin und Potsdam bedurfte ich solcher Hülfe nicht, da konnte ich eben selbst sehen; aber für die Provinzen wäre

ich auf ganz gelegentliche, also unzuverlässige Lokal-Bericht-erstatter angewiesen gewesen.

Der Prinz mußte zugestehen, daß kein anderes Mittel übrig bliebe, wenn die Armee Richtiges aus den Zeitungen erfahren solle, und so erhielt ich denn, namentlich von den Inspektionsreisen am Rhein und in Westfalen, vortreffliche Notizen, anfangs sogar in so umfangreicher Form, daß es mir leid that, den Prinzen dadurch zu belästigen. Ich ent-warf daher ein Schema auf gebrochenem Bogen, welches links die Fragen enthielt und rechts Platz zu deren kurzer Beantwortung ließ; die Fragen beschränkten sich eben nur auf das Wesentlichste, somit konnten auch die Antworten dem Prinzen nicht zu viel Zeit rauben. Proben dieser vom Prinzen von Preußen ausgefüllten Schemas und vollständige Berichte von eigener Hand befinden sich unter meinen Pa-pieren bei den Jahren 1857, 1858 und 1859. Sie beweisen ein Opfer an Zeit und persönlicher Mühwaltung, welches er der Armee brachte, weil er sie richtig unterrichtet wissen wollte.

Die militärische Biographie des Prinzen im Soldaten-freunde wurde in dieser Zeit auch außerhalb der Armee bekannter und am 14 Januar 1857 erhielt ich die folgenden Zeilen:

„„Besorgen Sie mir gütigst ein Exemplar meines Necrologs aus dem Soldatenfreunde, eingebunden wie beiliegendes Buch, s. p. r. für die Kaiserin,*) welcher der Auszug enorm gefallen und sie zugleich gerührt hat wegen so vieler Jugend-Erinnerungen.

Prinz von Preußen.““

*) von Rußland. L. S.

Also auch hier wieder der Necrolog, von dem ich nichts wissen wollte! Natürlich wurde das Buch sofort besorgt, und die Kaiserin wiederholte mir später bei ihrer letzten Anwesenheit auf Sanssouci persönlich, wie sehr mein Buch sie erfreut und ergriffen habe.

Im März 1857 hätte ich mich beinahe für die Autorschaft des Prinzen an einem großen Artikel für die dreijährige Dienstzeit in der Armee duelliren müssen. Die Angelegenheit der Militär-Dienstzeit wurde damals in den beiden Häusern des Landtages debattirt und ich hatte bereits aus eigenem Antriebe mehrere literarische Lanzen für dieselbe gebrochen, als ich am 8., nach verschiedenen Besprechungen mit dem Prinzen, in welchen dieser das äußerste Interesse für die Sache zeigte, folgende von einer lithographirten Denkschrift begleiteten Zeilen empfing:

> „„Hier sende ich Ihnen die Denkschrift und zugleich meine Entgegnung. Aus dieser und meiner Broschüre vom Jahre 1848 läßt sich Material finden zur Vertheidigung der dreijährigen Dienstzeit. Wollen Sie es noch unternehmen, so bin ich zur Durchsicht bereit.
>
> Berlin 8. 3. 57. P. v. P.““

Es war nämlich eine lithographirte Denkschrift erschienen, dem Vernehmen nach von einem höheren Preußischen Offizier, welche sich für Wiederherstellung der einige Zeit lang mit schlechtem Erfolge versuchten zweijährigen Dienstzeit aussprach, und an Abgeordnete vertheilt worden, um diesen das militärische Material zur Debatte und Opposition in die Hand zu geben. Der Prinz war über diese Gegnerschaft, weil sie

unverkennbar nur von einem sonst wohlunterrichteten Offizier herrühren konnte, höchst entrüstet und setzte sich sofort nieder, um die in der Flugschrift enthaltenen Argumente zu widerlegen. Zwei Tage nachher sandte mir der Prinz noch anderes offizielles Material durch den Flügeladjutanten Grafen von der Goltz (später Kommandeur des Königs-Husaren-Regiments Nr. 7), und ich schrieb nun den in Nr. 61 der (1857) Neuen Preußischen Zeitung abgedruckten großen Artikel, der allerdings schonungslos mit dem Verfasser jener lithographirten Denkschrift umging und ihn in entschiedener Weise bekämpfte. Ich sandte das Blatt an den unterdessen nach Coblenz abgereisten Prinzen und erhielt als Antwort die folgenden Zeilen:

„„Der Aufsatz ist sehr gut ausgefallen, nur etwas zu wörtlich nach mir. Ich erwarte die Inserationsgebühren-Rechnung.

Coblenz 17. 3. 57. P. v. P.““

Der hier geäußerte Vorwurf war keiner für mich, denn bei der Gründlichkeit der vom Prinzen aufgestellten Argumente hätte ich garnichts verbessern können, wollte es auch nicht, wenn ich es auch gekonnt.

Kaum war der Artikel aber gedruckt, so erklärte der Generalmajor von Prittwitz vom Stabe des Ingenieur-Korps: daß er der Verfasser jener lithographirten Denkschrift wäre und sich durch meine Abfertigung beleidigt fühlte. Er zog Erkundigungen bei der Redaktion nach dem Verfasser dieser Abfertigung ein und äußerte gegen diese, wie auch in militärischen Kreisen: daß er seinen groben Kritiker fordern und Genugthuung haben müsse. Da ich nicht gesonnen war, den

Prinzen als den Veranlasser und Autor der fraglichen Abfertigung zu nennen, so ermächtigte ich die Redaktion, nach acht Tagen dem erzürnten General meinen Namen zu nennen, und berichtete über den Vorgang nach Coblenz, indem ich zugleich die Berechnung der Insertionskosten mit 40 Thaler einsandte. Darauf erhielt ich den folgenden Brief:

„„Durch ein Schreiben des Regierungs-Präsidenten von Schleinitz, der mir jenen lithographirten Artikel gab, ohne Nennung des Autors, erfuhr ich erst vorgestern (was Sie am 22. mir bestätigten), daß General von Prittwitz der Autor sey!!! und zugleich dessen Ungnade, daß sein Artikel eine Widerlegung, und zwar eine scharfe, erfahren habe; er sey nur für Bekannte und 5—6 Mitglieder des zweiten Hauses privatim bestimmt gewesen, Herr von Schleinitz habe also unrecht gehandelt, mir denselben mitzutheilen. Dieser hat sich völlig darüber gerechtfertigt und mir Gen. v. P.'s Schreiben an ihn eingesendet. Ich habe ihm, dem v. P., geantwortet, daß ich mich als Autor der Antwort bekenne, und mich wird er also wohl nicht fordern, vielleicht aber Erklärungen wünschen. An v. S. habe ich zugleich geschrieben, wenn die Schrift des Gen. v. P. eine privative seyn sollte, warum sie dann lithographirt und vertheilt worden sey? Doch wahrscheinlich nur, um die ausgesprochene Ansicht zu verbreiten und ihr Eingang im zweiten Hause zu verschaffen. Wie könne man sich da wundern, daß Jemand Anderes auch anderer Ansicht sey und warum man dazu schweigen

müsse und sollte? Dies zu Ihrer Kenntniß, wenn Gerlach weiter forschen sollte. Die 40 Thaler sind angewiesen.

Coblenz, 24. 3. 57. P. v. P.""

Der General-Adjutant von Gerlach hatte nämlich durch die Redaktion von dem Vorgange erfahren, wußte aber nur, daß ich der Verfasser sei, meinte indessen doch auch, ich müsse mich dem General von Prittwitz stellen, wenn derselbe für den allerdings sehr groben Artikel Genugthuung fordere. Da ich nun nicht wußte, ob Herr von Schleinitz bis zu der von mir bei der Redaktion festgesetzten Zeit dem General von Prittwitz mitgetheilt haben würde, daß der Prinz sich zu jenem Artikel bekenne, so erwartete ich von Tag zu Tage die Forderung. Sie kam aber nicht. Im Gegentheil erfuhr der Redakteur Dr. Beutner von anderer Seite, daß der Prinz von Preußen der eigentliche Autor sei und schrieb mir nun, daß er unter diesen Umständen die 40 Thaler Insertionskosten nicht annehmen könne, sie aber nicht zurückschicken wolle, sondern zu einem wohlthätigen Zwecke verwenden werde. Ich meldete dies dem Prinzen, welcher mir antwortete:

„„Ihre weiteren Erläuterungen über die Prittwitziana interessiren mich sehr und stimmen ganz mit den Schleinitz'schen überein. Die anbei zurück erfolgenden bezeichneten Artikel sind ja gerade das Gegentheil von dem, was Patow sagt. Ich kann nur rathen diese Anschuldigung zurückzuweisen. Die Blankenburgsche Rede habe ich gleich damals mit Genugthuung gelesen. Dennoch scheint die Frage im Herrenhause noch sehr

unsicher zu stehen; denn wenn man das Salz verwirft, so ist zu Nichts Geld vorhanden. Ueber das Verfahren des Redakteur Beutner bin ich erfreut und einverstanden. Nous verrons, ob sich sein Anerbieten für ähnliche Fälle benutzen läßt. Gefordert sind Sie also nicht worden? Schade! Ich auch nicht.

Coblenz, 31. 3. 57. P. v. P.""

Es kam nun das Jahr 1858, mit ihm die Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen, nachdem schon seit dem Oktober 1857 eine Stellvertretung stattgefunden hatte. Meine Stellung wurde durch die veränderten Verhältnisse eine sehr eigenthümliche. Wie mit einem Zauberschlage sonderten sich die Umgebungen des Königs und die des Stellvertreters. Da das Ordnen der Bibliothek fortdauerte, so betrachtete man mich in Sanssouci als Einen, der sich der „neuaufgehenden Sonne" zuwende; und die Umgebung des Prinzen Stellvertreters ließ es mich wiederholt fühlen, daß man es für unschicklich halte, wenn Jemand, der dauernd in Sanssouci verkehre und stolz darauf sei, von dem General von Gerlach als ein Vertheidiger des Königlichen Hofes gebraucht zu werden, sich in die Nähe des Prinzen dränge! — Das war natürlich, aber nichtsdestoweniger peinlich für mich! Um keinen Preis der Welt hätte ich mich von meinem schwer leidenden Königlichen Herrn zurückgezogen, obgleich meine Funktion als Vorleser vollständig aufgehört hatte, und ehe der Allmächtige ihn nicht abberufen, nahm ich von niemand Anderem Befehle

an. Ebensowenig konnte ich selbstwillig ein Geschäft aufgeben, mit welchem der Prinz von Preußen mich seit zehn Jahren betraut, ganz abgesehen von den Aufträgen, welche mir in gleicher Art wie früher gegeben wurden.

War es nun ein zufälliges Zusammentreffen ungewöhnlicher Umstände, oder war es Absicht und Veranstaltung von irgend einer Seite, kurz, das Peinliche dieses Verhältnisses sollte mir eine Zeit lang sehr fühlbar werden.

Wie es meine Gewohnheit war kam ich an einem Sonnabend früh ins Palais des Prinzen, um in das Bibliothekzimmer zu gehen, fand aber schon auf dem Flure den dienstthuenden Kammerdiener, der mir sagte: heute könne mich Seine Königliche Hoheit nicht empfangen; auch in das Bibliothekzimmer könne ich nicht eintreten. Das fiel mir weiter nicht auf, da hin und wieder der Zahnarzt in dem Bibliothekzimmer verkehrte, in welchen Fällen ich dasselbe nicht betrat. Als ich mich durch den Seitenausgang in der kleinen Gasse aus dem Palais entfernte, fand ich dort den dienstthuenden Leibjäger aufgestellt, der mir dasselbe wie der Kammerdiener sagte und ersichtlich dort hingestellt worden war, im Falle ich durch die Seitenthür in das Palais eintrat. Das schien mir schon deutlicher, und als am nächsten Sonnabend der ganz gleiche Vorgang mit demselben Apparate sich wiederholte, fühlte ich sofort, daß man mir das fernere Erscheinen im Palais verleiden wollte.

Ich ging am darauffolgenden Sonnabend nur in das Portierzimmer und schickte von dort einen Lakaien in die Bibliothek, um nachzusehen, ob an der dafür bestimmten

Stelle Bücher oder ein Zettel von der Hand des Prinzen läge? — Sollte ich nämlich neueingegangene Bücher oder Bilder einrangiren, so pflegte der Prinz sie auf einen besonderen Fleck zu legen, oder einen Zettel, der das Heraussuchen eines Buches befahl oder Auskunft über den Verbleib eines Werkes verlangte. Hätten nun Bücher, oder ein solcher Zettel — wovon ich mir mehrere aufgehoben — dort gelegen, so wäre mir dies ein Beweis gewesen, daß der Prinz nichts von dieser wiederholten Abweisung wisse. Der Lakai kam aber mit der Antwort zurück, es läge nichts dergleichen an der bezeichneten Stelle.

So blieb mir denn an Klarheit kaum noch etwas zu wünschen übrig! Doch meinte ich nicht das Recht zu haben, nun auch selbständig wegzubleiben, denn da die Beauftragung eine schriftliche gewesen, auch Dank für meine Mühwaltung wiederholt schriftlich ausgesprochen worden, so glaubte ich auch eine schriftliche Weisung erwarten zu müssen, daß meine bisherige Funktion aufzuhören habe, wie dies ja von Seiten des Kronprinzen schon einmal geschehen war.

So gingen nicht weniger als fünf Sonnabende vorüber; ich gestehe gern, unter den peinlichsten Scenen und dem Erwarten eines Schlages, den man nicht abwenden kann. Endlich am sechsten Sonnabend kam mir an derselben Stelle, wo ich abgewiesen worden war, abermals der dienstthuende Kammerdiener entgegen, diesmal aber mit der Frage: wo ich denn so lange bliebe? Seine Königliche Hoheit hätten schon am vorigen Sonnabend gefragt, warum ich mich denn garnicht sehen lasse? und heute früh schon beim Kaffee befohlen, ich

solle gleich vorgelassen werden. Mir fiel ein böser Stein vom Herzen, denn auf diese Weise wäre ich nicht gern entlassen worden. Ich hatte also falsch gesehen, Zufälliges übereilt kombinirt; oder es war irgend eine Veranstaltung mißlungen, die jedenfalls nicht vom Prinzen selbst ausgegangen.

Frischen Muthes trat ich in die Bibliothek, der Kammerdiener meldete meine Anwesenheit, und sofort erschien auch der Prinz mit der Frage:

„Wo sind Sie denn so lange gewesen?"

„Eurer Königlichen Hoheit Stellung hat sich so verändert, daß ich im Zweifel war, ob ich auch jetzt noch wie bisher kommen dürfe? Es lagen auch weder Bücher noch Befehlzettel an der gewohnten Stelle; so glaubte ich denn, einen bestimmten Befehl für mein Betreten der Bibliothek erwarten zu müssen."

„Die ersten paar Male hielt ich Sie für krank, dann bekam ich auf meine Frage jedes Mal die Antwort, Sie wären zwar dagewesen, aber gleich wieder gegangen. So bestellte ich denn, daß ich Sie sprechen wolle."

„Wenn es Eurer Königlichen Hoheit Wille ist, mir noch ferner die Freude der Beschäftigung mit Ihren Büchern zu gönnen, so könnte ich ja Abends kommen, wenn Sie im Theater sind, und ganz ungestört, also auch unbemerkt, Alles in Ordnung bringen."

„Sonderbarer Vorschlag! Wie kommen Sie darauf?"

„Die Stellung Eurer Königlichen Hoheit zum Staate und zu meinem Allergnädigsten Herrn dem Könige ist eine

so durchaus andere geworden, daß es vielleicht nicht gut ist, wenn man mich, mit meiner ausgesprochenen Gesinnung und Thätigkeit, in der Nähe Eurer Königlichen Hoheit bemerkt. Ich kann ja, wie gesagt, in Abwesenheit Eurer Königlichen Hoheit die Bibliothek in Ordnung halten, ohne irgend wie oder irgend wem mißfällig zu werden."

„Dann könnte ich ja aber nicht mit Ihnen sprechen. Ich will aber mit Ihnen sprechen. Es bleibt Alles beim Alten!"

Von diesem Augenblick an hatte ich keine Bedenken mehr. Ich hatte mich getäuscht, oder man hatte sich getäuscht. Späteren Wahrnehmungen und Erfahrungen sah ich ziemlich gleichgültig ins Gesicht. Ich hatte ja nun vom Prinzen selber gehört, daß er mich nicht wegjagen wolle, so wußte ich auch, daß es unverdient nicht geschehen würde; von meiner Seite sollte aber wissentlich nie etwas vorkommen, um diesen vortrefflichen Herrn zu veranlassen, mich von sich zu entfernen. Das änderte an der Meinung und Haltung Anderer gegen mich nichts, denn was der Prinz mir gesagt, konnte und wollte ich Niemandem erzählen. — — —

Im August 1858 — der Prinz hatte die Regentschaft noch nicht angetreten — bereitete sich die Königsrevüe des V. und VI. Armee-Korps bei Liegnitz und Domanze in Schlesien vor. Ich bat für die richtige Darstellung der militärischen Vorgänge wieder um Notizen von Ort und Stelle; der Prinz zog es aber vor, daß ich selbst mitgehen und mich dem Gefolge anschließen solle. Das geschah, und während dieser ganzen Reise hatte ich manchen scheelen Blick, manche Zurücksetzung, manch offenes Uebelwollen zu ertragen.

Meine Anwesenheit war Vielen geradezu unbegreiflich, und daß ich sowohl Morgens vorm Beginn der Manöver, als Mittags unmittelbar nach Beendigung derselben, empfangen wurde, ein Räthsel, das ich zu lösen keine Befugniß fühlte. Eines Abends spät ließ ich mich noch melden, als der Prinz bereits seine ganze Umgebung entlassen und befohlen hatte, daß Niemand mehr vorgelassen werden solle. Das sagten mir die noch im Vorzimmer verweilenden Herren; da ich aber Morgens den Befehl erhalten hatte, was ich über die Manöver des Tages nach Berlin berichten wolle, noch vorzulegen, so mußte ich dessenungeachtet melden lassen, daß ich da sei und — wurde vorgelassen! Da gab es denn wieder verwunderte und nichts weniger als freundliche Gesichter, die noch verwunderter und unfreundlicher wurden, als mir der Prinz gestattete, mich der gleich darauf folgenden Reise nach Warschau anzuschließen, wo eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander II. stattfand und mehrere Divisionen gemustert werden sollten.

Der General Graf Adlerberg, Kaiserlich Russischer Militär-Bevollmächtigter am Preußischen Hofe, dem ich vielfach gefällig gewesen war, wo es sich um Erkundigung und Hülfe in militärischen Angelegenheiten handelte, war ungemein erfreut, als er hörte, daß der Prinz mein Mitgehen nach Warschau gestattete und that Alles, was in seinen Kräften stand, mir ein Logis in Warschau zu besorgen, da ich die Reise, bis auf die freie Eisenbahnfahrt, auf meine Kosten machte; aber auch er schien sich während des Aufenthaltes in Warschau in Verlegenheit zu befinden, was er eigentlich mit

mir machen sollte, da ich nicht offiziell zum Gefolge des Prinzen gehörte. Wahrscheinlich hatte er von der Mißstimmung in der Umgebung des Prinzen gegen meine unerklärliche Stellung gehört und in staatsmännischer Klugheit es für zweckmäßig gehalten, seine Freundlichkeit gegen mich nicht fortzusetzen, was mich denn auch veranlaßte, mit der Rückkehr nach Berlin meine Dienstfertigkeit für ihn einzustellen. Das waren wohl trübe Erfahrungen, aber das Bewußtsein, daß ich dem Prinzen dienen konnte und er sich meine Dienste gefallen ließ, halfen mir über Dies und Anderes jedes Mal bald hinweg.

Es war dies die Zeit, wo Viele, recht Viele glaubten, daß nun Alles ganz anders werden würde; wo nichts, was in den letzten Jahren geschehen war, Gnade vor den Augen der rasch Urtheilenden fand; wo die ausschweifendsten Hoffnungen, je nach dem politischen Charakter der Hoffenden, an der Tagesordnung waren. Wie wenig kannten sie den edlen, stetigen und durchaus preußischen Charakter des Fürsten! Man wollte eben, daß Alles mißverstanden werde, selbst das vortreffliche Regierungs-Programm vom 9. November 1858, aus dem damals Jeder herauslas, was ihm gefiel oder was er wünschte. Nie hat der Prinz, weder als Regent noch später als König, mit mir von solchen Dingen gesprochen, und ich habe durch lange Beobachtung die Ueberzeugung gewonnen, daß der König Wilhelm vollkommen unzugänglich für jede Beeinflussung war, wohl gern den verlangten Rath Sachverständiger hörte, aber sich durch Nichts und Niemand

von seiner gewonnenen Ueberzeugung abbringen ließ. Der Beweis dafür ist leicht.

König Wilhelm hatte nie einen sogenannten Günstling oder Vertrauten, durch den man allenfalls etwas bei ihm hätte durchsetzen können. Vergebens wird man während seiner Regierüng nach einem Namen suchen, der sich für die Geschichte unlösbar mit dem seinigen vereinigt, etwa wie bei König Friedrich I. der Graf Kolbe von Wartenberg; bei Friedrich Wilhelm I.: Grumbkow; bei Friedrich Wilhelm II.: Wöllner, Bischofswerder und Ritz; bei Friedrich Wilhelm III.: von Witzleben; bei Friedrich Wilhelm IV.: Graf Stolberg und von Gerlach. Nicht preußischer Namen wie: Mazarin, Richelieu, Potemkin, Grünne u. A. m. nicht zu gedenken.

König Wilhelm hat immer Personen gehabt, denen er, man möchte sagen sein geschäftliches Vertrauen geschenkt, weil es nie über den Gegenstand oder die Angelegenheit oder die Wissenschaft hinaus ging, welche der mit seinem Vertrauen Beehrte verstehen mußte; aber er hat nie einen Vertrauten oder einen Günstling gehabt, mit dem er eben über Alles sprach, wie das doch einzig das Kriterium wahren Vertrauens, oder wenn man will, der Freundschaft ist. Jeder der in die Nähe des Königs Wilhelm kam, fühlte sehr bald heraus, daß es eine ganz vergebene Mühe sei, zum Könige über Dinge zu sprechen, über die er keine Meinung verlangte. Zu wohlwollend und freundlich, um einen solchen Versuch zu verbieten, oder einen Verweis zu ertheilen, hörte der König wohl ruhig zu, wußte aber das Gespräch sehr

bald unmerkbar auf etwas Anderes zu leiten. Nacheinander galten viele Personen als besonders begünstigt, und gnädig wenn auch nicht vertraulich behandelt, und die Spekulation glaubte Etwas zu erreichen, wenn sie sich an diese dränge. Wer in dieser Zeit so stand, daß er überhaupt in der Nähe beobachten konnte, wird dies bestätigen, aber auch hinzufügen müssen, daß die Gunst und Gnade nie über das Verdienst oder den berechtigten Anspruch hinausging.

Der König vertraute Jedem in seinem besonderen Fache so lange, als er keine Ursache zum Mißtrauen hatte; war das Vertrauen aber einmal verloren, so erinnere ich mich wenigstens keines Beispiels, daß es wieder gewonnen worden wäre. Freilich, ein Freund, der etwas durchsetzen will, ist schon kein Freund mehr.

Die Erscheinung, daß ein regierender Herr so gar keinen Günstling, oder Vertrauten, oder Freund hatte, war mir schon bei Bearbeitung dieses sogenannten „Nekrologs“ aufgefallen und hatte mich zum Nachdenken darüber gebracht. Ist doch so vieles Staatliche und Politische erst aus dem rein Menschlichen und Persönlichen zu erklären. Ich unterstand mich daher eines Sonntags, — es war am 25. Juli 1865 — auf dem Schlosse Babelsberg den König zu fragen, ob er nie einen Freund gehabt? und fügte, die sonderbare Frage erklärend, ungefähr dasselbe hinzu, was ich obenstehend gesagt. Der König sah mich lange prüfend an, schien aber die Frage nicht übel zu deuten. Wußte er doch, daß sie bei mir nur aus der besten Absicht entspringen konnte, dann sagte er:

„O ja! Ich habe zwei Freunde in meinem Leben ge-

habt, und zwar in meinen frühesten Mannesjahren, ja eigentlich noch Jünglingsjahren. Den Obersten, späteren General von Brause, den mir mein Vater, noch 1815, zum militärischen Gouverneur gab; und dann Roeder*), der mit mir gleichzeitig und in denselben Truppentheilen stand, über den ich weg avancirte, wobei er dennoch stets mein militärischer Lehrer und Vorbild blieb. Beide haben nie etwas von mir gewollt, und Beide waren vortreffliche Männer. An Roeder habe ich sehr gehangen."

„Ist es denn wahr, Eure Majestät, daß Sie noch nie mit dem General-Lieutenant von Manteuffel von politischen Dingen gesprochen? Das glaubt doch alle Welt! — Aber er selbst und seine Gattin haben mir einmal gesagt, daß Eure Majestät nur mit Herrn von Bismarck über politische Angelegenheiten sprächen, mit ihm nur über militärische."

„Das ist vollkommen richtig, außer in den Fällen, wo ich Manteuffel zu politischen Sendungen gebraucht. Beide Männer, welche mir jetzt mit ihrem Rathe am nächsten stehen, Bismarck und Manteuffel, werden nicht sagen können, daß ich mit ihnen von Gegenständen gesprochen, die nicht direkt zu ihrem Ressort gehörten, und für welche sie mir später nicht hätten verantwortlich sein müssen. Mit Bismarck spreche ich nie über militärische und mit Manteuffel nie über politische Dinge."

Gern hätte ich gefragt, ob dies aus Erfahrungen hervorgegangenes Mißtrauen, ursprüngliche Charaktereigenheit oder

---

*) (von Roeder, als General-Lieutenant verstorben.) L. S.

nur durch Nachdenken gebildetes Prinzip sei? Aber die Frage schien mir doch unschicklich, und da der König nicht weiter sprach, so brach auch ich davon ab.

Erklären kann ich mir diese Erscheinung nur aus dem Pflichtgefühl, welches den König Wilhelm in allen seinen Lebensphasen geleitet, und aus der Rücksicht, die er Jedem in seinem Fache, auf seinem Posten, seiner Befähigung angedeihen ließ. In echt militärischem Gefühle litt er nie, daß sich Jemand in etwas mengte, was einem Andern zukam, deshalb ließ er auch Jedem vollen Raum für das Detail seiner Aufgabe, und beurtheilte die Verdienstlichkeit nur nach den Resultaten einer gesammten Wirksamkeit.

In zwei Dingen ertrug der König weder Widerspruch, noch Besserwissenwollen oder sogenanntes Vermitteln, wenn auch aus wohlmeinendsten Motiven hervorgehend: In der Aufrechthaltung der Würde seiner Krone, die ihm von glorreichen Ahnen überkommen — und in Armeeangelegenheiten, die er besser als irgend Jemand verstand. Dies waren die Punkte, in denen es wohl Niemand zum zweiten Male wagte, dem Könige eine andere Meinung auszusprechen. In allen anderen Dingen hörte er ruhig und unermüdlich, selbst die abweichendste Ansicht Sachverständiger.

Ich hatte vielfach Gelegenheit gehabt dies zu bemerken. Immer war es das absolute Pflichtgefühl, ich möchte sagen, der Dienst, welcher die anscheinenden Kontraste erklärte. Ohne es zu sagen und damit zu affigiren, betrachtete er sich als den ersten Diener des Staates, aber auch als den ersten Soldaten, und das hatte er schon als Prinz des

Hauses gethan, als noch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß er je selbst den Thron besteigen würde. Ich habe versucht, diesen Eindruck von dem Charakter und der Wirksamkeit des Königs Wilhelm wenigstens bildlich öffentlich auszusprechen, als ich in der durch Holzschnitte illustrirten Ausgabe seiner militärischen Lebensgeschichte, als Cul de Lampe zur Ausfüllung der sonst zu zwei Drittheilen leerbleibenden Seite, eine Abbildung des „Allgemeinen Ehrenzeichens" mit seiner Inschrift: „Verdienst um den Staat" anbrachte, ohne irgend eine Erklärung dafür zu geben, oder mich im Texte darauf zu beziehen. Ich überließ es dem Leser meinen Gedanken zu errathen, wenn er ihm nicht aus der ganzen Darstellung eines pflichtgetreuen Lebens hervorging. Darauf aufmerksam zu machen, wäre entweder überflüssig oder unschicklich gewesen, denn immerhin machte ich mir das Vergnügen, der höchsten Person im Staate den niedrigsten Orden zuzusprechen, freilich durch seine Inschrift gerade den bedeutungsreichsten. — — —

Daß der König in den wichtigsten Momenten seines Lebens stets durchaus selbständig handelte und nur eigener Eingebung folgte, dafür habe ich viele und frappante Beweise; so z. B. den Entwurf des Regierungsprogramms vom 9. November 1858, als er bei Uebernahme der Regentschaft das neue Ministerium Hohenzollern-Auerswald-Schwerin-Patow berief. In konstitutionellen Staaten pflegt ein neueintretendes Ministerium dem Könige ein Programm vorzulegen und von der Annahme desselben seine Uebernahme der Geschäfte abhängig zu machen. Die Herren mögen daher

nicht wenig erstaunt gewesen sein, als der König sie am Tage darauf zusammenberief und ihnen sein Programm vorlas, nach welchem er regieren und regiert haben wollte. Dieses Programm hatte der König ganz allein, ohne jeden Beirath und ohne irgend Jemandes Zustimmung geschrieben, unterwarf die darin ausgesprochenen Prinzipien gar keiner Diskussion und ließ es auch, wenn ich recht berichtet bin, ohne Vermittelung der neuen Minister veröffentlichen. Dies letztere weiß ich aber nicht gewiß, sondern nur vom Hörensagen, glaube es indessen unbedingt. Solcher Fälle könnte ich mehrere anführen; wozu aber, da ich diesen für den schlagendsten halte.

Wieder bin ich unwillkürlich in meinen Erinnerungen der Zeit vorausgeeilt; kehre also zur Zeitfolge zurück.

Mit dem Beginn der Regentschaft verdoppelte sich meine Thätigkeit für die militärische Presse, denn es begannen ja damals sofort die Angriffe gegen das eigenste und so wohl überlegte Werk des Regenten, die Reorganisation der Armee. Zuerst kamen die oppositionellen Zeitungsartikel und das Gebelfer der wegen ihrer Untauglichkeit aus der Armee geschiedenen pensionirten Offiziere. Wo irgend etwas dieser Art auftauchte, war ich bei der Hand und bekämpfte die Widersacher in jeder Form und in jeder mir zugänglichen Zeitung, suchte auch andere Literaten dafür zu gewinnen, denen es aber meist an militärischem Verständniß fehlte, so daß ich doch immer in der Ueberarbeitung das eigentlich Beweisende hinzufügen mußte. Als der Streit erbitterter wurde und nun auch eine politische Färbung annahm, glaubte ich doch

nicht mehr selbständig vorgehen zu dürfen, da man in dergleichen Dingen durch zu großen Eifer leicht eben so viel verderben, als gut machen kann. Ich bat daher den Regenten, mir die Aufgaben zu stellen, legte das Geschriebene vor dem Druck zur Genehmigung vor und hatte auch die Freude, daß nur sehr selten etwas daran geändert wurde. So entstanden die Leitartikel Nr. 40: „para bellum!“ — Nr. 45: „Glossen zur Armeereorganisation“, — Nr. 50: „Zur Armeefrage“, im Jahrgange 1860 der „Neuen Preußischen Zeitung“. Zu derselben Zeit erschien in der Haude- und Spenerschen Buchhandlung eine Brochüre: „Soll die Militärlast in Preußen erhöht werden?“ deren Preis — Einen Silbergroschen — schon die Absicht des Verfassers oder Veranlassers verrieth. Mit jenen Artikeln sandte ich dieselben an den Regenten und machte auf das perfide Manöver der Gegner aufmerksam. Sofort erhielt ich meinen Brief mit der Bemerkung ad marginem zurück:

„„Beantworten Sie die 1 Sgr. Schrift durch eine ½ Sgr. Schrift. Kosten-Ausfall übernehme ich!
W. R. ⁶/₂. 60.““

Eine Stunde nach Empfang dieses Befehls hatte ich bereits mit dem Buchhändler R. Wagner abgemacht, daß er eine Brochüre dieser Art drucken solle, ihm den Kostenpunkt garantirt und mich dann so eifrig an die Arbeit begeben, daß neunzehn Seiten Druck in 8., nach einer ganz durcharbeiteten Nacht, am andern Morgen fertig und auch so rasch gedruckt waren, daß sie nach 24 Stunden unter dem Titel: „Soll die Militärkraft in Preußen nicht

erhöht werden? Preis ein Silbersechser. Berlin 1860 bei R. Wagner," ausgegeben werden konnte. Die kleine Schrift parodirte Wort für Wort und Satz für Satz den Angriff und verkaufte sich so gut, daß ein Kostenersatz nicht nöthig war. Selbst Format, Papier und Druck war so genau nachgeahmt, daß die Käufer der Silbergroschenschrift sich gleich die für den halben Silbergroschen dazu kauften und so mit dem Gifte das Gegengift erhielten. Der Regent war sowohl mit der raschen Förderung, als mit der Abfertigung des Angriffs zufrieden.

Die gleiche Arbeit sollte mehrere Jahre dauern und ist auch jetzt, wo ich dies schreibe (1865), noch nicht zu Ende, da die Zahl der Schriftsteller, welche den Kampf für die Armee aufnahmen und aufnehmen konnten, außerordentlich gering gegen die der unabläßig Angreifenden war. Mit Ausnahme der Schriften von Bernhardi und Brandt und einiger anonym gebliebener Männer, muß ich leider sagen, daß ich allein gegen diese Phalanx von Zeitungen und Schriftstellern stand. Was ich an Brochüren und Artikeln nicht selbst schrieb, suchte ich zu vermitteln, so bei dem Hauptmann von Schmeling vom 1. Garde-Regiment zu Fuß und bei dem Hauptmann de l'Homme de Courbiere zur Disposition. Wahrhaft betrübend und unerklärlich war es, daß so wenige Offiziere ihre sonst fähige Feder zur kräftigen Abwehr anwendeten! Ich stand so ziemlich vereinzelt da, und hätte der Regent mich nicht auf die Punkte hingewiesen, auf deren Vertheidigung es ankam, mir nicht auch selbst das Material gegeben, diese Vertheidigung mit schlagenden

Argumenten ausführen zu können, so hätte mit der Zeit auch mein guter Wille erlahmen müssen. Es liegen dafür vollwichtige Beweise gerade aus dieser Zeit bei meinen Papieren.

Gegen Ende des Jahres beschäftigte mich auch die Angelegenheit der Fahnenverleihung sehr lebhaft. Der Regent trug mir historische Forschungen über die Geschichte der Feld- nnd Ehrenzeichen der Armee auf, für welche ich besondere Ordres zur Benutzung der Archive des Kriegsministeriums und des Generalstabes erhielt. Die Resultate dieser Forschungen sind im Soldatenfreunde niedergelegt und gaben Veranlassung zu mehreren Korrekturen und Hinzufügungen des Regenten selbst. Ich mußte auch die Formeln für die Leistung des Fahneneides unter König Friedrich Wilhelm I. ermitteln und erhielt zur Beeilung sogar eine telegraphische Depesche vom Könige, weil Anfangs die Absicht bestand, mit der Verleihung der neuen Fahnen eine Eidesleistung auf dieselben zu verbinden. Daß ich auch sonst in der Presse für diesen Abschluß im Werke der Reorganisation der Armee thätig war, brauche ich wohl nicht noch besonders anzumerken. Ich verdanke dieser Thätigkeit auch einen der schönsten Momente meines Lebens.

Am Tage der Fahnenweihe, den 18. Januar 1861, war ich im Palais und trat, als der König dasselbe verlassen hatte, um sich zu den Truppen vor das Monument Friedrichs des Großen zu begeben, aus der Balkonthür des Bibliothekzimmers auf die Veranda, um von dort aus das Ganze

dieses erhebenden Schauspiels zu übersehen. Der König befand sich an diesem Tage nicht ganz wohl und kehrte in dem Augenblicke, als sich die neuen Fahnen vom Schlosse her in Bewegung setzten, um den ganzen Platz bis zum Quarrée vor dem Monument zu durchschreiten, in das Palais zurück, um sich bei der strengen Kälte etwas zu erwärmen. Das wußte ich nicht und sah nur auf die immer näher heranwogenden, prachtvoll im Winde flatternden Fahnen, die sicherste Bürgschaft der auch künftigen Größe und Kraft unseres geliebten Vaterlandes, als ich plötzlich hinter mir an das Fenster klopfen hörte. Da ich mich ganz allein auf der Veranda befand, so konnte das nur mir gelten. Fast unmuthig, daß ich gerade in diesem Augenblicke gestört werden sollte, sah ich mich um und erblickte in gleicher Höhe mit mir den König, der in freudigster Erregung mir die Pantomime machte, als wolle er sagen: Was sagen Sie, Schneider? Ist das nicht herrlich? — Die rauschende Musik und das Geräusch der Tausende, die auf dem Opernplatze, dicht unter der Veranda, versammelt waren, hätte doch jedes Wort unverständlich gemacht, ich antwortete also auch nur durch Pantomime und suchte meine wirklich übergroße Freude auszudrücken, daß ich diesen Tag erlebt. Diese Pantomimen wiederholten sich noch einige Male durch das Fenster, gleich unverständlich von beiden Seiten und doch so vollkommen verstanden!

Unterdessen waren aber die Fahnen schon bis an das Opernhaus herangekommen, der Jubelruf der Zuschauer brach aus und der König verließ sein Zimmer wieder, um vor

dem Palais und am Altare die Fahnen zu empfangen. Hat Jemand diese sonderbare Scene auf der Veranda beobachten können, so muß er sich den Kopf darüber zerbrochen haben, was sie bedeuten sollte, denn in der That waren die Pantomimen so lebhaft und auffällig, daß nur ein ganz ungewöhnlicher Vorgang sie hervorrufen und erklären konnte. — — —

Bei Gelegenheit dieser Fahnenverleihung und Weihe muß ich auch einen unter meinen Papieren (bei 1861) befindlichen, mit Dinte ausgeführten Entwurf zu der vom Könige selbst angegebenen Grenadier-Fahne erwähnen, mit welchem es folgende Bewandtniß hat.

Bei der Errichtung der beiden neuen Garde-Grenadier-Regimenter hatte es sich herausgestellt, daß die bis dahin bestandenen nur die Fahnen derjenigen Infanterie-Regimenter führten, aus deren Grenadier-Bataillonen sie errichtet worden waren. Der König wollte aber den in der Armee neu eingeführten Garde-, Infanterie- und Landwehr-Fahnen auch eine besondere Grenadier-Fahne hinzufügen und wählte dazu das schmale Landwehrkreuz, aber schwarz im weißen Felde, entwarf selbst die Zeichnung dazu, ganz nach dem Muster der andern Armeefahnen, und hatte wahrscheinlich befohlen, daß die Grenadier-Fahnen nach demselben angefertigt werden sollten. Ich hatte diese Zeichnung wiederholt bemerkt, da sie vermittelst eines Fadens und Kroncachets an dem Schreibtisch des Königs aufgehängt war, vielleicht um an irgend etwas zu erinnern. Als ich eines Tages genau hinsah, bemerkte ich, daß der schwarze fliegende Adler in dem Mittelfelde unter der Legende Pro Gloria et patria! in dem

rechten Fange ein Schwert und in dem linken einen Kranz trug, Embleme, die ich in dieser Zusammenstellung noch nie an einem Preußischen Wappenadler gesehen; denn der Preußische Kriegsadler trägt Schwert und Donnerkeil, der Königsadler Schwert und Weltkugel und der Brandenburgische Schwert und Scepter. Auch bei den Helmschilden herrschen diese Verschiedenheiten, je nachdem sie den Garde-, den Heraldischen- oder den Dragoner-Adler führen. Ein Kranz mit dem Schwerte findet sich aber nirgends, dagegen ein grüner Kranz allein bei dem Mittelschilde des Rothen Adlerordens. Ich erlaubte mir, den König darauf aufmerksam zu machen und scherzend hinzuzufügen: man werde sich nach hundert Jahren den Kopf darüber zerbrechen, daß König Wilhelm neue Fahnen mit dem unzweifelhaften Embleme des Friedens verliehen, wozu denn doch eigentlich neue Regimenter nicht errichtet würden. Der König wollte erst garnicht an das geschehene Versehen glauben; ich erklärte es aber leicht dadurch, daß die meisten Personen, welche täglich mit ihm in Berührung kämen, den Rothen Adlerorden auf der Brust oder um den Hals trügen, das Auge des Königs also am Häufigsten den grünen Kranz in den Fängen des Adlers vor sich habe; so möge die Verwechselung gekommen sein. In Folge dessen schenkte mir der König seinen Entwurf, den ich mir sorgfältig aufgehoben habe. — — —

Was bei der Krönung geschehen, habe ich schon erwähnt. Der König befand sich während der ganzen Zeit unmittelbar vor und nach der Krönung in einer ungemein gehobenen, feierlich-ernsten Stimmung; man fühlte es jedem seiner Worte

an, wie tief er sich der schweren Pflichten bewußt war, die er mit der Krone vom Tische Gottes auf sich nahm. Auch hatte er gewiß schon erkannt, welche widrige Erfahrungen ihm von der Fortschrittspartei des Abgeordnetenhauses in der Frage über die Reorganisation der Armee bevorstanden, denn er sah sehr viel klarer, als seine ganze damalige Umgebung, was gegen das Königthum, was gegen Preußen, theils absichtlich, theils muthwillig herauf beschworen wurde. Das kann ich freilich nicht aus eigener Erfahrung sagen, denn mit mir sprach der König nie über solche Dinge, aber wahrnehmen konnte ich es aus mannigfachen Erscheinungen. Nur wenn Ungezogenheiten von Mitgliedern der Fortschrittspartei begangen wurden, oder ein Verstoß gegen seine Königliche Würde vorkam, ließ der König seiner Mißstimmung wohl freien Lauf. So z. B. über das Nichterscheinen des Präsidenten und der beiden Vice-Präsidenten des Abgeordnetenhauses beim Schluß des Landtages 1865 im Weißen Saale des Königlichen Schlosses, welches der König, ganz abgesehen von den politischen Streitfragen, als eine persönliche Ungezogenheit und als die Verletzung einer dienstlichen Pflicht ansah. Ich erhielt in solchen Fällen zwar keinen bestimmten Auftrag, aber ich unterließ es auch nie, die Aeußerungen des Königs in der Form eines Leitartikels in den mir zugänglichen Zeitungen auszusprechen, von denen viele großes Aufsehen machten und auch lebhaft von Gegnern angegriffen wurden. Sie hatten aber allerdings den großen Vorzug, daß sie schließlich in den angeregten Fragen Recht behielten, weil der König stets auch so handelte, wie er sprach, und da

ist es denn kein besonderes Verdienst für einen politischen Schriftsteller, wenn er richtig konjekturirt.

Die großen Arbeiten über die „Fahnenverleihung“ und die „Armee bei der Krönung“ (1861), über das „Veteranen-Jubelfest“ (1863), über den „Einzug der 1864er Sieger in Berlin“, über die „Grundsteinlegung zum Denkmal König Friedrich Wilhems III.“ (1869), sowie zur „Siegessäule auf dem Königsplatze im Thiergarten“ (1873), vieler anderer nicht zu gedenken, so sorgfältig und selbst mit Benutzung der Akten des Militär-Kabinets sie zusammengestellt waren, fanden doch bei der Korrectur durch den König immer noch Verbesserungen. Ich mochte so genau sein wie ich wollte, der König war doch noch genauer und ermüdete selbst bei dem langweiligsten Listenwesen nicht, wenn er wußte, daß etwas zur Ehre und Freude der Armee gereichte. Sein Gedächtniß für Personen und Details war unglaublich, namentlich wenn er auf irgend eine Weise selbst bei dem geschilderten Vorgange thätig gewesen war, und ganz im Gegensatze zu den Erfahrungen bei anderen Menschen, nahm diese Schärfe des Gedächtnisses mit den Jahren zu; namentlich war in dieser Beziehung der Gegensatz zu seinem älteren Königlichen Bruder auffallend, der schon in den Jahren vor seiner letzten schweren Krankheit fast gar kein Gedächtniß für reglementarische Dinge und geschäftliche Details hatte. — — —

Es war sehr schwer, etwas zu schreiben, ohne daß der König nicht noch eine Verbesserung angebracht hätte. Einmal erging es mir übel, aber freilich nicht durch meine eigene Schuld. Der König hielt bei Anwesenheit des Kaisers

Alexander II. von Rußland auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin eine Parade ab. Am Morgen war ich auf Schloß Babelsberg gewesen und der König hatte mich gefragt: ob ich nicht einen Bericht über die Parade schreiben wolle? Ich sagte zu, hatte aber freilich in dem Augenblick nicht überlegt, daß die Fahrt nach Berlin, der Mittagsaufenthalt und das Zimmer, wo ich schreiben konnte, denn doch Geld koste, den Wagen auf dem Paradeplatze noch garnicht mitgerechnet. Kurz, beim Herausgehen aus dem Schlosse überlegte ich die Sache, und da ich wußte, daß sowohl die neue Preußische, als die Norddeutsche Allgemeine und die Spenersche Zeitung ganz gute Berichterstatter hatten, so sparte ich die Ausgabe, die mir doch Niemand ersetzt hätte, und blieb in Potsdam. Kaum war aber der Bericht von dem gewöhnlichen Berichterstatter der Kreuz-Zeitung erschienen, so hatte ich auch den folgenden Brief vom Könige, da er ja glauben mußte, ich habe denselben geschrieben:

„„Oh! Schneider!

Die Kaiserin und die Großherzogin, das heißt, meine Schwester, waren nicht bei der Parade. Ich war in der großen Generalsuniform, desgleichen Prinz Friedrich Karl, dieser mit der weißen Binde.

W. 12/6. 64.““

Als ich das nächste Mal nach Babelsberg kam, erhielt ich auch einen mündlichen Verweis, nahm aber lieber den Vorwurf der Ungenauigkeit hin, als daß ich die Ursache gestanden hätte, weshalb ich nicht nach Berlin gefahren war, weil der König dies für ein indirektes Verlangen nach einer

Entschädigung für die Kosten solcher Reisen halten konnte, und in diesem Punkte bin ich leider immer sehr empfindlich gewesen. Als die Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland gestorben war und ich den König um Urlaub bat, damit ich nach Petersburg reisen und der feierlichen Beisetzung beiwohnen könne, da die hohe Frau mir stets eine vorzüglich gnädige Gesinnung bewiesen, sagte der König:

„Sehr gern! Reisen Sie! Aber auf eigene Kosten!“

Da es mir bei meiner Bitte auch nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen war, um Geld bei einer solchen Veranlassung zu bitten, so ärgerte ich mich über das mögliche Mißverständniß und antwortete:

„Versteht sich, auf meine Kosten! Ich habe ja Eure Majestät noch nie um Geld gebeten!“

Weil ich also Aehnliches schon erfahren, wollte ich auch diesmal nicht eingestehen, daß ich die Geldausgabe für den Besuch der Berliner Parade von Potsdam aus gescheut, obgleich der König bei seiner eigenen Sparsamkeit in allen Dingen dies gewiß ganz in der Ordnung gefunden haben würde. Aber freilich hätte ich dann auch den Bericht nicht zusagen sollen. Kurz, ich hatte mein: „Oh Schneider!“ weg.

An das Gesagte anknüpfend, muß ich anführen, daß ich alle Reisen, welche ich im Gefolge des Prinzen von Preußen und König Wilhelms gemacht, bis auf die Fahrgelegenheit per Eisenbahn, aus meiner Tasche bezahlte. So 1853 die Reise nach Olmütz und Wien, bei Gelegenheit der Bundesinspektion; 1858 nach Liegnitz und Warschau u. s. w. Nur bei Gelegenheit der Reise zur Krönung nach Königs-

berg (1861) habe ich Diäten, wie jeder Hofstaatsbeamte, liquidiren dürfen. Ich hatte also ein vollkommenes Recht, so zu antworten, als der König die Reise nach Petersburg an jene Bedingung knüpfte.

Auf der Reise nach Oesterreich habe ich die außerordentliche Thätigkeit und gar nicht ermüdende Pflichterfüllung des Prinzen recht in nächster Nähe und von Morgen bis Abend zu beobachten Gelegenheit gehabt. Während König Friedrich Wilhelm IV. in jenem Jahre bei Rüdersdorf die Herbstmanöver des Garde-Korps abhielt, erfuhr ich an einem Vorleseabende in Rüdersdorf selbst, daß der Prinz, zusammen mit einem Königlich Sächsischen und einem Königlich Hannoverschen General, das Oesterreichische Kontingent zum Deutschen Bundesheere inspiziren werde, und da ich die Oesterreichische Armee erst wenige Monate vorher im Gefolge des Königs kennen gelernt, auch durch die Wehr-Zeitung viele militärische und literarische Verbindungen dort hatte, also möglicherweise dem Prinzen nützlich werden konnte, so brachte ich das Gespräch auf eine Begleitung für diese Inspektionsreise und hatte die Freude, zu hören, daß der Prinz mich sehr gern mitnehmen werde, wenn der König es erlaubte. Diese Erlaubniß ward durch den Grafen Stolberg und den General von Gerlach leicht erlangt, weil auch diesen Herren Berichte über die dortigen politischen Zustände wünschenswerth waren, und so machte ich denn die ganze Reise des Prinzen nach Olmütz und Wien in seinem Gefolge mit.

Es ist dies eigentlich die Zeit, wo ich den Prinzen ge-

nauer und nach allen Richtungen hin kennen lernte, weil eben Alles in meiner unmittelbaren Nähe vorging. Die Anwesenheit des Kaisers Nikolaus I. in Olmütz und der damals heraufbrauende Krieg der Westmächte gegen Rußland, die schon schwüle Stimmung in Wien, die Unterhaltungen mit dem Feldmarschall, Fürsten Windischgrätz, dem General Langenau und vielen bedeutenden Personen, die mir eben als Redakteur der Wehr-Zeitung freundlich gesonnen waren, weil ich schriftstellerisch so nachdrücklich für die Kaiserliche Armee gegen die Revolution eingetreten war, gaben mir die Möglichkeit, wirklich dem Könige und dem Prinzen auf dieser Reise nützlich zu sein. Ich war keine amtliche Person, galt ausschließlich als Journalist und fand deshalb mehr Offenheit und Zutraulichkeit, als Offiziere und Beamte finden konnten. Was ich auf dieser Reise gesehen und erlebt, schreibe ich wohl in einem anderen Abschnitt nieder, hier aber muß ich schon sagen, daß sowohl die Russischen, als die Oesterreichischen Staatsmänner, mit denen ich in Berührung kam, mit einer gewissen Besorgniß auf die Zeit sahen, wo der Prinz von Preußen einst den Thron bestiegen haben würde; weil sie fürchteten, er werde ein sehr viel determinirteres Regiment führen, als sein Königlicher Bruder und vor allen Dingen den militärischen Charakter der Preußischen Monarchie wieder herstellen.

Der Unterschied, den man zwischen dem Auftreten König Friedrich Wilhelms IV. und dem seines Bruders, so wenige Monate nacheinander, finden wollte, war so bedeutend, daß er mir damals weh that, während ich ihn jetzt begreife.

Schon die äußere Erscheinung war eine ganz andere. König Friedrich Wilhelm IV. mußte vorzugsweise in der Uniform seines Kaiserlichen Husaren-Regiments erscheinen, die einen korpulenten Mann wahrlich nicht kleidet und in welcher er sich selbst höchst unglücklich vorkam, wenigstens äußerte er sich so über das dort Unvermeidliche; während der Prinz von Preußen außerordentlich stattlich in der Uniform als Inhaber des Ungarischen Infanterie-Regiments aussah; und so sonderbar das klingt, gewann sich der König, trotz seiner großen Freundlichkeit und wahrhaft verschwenderischen Gnadenbezeigungen — er verlieh dort z. B. an Einem Tage sieben Schwarze Adlerorden, ein Fall, der in der Geschichte dieses Ordens kaum seines Gleichen haben möchte — doch nicht so viel Verehrung als der Prinz, der in seiner damaligen Stellung Nichts verleihen und nur wenig geben konnte, ja sogar dem Offizier-Korps seines Regiments, als ihm dasselbe in Olmütz vorgestellt wurde, sehr ernste Worte über das Benehmen des Regiments während der ungarischen Revolution sagte. Es konnte nicht fehlen, daß diese Aeußerung des Prinzen damals in der österreichischen Hauptstadt und besonders unter den Offizieren viel besprochen wurde. Man schien dort gegen die Wahrheit sehr empfindlich zu sein. Jedenfalls kannte man den Prinzen nicht, wenn man aus seinem Munde etwas anderes als die volle Wahrheit erwartete. Und doch gewann der Prinz sich dort alle Herzen!

Eine Scene in Olmütz ist mir unvergeßlich. Auch ein Beleg zu den Belästigungen, denen Fürsten mehr als alle anderen Menschen unterliegen. Am Tage der Ankunft in

Olmütz war der Prinz Morgens in Preußischer Uniform gereist und zog einige Stationen vor Olmütz seine Oesterreichische Uniform an, weil der Kaiser ihn am Bahnhofe empfing. In seiner Wohnung angekommen, fand der Prinz dort eine große Anzahl von Offizieren des VI. Armee-Korps versammelt, welche aus Schlesien herübergekommen waren, um den Manövern der Kaiserlichen Truppen beizuwohnen. Sie hatten sich vor dem Hause in ihren Paradeuniformen versammelt, um den Prinzen zu begrüßen und dieser, erfreut über die Anwesenheit so vieler Preußischer Offiziere, empfing dieselben im großen Saale des ersten Stockes. Dazu wurde aber die Oesterreichische Uniform aus- und die Preußische angezogen. Kaum hatten sich die Offiziere entfernt, als es hieß: der Kaiser fährt zur Visite beim Prinzen vor! also wurde die Preußische aus- und die Oesterreichische angezogen. Die Visite sollte bald darauf erwidert werden, der Prinz konnte also in der Oesterreichischen Uniform bleiben. Ich war gerade in seinem Zimmer, als ein Bote athemlos verkündete: der Kaiser von Rußland werde sogleich auf dem Bahnhofe eintreffen. Die Oesterreichische Uniform mußte also aus- und die Russische — wohl verstanden, mit allen Ordensbändern — angezogen werden. Vom Empfange des Kaisers Nikolaus zurückgekehrt, muße die Gegenvisite beim Kaiser Franz Joseph in Oesterreichischer Uniform gemacht werden und zum Diner wurde auch wieder ein Uniformswechsel nöthig — nachdem der Prinz in der Zeit bis dahin zu Hause die Preußische angelegt hatte. Das Alles geschah in kaum zwei Stunden und war unvermeidlich. Endlich

mußte der Prinz über die nicht endenwollenden Metamorphosen lächeln.

Bei der großen Militärmesse vor dem Lager machte es einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden, als beim Niederknieen der beiden Kaiser und ihrer ganzen Umgebung, so wie aller Truppen, der Prinz mit seinem Sohne, dem Prinzen Friedrich Wilhelm, allein aufrecht stehen blieb. In einem solchen feierlichen Augenblicke konnte das nicht unbemerkt bleiben, da es eben im Mittelpunkt der ganzen Umgebung geschah. Es versinnlichte die ganze Unabhängigkeit Preußens, selbst dem in der That großartigen Apparate der Truppenversammlung und der Zusammenkunft zweier Kaiser gegenüber! —

In Wien, wo mir eine glänzende Wohnung in der Kaiserlichen Hofburg angewiesen worden war, hatte ich die Ehre, von einem Besuche des Prinzen von Preußen überrascht zu werden, als ich eben mit meiner Freundin Louise Neumann (jetzt Gräfin Schönfeld), ihrer Mutter, Frau Haizinger, ihrer Gesellschafterin Clementine Breton und dem Schauspieler Beckmann, am 5. Oktober beim Abschiedsfrühstück saß. Der Prinz hatte mir einen Auftrag zu geben und war selbst gekommen. Gegen die Anwesenden, deren Talente ihn im Hofburgtheater erfreut, war er außerordentlich freundlich und gnädig, und diese waren wieder nicht wenig erstaunt, daß mir eine solche Ehre zu Theil wurde; und das war sie wirklich in der Kaiserlichen Hofburg im vollsten Maße. — — —

Weder mit Uebernahme der Regentschaft, noch mit der

Thronbesteigung änderte sich etwas in der Lebensweise oder in dem Benehmen des Königs. Auch um ihn her blieb Alles dasselbe. Dinge, mit denen er persönlich in Berührung kam, oder für die er ein persönliches Interesse hatte, wie der Marstall, die Hofgärtnerei in Babelsberg, Wohnung, Küche, blieben in ihren bisherigen Verhältnissen und waren gewissermaßen von der eigentlichen Hofstaats-Verwaltung getrennt, nur die nothwendigen Erweiterungen und Vergrößerungen traten ein. In unmittelbarer Nähe des Königs änderte sich Nichts, ja in vielen Dingen schien es, als ob eine abgesonderte Hofhaltung neben der eigentlichen Königlichen fortgeführt würde. Mich berührte die Veränderung gar nicht. Bis auf den schon erzählten kurzen Uebergang blieb Alles, wie es gewesen. Befehle für die Presse, wenn die Armee gegen irgend einen Angriff im Abgeordnetenhause oder in einer Oppositionszeitung vertheidigt werden sollte, erhielt ich entweder vom Könige direkt, oder durch den General von Manteuffel, hin und wieder auch durch einen Flügel-Adjutanten; durfte dann das Geschriebene vor der Veröffentlichung zur Genehmigung vorlegen und vor allen Dingen anfragen, wo es gedruckt werden sollte. Solche Gelegenheiten benutzte ich dann gern dazu, dem Könige, wo nicht das Ganze, so doch irgend eine prägnante Stelle vorzulesen, obgleich ich wußte, daß der König überhaupt das Vorlesen nicht liebte. Ich that dies gewissermaßen zur Beruhigung meines Gewissens, da ich sonst durch die Verhältnisse gezwungen gewesen wäre, in jedem Quartal eine wissentlich falsche Quittung auszustellen.

In dem Abschnitte „Als Vorleser“*) habe ich bereits erzählt, daß ich als Vorleser König Friedrich Wilhelms IV., obgleich als solcher im Staatskalender aufgeführt, keinen Gehalt, sondern nach fünfjähriger Dienstleistung eine „Gratifikation von jährlich fünfhundert Thalern für am Allerhöchsten Hofe gehaltene Vorlesungen“ erhielt. Mit diesen Worten mußte ich auch beim Empfange des Geldes quartaliter quittiren. Während der Krankheit des Königs ließ sich das Bedenken gegen das Ausstellen einer solchen Quittung allenfalls überwinden; als aber König Wilhelm den Thron bestieg und mein Name als Vorleser im Staatskalender stehen blieb, was doch nur mit ganz besonderer Bewilligung des Königs geschehen sein konnte, der König sich aber nichts vorlesen ließ, da wurde das Ausstellen jener falschen Quittung mir geradezu zu einem Gewissensdruck. Eine Aenderung in diesem sonderbaren Verhältnisse durch Bitte oder Beschwerde herbeizuführen, widerstrebte mir; so mußte ich denn zu dem Auswege greifen, dem Könige wenigstens einmal in jedem Vierteljahre, wenn auch nur ein paar Zeilen vorzulesen, um nicht wissentlich ein „Dokument zu fälschen“. Doch gelang auch das nicht in jedem Vierteljahre, namentlich nicht zur Zeit der Reisen, so daß ich eigentlich in einer fortdauernden, wohlüberlegten Fälschung begriffen war.

Das Verhältniß war um so sonderbarer, als ich auf eine Gratifikation hin, im hohen Alter und bei eintretender Krankheit nicht pensionirt werden konnte, und in solchem

*) „Aus meinem Leben.“ B. II. S. 255.

Falle einfach das Aufhören der Gratifikation eintreten würde. Und doch hätte ich eine Aenderung nicht gern gesehen, denn mit einem Gehalte würde ich auch Vorgesetzte bekommen haben, überhaupt in ein bestimmtes Dienstverhältniß getreten sein, und das hätte meine Thätigkeit lähmen können, sie wenigstens bezahlt und verdächtig erscheinen lassen, was doch wahrlich — bisher wenigstens — Niemand von mir sagen konnte.

Der König hat wahrscheinlich gar nicht geahnt, weshalb ich ihm gewissermaßen ruckweise mein Vorlesen aufdrängte. War es gelungen, so ging ich jedes Mal erleichtert fort. Wollte es sich nicht fügen, mußte zu abermaliger Fälschung, glücklicherweise zu Niemandes Schaden, geschritten werden. Da der König überhaupt nicht gern vorlesen hörte, so denke ich mit Schrecken an die Wirkung, die meine Vorlesungen in Sanssouci auf ihn gemacht haben müssen, bei denen er doch jedes Mal von Anfang bis zu Ende gegenwärtig war, wenn er überhaupt in Berlin oder Potsdam verweilte. Dergleichen Dinge übersehen sich nachher sehr viel anders, als während man mitten in ihnen ist; freilich nicht eben erfreulicher.

Ueber Theaterangelegenheiten hat König Wilhelm eigentlich nie mit mir gesprochen, obgleich ich in dieser Richtung sein besonderes Vertrauen genossen haben muß, denn ich wurde zwei Mal zum Mitgliede von Kommissionen ernannt, welche über den Zustand und die Lebensfähigkeit des Viktoriatheaters befinden sollten; es wurden mir Stücke zur Prüfung übergeben, um zu beurtheilen, ob sie unter gewissen, meist

politischen Bedingungen, aufführbar seien; und einige Male sprach der König von der Verwaltungsart des General-Intendanten von Hülsen, die ich nach meiner Kenntniß und Erfahrung nur loben konnte. Ein sogenanntes Theatergespräch hat der König zu meiner Freude aber nie mit mir geführt, obgleich er ein Freund des Theaters war und in der Förderung desselben nicht müde wurde, ich aber für einen Sachverständigen galt und es in manchen Beziehungen auch wohl war. Es wäre auch eine sehr schiefe Stellung für mich geworden, wenn ich auf irgend eine Weise wieder in das Theatertreiben verflochten worden wäre, und das hat der König gewiß eben so lebhaft gefühlt wie ich, und mich daher nie in die Verlegenheit gesetzt, ausweichende oder unzulängliche Antworten zu geben. Beim Theater selbst und Allen, die sich dafür interessirten, galt ich aber immer wieder als künftiger Nachfolger des Herrn von Hülsen, oder als geheimer Theaterrath, und es war ganz vergebens, Jedem auseinandersetzen zu wollen, daß das nicht der Fall sei, zuverlässig auch nicht werden würde.

Ich habe schon erwähnt, daß König Wilhelm in seiner Schreibweise nicht allein concis, erledigend und vor allen Dingen ehrlich war, sondern auch bei den wichtigsten Veranlassungen stets nur der eigenen Eingebung und Anschauung folgte, ohne Rath oder Meinung Anderer abzuwarten. Eben kommt mir wieder ein schlagender Beweis dafür zu Gesicht, den ja Jedermann beurtheilen kann, da das Schriftstück jetzt

— zwei Jahre nach seiner Entstehung — gedruckt worden ist. Das „Staats-Archiv“ und nach ihm die „Spenersche Zeitung“ bringt nämlich (pag. 201. 1865. 29. August) die Aufzeichnungen des Königs vom 3. August 1863 aus Gastein, welche als Antwort auf den vom Kaiser von Oesterreich gemachten Vorschlag eines Fürstentages in Frankfurt a.|M. zur Reform der Deutschen Bundesversammlung dienen sollten. Sie sprechen das am Deutlichsten aus, was ich jedes Mal beim Lesen der mir anvertrauten Schriftstücke des Königs gefühlt, aber freilich, von denen nicht beweisen kann, die sich unter meinen Papieren befinden, da ich kein Recht zu ihrer Veröffentlichung habe. Es ist die vollkommenste gesunde Vernunft, die vollständigste Abwehr alles Phrasenhaften, was dieses und andere Schriftstücke des Königs charakterisirt. In noch höherem Maße ist dies von einer Arbeit des Königs zu sagen, die im Januar 1865 als Richtschnur für dasjenige niedergeschrieben wurde, was der Kriegsminister, bei der damals bevorstehenden Debatte über die Armee-Reorganisation im Abgeordnetenhause den Angreifern der Fortschrittspartei erwidern sollte. Es sind acht enggeschriebene Folioseiten, mit einer so klaren, siegreichen Darlegung der Gründe und Vortheile der Armee-Reorganisation, daß der Generaladjutant von Manteuffel, nachdem er das Manuskript gelesen, den Wunsch aussprach, es möge in der Handschrift des Königs metallographirt und so wenigstens in der Armee vertheilt werden. Der König hatte eine Jagd absagen lassen und war fast den ganzen Tag allein geblieben, um die Arbeit zu vollenden. Ich lernte sie kennen, weil die einzelnen Punkte,

nachdem die Debatten vorüber, auch in der militärischen Presse noch ausführlicher besprochen werden sollten. So erhielt ich das Manuskript zu meiner Freude und durfte es mit Erlaubniß des Königs behalten. Wie schade, daß solche Dinge — recht eigentlich der Nerv und Kern für die Geschichte unseres Vaterlandes — nicht gerade zu der Zeit bekannt werden dürfen, in der sie entstehen!

Einem Verzeichnisse, welches ich während meiner Redaktion der Wehr-Zeitung angelegt, entnehme ich, daß der Prinz von Preußen unter der Mitarbeiter-Nummer 68 die folgenden Aufsätze entweder selbst geschrieben oder diktirt oder die Daten so umfassend gegeben, daß keine Bearbeitung nothwendig war.

In Nr. 72. Einige Bemerkungen zu dem mit 51 unterzeichneten Aufsatze in Betreff der Kadettenanstalten.
„ „ 81. Entgegnung an 3.
„ „ 413. Armeenachrichten aus Preußen.
„ „ 442. Der Dank der Nation.
„ „ 452. Korrespondenz aus Preußen.
„ „ 524. Die Flottenrevüe bei Spithead.
„ „ 527, 529 und 533. Korrespondenz aus Preußen.
„ „ 551. Ohne Tritt oder mit Tritt — nur gut.
„ „ 564. Korrespondenz.

Mit der Erwähnung des Mémoire über die Armee-Organisation bin ich schon in das Jahr 1865 übergegangen. Es wurde ein in vielen Beziehungen wichtiges, ja entscheidendes für mich; das sehe ich am Ende desselben, wo ich das

bisher Niedergeschriebene fortsetze, recht deutlich. Namentlich erhielt ich im Dezember den Auftrag, ein großes Werk über die Preußischen Orden und Ehrenzeichen zu schreiben, zu dem ich die vollste Lust und Liebe mitbrachte und hoffte, es vollenden zu können, weil ich Alles anwenden wollte, um es zu einer würdigen literarischen Hinterlassenschaft zu machen.

Als ich im Jahre 1864 geschrieben hatte, „„Was ich bin, war ich, ehe der König zur Regierung kam. Was ich habe, hatte ich, ehe er mich würdigte, in seine Nähe zu kommen"" — um damit die Unbefangenheit meines Urtheils und die glückliche Unabhängigkeit meiner Stellung zu beweisen, hatte ich keine Ahnung, daß ich so bald nachher kein Recht mehr zu einer solchen Aeußerung haben sollte. Denn am Geburtstage des Königs 1865 ernannte mich derselbe erst durch die Anrede: „Was bringen Sie mir, Herr Geheimer Hofrath?" und als ich dies, wie früher schon oft, für einen Scherz hielt, durch die ernste Bestätigung dieser Ernennung, die mich dermaßen überraschte, daß ich sogar den Dank für diesen Gnadenbeweis vergaß und diesen erst später nachholte. Ich hatte wohl geglaubt, daß ich bei fortgesetzt treuem Dienste, einst und namentlich — wenn der Allmächtige mich bis dahin leben ließe — bei meinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum eine solche Auszeichnung erhalten würde, denn dafür lagen vielfache Beispiele vor; aber je klarer ich selbst die Eigenthümlichkeit meines Verhältnisses erkannte, je weniger verbarg ich mir, daß eben eine solche

äußerliche Veranlassung vorhanden sein müsse, um eine — gerade für mich und in Rücksicht auf meinen früheren Stand — so ehrende Erhebung zu rechtfertigen.

Als König Friedrich Wilhelm IV. mich zum Hofrath ernannte, war dies, neben der Gnade für mich, auch ein Ausweg aus dem bei Hofe nicht lange zu statuirenden, jedenfalls abnormen Verhältnisse, daß ein pensionirter Hofschauspieler dauernd in der Abendgesellschaft erschien, welche bei Hofe als die Intimität der Königlichen Familie bezeichnet wurde. So glücklich mich damals die Ernennung machte, da sie mit einem Schlage alle früheren Verhältnisse und Verbindungen durchschnitt und mich in eine durchaus andere Sphäre einführte, so konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß nicht allein Gnade für mich, sondern auch eine Nothwendigkeit sie herbeigeführt, wenn der König mich überhaupt in seiner Gesellschaft haben wollte. Wie durchaus anders war das bei meinem Avancement unter König Wilhelm, der recht gut wußte, daß es bei mir keiner Anfeuerung, keiner Belohnung bedurfte, um meiner Dienste gewiß zu sein, ja, bei welchem eher Gründe aufzufinden gewesen wären, mich so unbemerkt als möglich fortvegetiren zu lassen.

Der Titel eines Hofrathes wurde früher, und namentlich bis zum Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV., als etwas durchaus Unbedeutendes verliehen; Zahnärzte, Auktionskommissarien, Agenten, erhielten denselben, ja, er war gewissermaßen in Mißkredit gekommen und in einzelnen Fällen mit Ironie behandelt worden. Erst seit 1840 wurde der Titel nicht mehr verliehen und sollte nur auf Beamte der ver-

schiedenen Hofverwaltungen beschränkt werden. So bin ich denn auch der Einzige, der während der ganzen Regierungsperiode König Friedrich Wilhelms IV. zum Hofrath ernannt wurde, ohne in einem Beamtenverhältnisse zu stehen, oder vielmehr einen direkten Vorgesetzten zu haben. Deshalb war auch der Ton, mit welchem König Friedrich Wilhelm IV. und auch die Prinzen, seine Brüder, meinen Titel aussprachen, nicht frei von jener ironischen Färbung, mit welcher sie in ihrer Jugend denselben wohl von Anderen gehört. Das hätte jedem Andern gleichgültig sein können, ja, der sonderbar gezogene Ton des „Herrn Hooofraths" mag von Vielen für ein Zeichen besonders ehrender Vertraulichkeit gehalten worden sein. Ich meinerseits konnte dabei nie über den Gedanken an meinen früheren Beruf wegkommen und mußte immer glauben, man wolle mich auch daran erinnern. Mit der Ernennung zum Geheimen Hofrathe fiel aber auch das weg und der Geheime läßt sich mit aller Kunstfertigkeit nicht so betonen, wie der Hooofrath!

Wenn ich im ersten Augenblick, wo mich König Wilhelm so anredete, den Titel wie einen Scherz ablehnte, so hatte das seine volle Ursache, denn der König hatte mich als Prinz von Preußen wiederholt als „Herr Geheimer Rath" angeredet, ja es war eine Zeitlang, in den Jahren 1853—1857, zur Gewohnheit geworden mich so anzureden. Wenn ich erwiderte, daß ich nicht Geheimer Rath, sondern Hofrath sei, meinte der Prinz von Preußen lächelnd:

„Sein Sie ganz still! Sie sind geheimer Regierungsrath, und zwar Wirklicher, das wissen wir Alle recht gut!"

Wahrscheinlich bezog der Prinz das auf mein Verhältniß zu den Generalen von Rauch und von Gerlach, denen ich hülfreich war, wann und wie ich nur konnte. Mit dem Augenblick aber, wo die Regentschaft eintrat, machte der Prinz den Scherz nicht wieder, und eben so wenig als König. Geschah das in der Besorgniß, ich könne mich auf eine scherzhafte Anrede hin als „Geheimer Rath“ verbeugen und die Ernennung annehmen, weil der Regent oder König mich so genannt, so kannte er mich nicht; auf solchem Wege würde ich einen Scherz nie ausgebeutet, den Mißbrauch einer gnädigen und wohlwollenden Gesinnung der König mir auch gewiß nie verziehen haben! Ebenso scherzhaft hat mich der König seit seiner gnädigen Ernennung zum Geheimen Hofrath zweimal „Excellenz!“ angeredet; wie sich von selbst versteht, habe ich es überhört und nicht einmal durch ein scherzhaftes Wort darauf aufmerksam gemacht.

Mit dieser so unerwarteten Ernennung war nun aber in jeder Beziehung ein außerordentlicher Schritt vorwärts geschehen. Ich hatte das früher gar nicht so beachtet, welchen Werth viele Menschen auf einen solchen Titel legen, sollte es aber nun von allen Seiten erfahren. Es war, als wäre plötzlich mein ganzes Verhältniß ein anderes geworden, als hätte ich nun erst vollständig und ganz mit meinem früheren Berufe gebrochen, als wäre nun erst gar keine Rückkehr zu demselben mehr möglich. Erst später erfuhr ich, und zwar von dem General von Manteuffel selbst, daß auch diese Rangerhöhung durch das Militärkabinet gegangen, gerade so, wie 1861 die Verleihung des Kronenordens, und ich glaube darin

die Absicht des Königs zu erkennen, mich für meine Thätigkeit in Bezug auf die Armee zu belohnen. Es mag damit eine ganz andere Bewandtniß, der Zufall es so gefügt haben; es macht mir aber Freude, mir das einbilden zu können, so sei der Umstand wenigstens erwähnt. Eben so werthvoll ist es mir, daß König Wilhelm mir zu seinem Geburtstage diese Freude und Auszeichnung bereitet, denn auch König Friedrich Wilhelm IV. verlieh mir an seinem Geburtstage das Kreuz von Hohenzollern.

Kurz vorher hatte ich mich eines Sonnabends früh, wie gewöhnlich, im Adjutantenzimmer befunden, um das Aufstehen des Königs zu erwarten, als sich auch der Geheime Rechnungsrath und erste Tresorier Geiling dort einfand. Er trug ein versiegeltes Packet in der Hand, welches er dem Krontresor hatte entnehmen müssen, um dasselbe dem Könige zu übergeben. Wahrscheinlich — sagte Herr Geiling — enthalte das Packet Aktenstücke in Bezug auf den vielbesprochenen Ring, von welchem die Sage geht, daß, so lange er im Besitz des Hauses Hohenzollern bleibe, es demselben gut ergehen werde. Da ich in der Aufschrift die Handschrift König Friedrich Wilhelms IV. erkannte, so fragte ich Geiling nach dem Inhalte desselben und las — so viel ich mich erinnere:

„„Ich habe dieses Packet in Gegenwart meiner Schwester Louise der Niederlande geöffnet, von dem Inhalte Kenntniß genommen und dasselbe, mit meinem Secret wieder versiegelt, dem Fürsten Wittgenstein zur Aufbewahrung zurückgegeben.““

Die Aufschrift war viel länger, doch erinnere ich mich bei der Flüchtigkeit, mit welcher ich sie einsehen mußte, nur des Sinnes, nicht des Wortlautes genau. Das Packet war länglich und zweimal gesiegelt.

Der Zufall wollte, daß ich einige Tage später, zum Behufe einer historischen Arbeit, in der Manuskriptensammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin einen Folioband (Nr. 367 der **Ms.** boruss.) mit dem Titel:

„„Goldmacherei der alten Churfürsten und andere Superstitiosa.““

in die Hände bekam und darin folgende Notiz fand:

„„Von dem Geheimen Kriegsrath Krüger hörte ich (nemlich der Ordensrath König) die Nachricht, welche er aus den Papieren des verstorbenen Kriegs-Zahlmeisters, Geheimen Rathes Köppen gezogen, daß König Friedrich II. beim Antritte seiner Regierung, außer vielen alten Münzen, die er verkaufen lassen, auch ein Schächtelchen mit einem Ringe, der einen schwarzen Stein eingefaßt, gefunden, wobei ein Zettel gelegen, den König Friedrich I. eigenhändig geschrieben habe, und der ungefähr folgendermaßen gelautet: Diesen Ring hat mir mein seliger Herr Vater auf Dero Sterbebette eingehändigt mit der Erinnerung, daß, so lange dieser Ring bei dem Hause Brandenburg erhalten werde, solches nicht allein Wohlergehen haben, sondern auch wachsen und zunehmen würde. Der König hat diesen Ring dem Köppen aufzuheben befohlen, hernach-

mals aber solchen abgefordert, und habe der Letztere nach diesem nichts weiter davon erfahren.""

Einige Seiten weiter befand sich in demselben Manuskripte, mit dem Zeichen [illegible] versehen, noch die folgende Notiz:

„„Einer fürstlichen Person, Sagt man, soll eine große Kröte, eynen güldenen ring mitt eynem Demantt und 2 Rubinen versetzt, auff's Bett gebracht haben undt auß ihrem mundt vor Sie fallen lassen, in dem gedachte Fürstin, eben zu dem mahl in der Geburth gearbeitet. Dieser ring soll noch heuttiges Tages dem in des Stammes erstgeborenen immer fort, zum gedächtniß und vermeintem, hierunter verborgenem Glück und Wohlergehen gegeben und zugeeignet werden.""

Dahinter verweist eine Bemerkung mit Bleistift auf die erste Seite des Bandes, also auf die Notiz des Ordensraths König.

Nun wurde mir die Sache interessant. Sofort angestellte Erkundigungen ergaben nun zwar, daß unbestimmte Gerüchte über die Existenz und sorgfältige Aufbewahrung eines solchen Ringes vorhanden, eine nähere Kenntniß der Umstände oder eine historische Begründung des Besitzes nicht zu erlangen war. Vielfach wurde dieser Ring mit demjenigen in Verbindung gebracht, welchen angeblich die Gräfin Lichtenau dem sterbenden Könige Friedrich Wilhelm II. vom Finger gezogen haben soll, und als dieser mit schwacher Stimme rief: „Her den Ring!" den Umstehenden ihren Raub durch den

Befehl zu verdecken suchte: „Hering ruft der König. Er will einen Hering haben!“

Der Hof-Staatssekretair, Hofrath Dohme, gab mir folgende präcisere Auskunft:

Er habe den Auftrag erhalten, die in den Kommoden des Marmorpalais bei Potsdam aufbewahrten Papiere zu inventarisiren, und unter denselben mehrere mit Bleistift geschriebene Zettel des Königs gefunden, welche sich auf einen Ring beziehen, der sich in den Händen des Oberkastellans Lehmann zur Aufbewahrung befunden. In einer dieser Bleistift-Ordres war gesagt: Lehmann solle dem Könige den Ring bringen, aber bei seinem Kopfe vorsichtig damit umgehen. Ein anderer Zettel habe, ohne erkennbare Veranlassung, dem Lehmann besondere Sorgfalt bei Aufbewahrung dieses Ringes eingeschärft. Auch habe sich eine, wohl drei Seiten lange, Geschichtserzählung dabei befunden, welche — so viel er, Dohme, sich erinnere — mit dem übereinstimme, was ich ihm als eine Aeußerung Friedrichs des Großen über diesen Ring mitgetheilt. Nur wäre hinzugefügt gewesen, daß König Friedrich II. gesagt: „Ich glaube garnicht an solche Dinge, der Ring soll aber doch aufbewahrt werden.“ Diese sämmtlichen Papiere wären damals dem Fürsten Wittgenstein übergeben worden und befänden sich die speziell auf den Ring bezüglichen wahrscheinlich in dem Packete, welches König Wilhelm sich von dem Tresorier Geiling habe vorlegen lassen. Auch sei in jenen Papieren noch erwähnt gewesen, daß der Ring ursprünglich von dem Kurfürsten Johann Cicero herstamme.

Mit dieser letzteren Angabe stimmt anscheinend auch ein Befehl König Friedrich Wilhelms IV. überein, nach welchem die Beamten des Hofmarschallamtes ein Portrait Johann Cicero's oder einiger anderer Kurfürsten aufsuchen sollten, und zwar alle, die einen Ring am Finger zeigten, weil der König sich selbst überzeugen wolle, welche Art von Ringen seine Kurfürstlichen Vorfahren getragen. Die Bilder wurden aufgestellt. Ueber das Resultat wußten die dabei Betheiligten aber nichts, und die ganze Sache kam ihnen überhaupt erst durch meine Erkundigung in das Gedächtniß zurück, weil jener Befehl durch die Ringfrage erst eine Erklärung fand.

Die Version, daß die Gräfin Lichtenau sich in den Besitz dieses Ringes gesetzt — wie sie in mehreren Werken über die Regierungsperiode König Friedrich Wilhelms II. erzählt wird — hat auch zu dem Glauben veranlaßt, das Unglück des Preußischen Staates im Jahre 1806 sei daher entstanden, daß jener Ring sich nicht mehr im Besitze des Königlichen Hauses befunden und die Gräfin Lichtenau von König Friedrich Wilhelm III. sehr hart behandelt worden wäre. Erst 1813 habe sie gegen eine Pension den Ring wieder ausgeliefert und von nun an sei Alles gut gegangen.

Mehr war nicht zu erfahren. Je unklarer und verschwommener aber das Alles war, je mehr steigerte sich mein Interesse an einer Sache, von welcher ich so zufällig Kenntniß erhalten und die ich doch nach dem selbst Gesehenen von Wichtigkeit für die Königliche Familie halten mußte. Ich unterstand mich daher, Sonntag den 12. November 1865, auf Schloß Babelsberg den König selbst zu fragen, welche

Bewandtniß es mit jenem Packete gehabt habe. Um diese Frage zu entschuldigen, las ich vor, was ich darüber zusammengetragen und erhielt folgende Antwort, die ich gleich beim Nachhausekommen niederschrieb:

„Alles, was Sie da von Eröffnung des versiegelten Packets durch mich gesagt, hat seine vollkommene Richtigkeit. Es ist im Königlichen Hause üblich, daß der Ring und die Papiere jedem neuen Könige vorgelegt werden. Auch mit der von Ihnen angeführten Aufschrift meines hochseligen Bruders hat es — dem Sinne nach — seine Richtigkeit. So viel ich mich erinnere, ist es ein altmodisch geformter Ring mit einem einfachen dunkelfarbigen Stein. Genau kann ich die Farbe des Steins nicht charakterisiren. Jedenfalls war es aber weder ein Diamant mit zwei Rubinen, noch war es ein schwarzer Stein. Von all' den Dingen, die Sie aus schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen gesammelt, steht Nichts in den Papieren, welche das Packet enthält, sondern nur, daß der Ring von einem meiner Vorfahren stammt, und Friedrich II., wie alle seine Nachfolger befohlen haben, daß der Ring sorgfältig aufgehoben werden soll. — Das mit der Kröte und mit den Bleistiftzetteln meines Großvaters, sind mir ganz neue Sachen. Nachdem ich den Ring und die Papiere meiner Frau und dem Kronprinzen gezeigt, habe ich ebenfalls die weitere sorgfältige Aufbewahrung befohlen. Daß mein hochseliger Bruder sich habe die Portraits mehrerer Kurfürsten zeigen

lassen, um zu sehen, ob einer von ihnen einen ähnlichen Ring am Finger trägt, ist möglich. Ich habe nie davon gehört. Jedenfalls enthalten jene Papiere nichts, was den Wunderglauben nähren könnte, und viel weniger, als was Sie darüber zusammengetragen haben."

In den Worten des Königs und in dem Ausdruck, mit dem er sie sprach, zeigte sich so durchaus kein Wunderglaube und kein tieferes Interesse, daß ich dies als besonders charakteristisch für ihn anführen muß und eben deswegen den Gegenstand etwas ausführlicher behandelt habe. Nach meiner Erfahrung sind gerade fürstliche Personen besonders empfänglich für solche Eindrücke. Unheimliches, Gespenstergeschichten, Geistererscheinungen waren die dankbarsten Themata für meine Vorleseabende in Sanssouci, ja ausdrücklich gewünscht und befohlen. Als der hochselige König zur Regierung kam, spielte das Vaticinium Lehninense eine große Rolle, und Bibliothek- wie Archiv-Beamte wurden dafür in Bewegung gesetzt, ja, diese Beamten sagten mir, daß dies bei jeder Thronbesteigung der Fall gewesen sei, wie aus den vorhandenen Ueberlieferungen hervorgehe. Noch ausgesprochener zeigte sich das, sobald der „Weißen Frau" erwähnt wurde, wie überhaupt das Uebernatürliche, selbst einer Königlichen Macht nicht Erreichbare, einen eigenthümlichen Zauber für fürstliche Personen zu haben scheint. König Wilhelm zeigte sich — wenigstens bei dieser Gelegenheit — ganz frei davon. Das wäre an und für sich kaum erwähnenswerth, wenn es nicht gleichzeitig auch manches

Andere erklärte und ich eben nicht die Erfahrung gemacht hätte, daß gerade Fürsten und Fürstinnen in auffälliger Weise solchen Eindrücken unterliegen.

Das zufällige Zusammentreffen mit einem Jugendfreunde, dem damaligen Geheimen Justiz- und vortragenden Rath Friedberg im Justizministerium, bei einer Eisenbahnfahrt, brachte das Gespräch auf die Klage des Justizministers, daß es so außerordentlich schwer sei, die Unterschrift des Königs unter ein in aller Form Rechtens gefälltes Todesurtheil zu erhalten. Fragte endlich, nach langem vergeblichen Warten, der Justizminister danach, so finge der König gewöhnlich an, in seinen Mappen zu suchen, habe es dann aber in Babelsberg liegen lassen; oder, wenn die Anfrage in Schloß Babelsberg geschah, lag es unglücklicher Weise gerade in Berlin; jedenfalls mußte die Hergabe des Vergessenen bis zum nächsten Vortrage verschoben bleiben. Man könne sich eigentlich nicht darüber wundern, denn als der König die Regierung antrat, habe er im versammelten Ministerrathe gesagt: „Meine Herren, ich mache es Ihnen zur heiligen Pflicht, bei jedem einzelnen Falle, den ich mir in Gegenwart sämmtlicher Minister vortragen lassen werde, wenn es sich um meine Unterschrift zu einem Todesurtheile handelt, auch den kleinsten Umstand zu erwägen und mich auf denselben aufmerksam zu machen, wenn dadurch die Hinrichtung vermieden und eine Milderung der Strafe herbeigeführt werden kann. Sie, Herr Justizminister (damals Simons) entbinde ich von dieser

Verpflichtung, weil Ihr Amt Ihnen nicht gestattet, etwas Anderes als den Lauf der Gerechtigkeit zu befürworten."

Danach ist denn auch verfahren worden. König Wilhelm las nicht allein jedes Mal mit Gewissenhaftigkeit die umfangreichen Darstellungen der Untersuchung und die Motive für das Urtheil selbst durch, sondern ließ sich auch über jeden einzelnen Fall ausführlichen Vortrag, zuerst durch den Geheimen Kabinetsrath und dann im pleno des Ministerrathes halten. Aber auch damit war die sofortige Unterzeichnung noch nicht erreicht. Im Gegentheil legte der König sich die Todesurtheile bei Seite, als warte er irgend ein frohes Ereigniß für das Land oder die Königliche Familie ab, um dann eine Veranlassung zur Begnadigung zu haben.

Bei solchen Gelegenheiten kamen dann die Todesurtheile mit einem Male in großer Anzahl an das Justiz-Ministerium zurück, sämmtlich in lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandelt. Nur bei der Siegesfreude über die glänzenden Waffenerfolge der Armee bei Düppel und Alsen sei nichts dergleichen gekommen, sonst wisse man im Justiz-Ministerium schon, daß es bei frohen Ereignissen in der Königlichen Familie jedes Mal doppelte Arbeit gäbe.

Damit zusammenhängend erzählte mir Friedberg auch den folgenden Fall, um dadurch die Abneigung des Königs gegen das Unterschreiben und die Vollziehung von Todesurtheilen zu beweisen.

Am 1. Oktober 1861 war ein Tischlermeister Heinrich zu Trebbin zum Tode verurtheilt worden, weil er den Altsitzer Noack, in der Absicht ihn zu berauben, todtgeschossen

hatte. Der Justizminister von Bernuth beantragte am 13. Januar 1862 beim Könige, „der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen“, weil dies die Formel ist, in welcher seit der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. die Bestätigung der Todesurtheile durch den Monarchen ausgesprochen wird. Wie gewöhnlich war aber diese Bestätigung bis zum 19. August desselben Jahres nicht zu erlangen, und erst als im Ministerrathe beim Vortrage sich auch nicht eine Stimme zu Gunsten des Mörders erhob, erfolgte die Unterzeichnung, so daß der Justizminister die Hinrichtung auf den 9. September in Berlin festsetzte. An demselben Tage sollte aber auch die Taufe des Prinzen Heinrich stattfinden, und daraus nahm der Justizminister Veranlassung, dem Könige nach Baden zu melden, daß die Hinrichtung auf den 16. September verlegt sei, um die Festfreude in der Königlichen Familie am 9. nicht zu stören. Darauf kam die folgende, noch bei den Akten liegende, eigenhändige Antwort des Königs ad marginem des Berichtes:

„„Liegen denn *gar keine* Milderungsgründe vor, die zur Begnadigung auf lebenslängliches Zuchthaus führten? Wenn es übrigens irgend möglich ist, so wäre ein anderer Tag, als der 16. zu bestimmen, *da ich niemals den Tag einer Exekution kennen will.*““

Um diesen Fall zu erledigen, sei hier gleich noch hinzugefügt, daß auf den Grund des Aufschubs dieser Hinrichtung zwei Berliner Geistliche, welche dem Verurtheilten im Gefängnisse ihre Seelsorge zugewendet und die Ueberzeugung gewonnen

hatten, daß der arme Sünder wirkliche Reue über sein Verbrechen empfinde, den König am 12. September um Begnadigung baten. Sofort erhielt der Justizminister die folgenden Zeilen:

„„Ich will Begnadigung eintreten lassen, wenn nicht sehr Erhebliches dagegen spricht.

Wilhelm.““

und als der Justizminister demgemäß lebenslängliche Zuchthausstrafe beantragte, erfolgte die Begnadigung noch an demselben Tage.

Diese Mittheilungen des Geheimen Justizrathes Friedberg, die ich mir übrigens später noch schriftlich erbat, um sie meinen Papieren beizulegen, schienen mir ein so wesentliches Moment für die Charakteristik des Königs, daß ich Gelegenheit nahm, nach der Rückkehr von der Huldigung im Herzogthum Lauenburg den König selbst nach einigen näheren Umständen zu fragen. Er lächelte, als ich die Erfahrungen des Justizministers erwähnte, nach welchen die verlangten Todesurtheile jedes Mal in einem anderen Schlosse vergessen worden und liegen geblieben waren, beantwortete aber die eigentlich gestellten Fragen nicht. Richtig müssen die Angaben also gewesen sein, sonst würde der König sie verbessert haben. Dagegen erzählte er mir, wie ausweichend, das Folgende:

„Eine sehr unangenehme Sache ist mir aber bei meiner vorletzten Anwesenheit (1864) in Karlsbad passirt, und ich erinnere mich fast nie so heftig erschrocken zu sein, als bei dieser Veranlassung. Ich hatte nämlich vor längerer Zeit ein Todesurtheil unterschrieben und erhalte nun am 17. Juli

Nachmittags, als ich eben zu einer Partie in der Umgegend ausfuhr, unterwegs ein Telegramm von einem Privatmanne aus Küstrin. Es besagte, daß in Küstrin, wo am nächsten Tage ganz früh eine Hinrichtung stattfinden sollte, Beamte aus dem Benehmen des armen Sünders die Ueberzeugung gewonnen, daß er den ihm imputirten Mord nicht verübt haben könne. Er bitte mich daher um einen Vollstreckungsaufschub. Ich beschloß sofort, die Exekution aufschieben zu lassen, und da ich glaubte, daß der Weg zur Partie beim Telegraphenamte vorbeiführe, so wollte ich selbst dort die telegraphische Ordre aufgeben. Ich that es indessen doch nicht gleich, weil ich erst ruhig überlegen wollte, was und wem wegen der erneuerten Untersuchung das Richtige zu befehlen sein möchte, um alle betreffenden Behörden und Personen davon in Kenntniß zu setzen. Gott mag wissen, wie es zugegangen ist, daß ich die Sache während der Fahrt in so reizender Natur vollkommen vergaß. Die Partie war ungemein unterhaltend, die Gesellschaft belebt und es war schon spät geworden, als mir plötzlich einfiel, daß ja in nur noch wenigen Stunden in Küstrin jene Exekution stattfinden mußte. Ich erschrak so heftig über meine Vergeßlichkeit, daß ich mich augenblicklich aus der Gesellschaft entfernte, welche das vielleicht für eine Wirkung des Karlsbader Brunnens gehalten haben mag, und gewann auch nicht eher wieder Gewissensruhe, bis ich das Telegramm aufgegeben und dann die Antwort erhalten hatte, daß mein Befehl noch rechtzeitig in Küstrin angekommen war. Die Depesche des Bremer Kaufmanns benutzte ich gleich, um den Justizminister von

Allem zu benachrichtigen und so ging denn, Gott sei Dank! die schwere Prüfung an mir vorüber. Denken Sie nur, wenn mir das nicht noch zu rechter Zeit eingefallen wäre! Ich habe mir die Depesche des Kaufmanns zum Andenken aufgehoben und werde sie Ihnen bei Gelegenheit zeigen.“ —

In der That erhielt ich einige Tage darauf die Depesche. Sie lautete:

„„Küstrin. 17. Juli. 4 Uhr 5 Minuten Nachmittags. Majestät von Preußen in Karlsbad. — Mehrere Beamte haben aus dem Benehmen der Brüder Maasch, deren Hinrichtung morgen früh 4 Uhr anberaumt ist, die Ansicht gewonnen, daß Martin Maasch keinen Antheil an dem Morde habe. Um Vollstreckungsaufschub für Martin Maasch wagt zu bitten G. C. Deetjen, Kaufmann aus Bremen.““

Auf das Papier dieser Depesche hatte der König unten Folgendes geschrieben und an das Justizministerium nach Berlin gesandt:

„„Auf Vorstehendes habe ich dem Justizhof in Küstrin befohlen, die Hinrichtung des Martin Maasch auszusetzen und erwarte Bericht über die Angelegenheit vom Ministerium. Wilhelm.““

Uebrigens trat auch in diesem Falle später Begnadigung ein, und zwar aus dem Grunde, weil der König den Verbrecher nicht zwei Mal Todesangst erleiden lassen wollte, obgleich die erneuerte Untersuchung den Ungrund jener Gerüchte von der Unschuld des Angeklagten herausgestellt hatte.

Von solchen Dingen erfahren natürlich nur sehr wenige

Menschen, weil der König selbst nicht davon spricht und auch nur diejenigen Behörden oder Personen direkt in Kenntniß setzt, die unmittelbar davon berührt werden. Selbst jene Marginalien und Dekrete in den Akten erklären an und für sich nichts, wenn man die Motive nicht kennt, durch welche sie veranlaßt worden sind.

Nachdem ich die Erzählung des Königs zu Hause niedergeschrieben hatte, erlaubte ich mir, das Geschriebene zu wahrscheinlicher Verbesserung vorzulegen und erhielt nun die Depesche, wie die ebenfalls aufbewahrten Verbesserungen.

Ich enthalte mich, über das hier Aufgezeichnete mein eigenes Urtheil auszusprechen, aber ich schreibe aus dem Friedberg'schen Briefe die mir aus der Seele gesprochene Stelle ab:

> „„wie sich die in der innersten Natur unseres Königs liegende Milde vielleicht nirgends in menschlich-schönerer Weise manifestirt, als in der Art, in welcher er den vielleicht schwersten Theil seines Königsberufes — die Bestätigung der Todesurtheile — ausübt!““

Aber auch in einer ganz entgegengesetzten Richtung manifestirte sich seine Güte, nämlich in der Freude an Belohnungen und an der Freude der Belohnten. Als ich die Vorarbeiten zu meinem Werke über die Preußischen Orden machte, hatte ich Gelegenheit, auch die im Kriegsministerium und im Militärkabinet aufbewahrten Akten über die Stiftung, Anfertigung und Verleihung der verschiedenen Militär Ehren-

und Denkmünzen zu lesen, welche der Krieg 1864 gegen Dänemark, sowie die Thaten bei Düppel und Alsen für Kombattanten und Nichtkombattanten hervorgerufen. Was König Wilhelm hier befohlen und angeordnet, verbessert und bewilligt, spricht in überzeugender Weise seine Königliche Dankbarkeit, sein immer richtiges militärisches, ja kameradschaftliches Gefühl und seine Freude aus, anerkennen und belohnen zu können. Bei seiner Gewissenhaftigkeit, immer und in jedem einzelnen Falle strenge nach den Statuten zu verfahren, mag er manchmal schwere Kämpfe zu bestehen gehabt haben.

Ich habe schon erzählt, wie schwer es mir gemacht worden ist, die Krönungsmedaille zu erhalten, und hätte das Recht mir nicht gar zu klar zur Seite gestanden, würde ich sie doch nie erhalten haben, wenn ich auch den Vorzug hatte, mich persönlich darüber beklagen zu können; muß aber auch einen andern, auf die Krönungsmedaille bezüglichen Fall hinzufügen, der diese Gewissenhaftigkeit beweist.

Als Großfürst Nikolaus von Rußland, Neffe des Königs, und als Repräsentant des verwandten Russischen Kaiserhauses bei der Krönung in Königsberg anwesend, erfuhr, daß eine besondere Medaille zur Erinnerung an die Krönung gestiftet, bat er schriftlich seinen Königlichen Oheim, auch ihm und den Personen seines Gefolges dieselbe zu verleihen. Da diese Medaille nur für Preußische Unterthanen gestiftet worden war, so befand sich der König in Verlegenheit, ob er den Wunsch gewähren könne und fand den Ausweg, die Medaille zwar dem Großfürsten zu verleihen, dessen Umgebung aber

dieselbe nicht an dem dazu gehörigen Orangebande, sondern an dem blauen Bande des gleichzeitig gestifteten Kronenordens zu tragen, befahl mir auch, daß dies auf geschickte, das heißt unscheinbare Art, bekannt gemacht werde, um etwaigen Ansprüchen anderer Krönungs-Botschafter zu entgehen. Ich bat daher einen Freund in Petersburg, er möge mir schreiben, wenn er den Großfürsten Nikolaus mit dieser in Rußland doch unbekannten Medaille geschmückt gesehen hätte. Dies geschah und so konnte in Berliner Zeitungen die Erklärung gegeben werden. Die General-Adjutanten, Fürst Suworoff und Weymarn, welche ebenfalls die Medaille am blauen Bande erhalten, sind in der Rangliste des Kaiserlichen Stabes als Besitzer derselben besonders aufgeführt, während die Russischen Medaillen in dieser Rangliste nicht verzeichnet stehen.

Da ich bis jetzt, fünfzehn Jahre lang, an jedem Neujahrsmorgen dem Könige gratulirt und zwar jedes Mal allein, wenn die Dienerschaft gratulirt hatte und ehe die eigentlichen formellen Gratulationen begannen — ein Vorzug, den ich der Lage des Bibliothekzimmers neben dem Arbeitszimmer des Königs verdanke — so wünschte ich auch am 1. Januar 1865 meinem Herrn Gesundheit und Freude an den Kindern, doch das Beste, ja Einzige, was dem alternden Manne übrig bleibt. Ich fand den König nicht so froh wie sonst gestimmt. Wahrscheinlich hatte er Nachrichten von den Plänen der Opposition für die bevorstehende Session des Landtages erhalten, denn indem er mir gnädig und freundlich die

Hand gab, sagte er einige Worte, wie: „Wahrlich, ich kann in unserer jetzigen Situation Ihre guten Wünsche brauchen!" Ich erlaubte mir, darauf aufmerksam zu machen, daß das Wort Friedrich Wilhelms III.: Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott! sich noch bei allen Preußischen Monarchen seit dem großen Kurfürsten bewährt habe. Immer war das Ende der Regierungen ruhig, glücklich und ruhmvoll, wenn auch im Anfange und während derselben schwere Prüfungen an die Könige und an die Nation herangetreten wären; so würde es auch mit seiner Regierung sein, der es allerdings nicht an traurigen und bekümmernden Erfahrungen fehle. Ein Rückblick auf den Schluß der Regierungen vom großen Kurfürsten bis zum hochseligen Könige zeigte die Richtigkeit der Bemerkung. Immer war der Staat in voller Blüthe gewesen, wenn ein Preußischer König starb und die unruhigen Bewegungen der Zeit hatten sich gelegt. Der König gab die Richtigkeit dieser Erscheinung zu, meinte aber doch: seine Vorfahren hätten wenigstens keine Kammern gehabt!

An solchen Tagen wie Neujahr oder während der Festlichkeiten des Karnevals, war die Rüstigkeit des Königs und seine körperliche wie geistige Unermüdlichkeit geradezu für einen Sechziger erstaunlich. Die wenigen Minuten, wo er früh Morgens Kaffee trank und auch dabei noch eingegangene Berichte und Depeschen durchlas, waren eigentlich die einzige Zeit am Tage, wo der König sich nicht in Spannung und Thätigkeit befand. Abends spät, oft erst nach ein Uhr, von

einer Festlichkeit zurückgekehrt, wo er für Jedermann ein freundliches Wort gehabt und nur selten saß, fuhr er am nächsten Morgen früh mit dem ersten Zuge nach Potsdam, um die ausgebildeten Ersatzmannschaften zu besichtigen, kehrte dann nach Berlin zurück, um Vorträge zu hören und Audienzen zu ertheilen, Conseilsitzungen zu präsidiren. Schon die Fahrt nach Potsdam hin und zurück auf der Eisenbahn wurde zu Vorträgen benutzt. Stillsitzen ohne Beschäftigung haben auch die nächsten Diener den König nie gesehen. In seinem Arbeitszimmer war nur ein Stuhl den er beim Schreiben gebrauchte; alle anderen, auch das Sopha, waren durch darauf gepackte Bücher, Karten, Papierrollen, ganz unsitzbar. Nur wenn der König wichtige Aktenstücke, diplomatische Memoirs und Staatsschriften las, bediente er sich eines hohen Reitbockes, auf dem er ohne Lehne und wie zu Pferde vor einem hohen Lesepulte saß. Von dem Aufsuchen irgend einer Bequemlichkeit, einem Anlehnen oder Ausstrecken, war nie die Rede, in allen seinen Geräthen auch gar keine Gelegenheit dazu. Es war immer, als befände sich der König im Dienste, jeden Augenblick bereit und gewärtig mit voller Anstrengung in eine neue Thätigkeit einzutreten.

Wie rasch, entschieden und expeditiv König Wilhelm in allen Dingen war, in denen er selbständig handeln wollte, davon nur ein Beispiel aus dem März 1865.

In London hatte sich eine Association zur Ausbeutung des Europäischen Telegraphenwesens gebildet. Die Unter-

nehmung drohte alle telegraphischen Privatanstalten, so auch das in Berlin bestehende Wolff'sche Büreau, zu vernichten oder doch jedenfalls aufzusaugen, den Schwerpunkt dieses so mächtigen Kommunikationsmittels aber unstreitig nach England zu verlegen. Ich kannte damals den Besitzer dieses Bureaus nicht, wußte aber, daß der König ihm für geleistete Dienste wohlwollend und gnädig gesinnt war. Sein Geschäftsführer Wentzel wandte sich mit der Bitte an mich, ob ich nichts dazu beitragen könne und wolle, durch Bildung einer ähnlichen Association für Preußen, welcher sich dann das schon bestehende Wolff'sche Bureau anschließen könne, die Gefahr abzuwenden, daß Preußen einer Spekulation des Auslandes tributär würde. Das würde sich leicht erreichen lassen, wenn der König, vielleicht eigenhändig oder mündlich, einigen als gutgesinnt bekannten Banquiers den Wunsch ausspräche, sie möchten eine solche Association bilden. Obgleich ich mich nur ungern in Dinge mischte, die irgend wie einen spekulativen, und zwar politisch-spekulativen Charakter hatten, so wußte ich doch, daß der König der Sache wie der Person wohlwollte und sagte dem Wentzel, er möge einen Brief an mich schreiben, in welchem der ganze Plan enthalten wäre, so daß ich diesen dem Könige zeigen könne. Diese Zuschrift des Inhabers des „Wolff'schen Telegraphischen Büreaus" erhielt ich in Potsdam am 2. März und schickte sie sofort nebst Begleitschreiben nach Berlin an den König. Wie ich vermuthet, hat die Sache denselben sehr interessirt, da, nachdem ich am nächsten Sonnabend (den 4.) darüber

Vortrag gehalten hatte, er mir den an mich adressirten Brief und mein Begleitschreiben zurück gab, worauf er schon Tags vorher folgende Randbemerkung geschrieben hatte:

„„Wolff soll ganz dasselbe, was er Ihnen schreibt, mir direkt schreiben, worauf ich ihm die gewünschte Antwort geben werde. W. 3/3. 65.

Cito!““

Sofort theilte ich dies dem Wentzel mit. Dieser brachte mir den verlangten Brief Mittags, und Nachmittags sandte der König die gewünschte Befürwortung an die Banquiers von Oppenfeld, von Magnus und Bleichröder, in deren Folge denn auch die Association zusammentrat, so daß in der That das ganze Geschäft im Verlauf weniger Stunden und jedenfalls zu allseitiger Zufriedenheit, vor allen Dingen aber zum Nutzen des Landes abgemacht war.

Ich muß indessen, gewissermaßen zu meiner eigenen Beruhigung, hierbei bemerken, daß ich jene erste Mittheilung an den König nicht eher machte, als bis ich bei dem Minister-Präsidenten von Bismarck persönlich angefragt: ob er kein Bedenken habe, daß ich den Gegenstand zur Kenntniß Seiner Majestät bringe? Dies geschah schon, als Wentzel mir zuerst davon sprach, und ich sagte demselben auch, daß ich eine Sache, die möglicherweise eine politische Tragweite haben könne, nicht eher in die Hand nehmen werde, als bis ich wisse, daß Herr von Bismarck nichts dagegen habe; wie ich denn auch dem Könige sagte, daß ich vorher mit dem Minister-Präsidenten verhandelt und nur mit dessen Vor-

wissen und Zustimmung mir erlaube, die Angelegenheit zur Sprache zu bringen.

Um Weihnachten, Neujahr, oder zur Zeit der Karnevalsfestlichkeiten hatte der König fast in jedem Jahre eine Unpäßlichkeit zu bestehen. Man wußte das fast schon voraus, ebenso aber auch, daß sie glücklicherweise nie etwas zu bedeuten hatte. Ein Wunder war es nicht, wenn der König bei diesen unausgesetzten Anstrengungen, dieser Thätigkeit, vor allen Dingen aber bei dieser Rücksichtslosigkeit gegen Wetter, Zugwind oder Erschöpfung erkrankte. Er öffnete oft, wenn es ihm zu warm im Zimmer war, die zur Veranda führenden Glasthüren und schien da unempfindlich, wo Andere fröstelten. Es war ganz vergebene Mühe, ihm bei nassem Wetter Ueberschuhe aufzupersuadiren, und die Kammerdiener, welche mit außerordentlicher Liebe an ihm hingen, haben es nachgerade aufgeben müssen, ihrem Herrn etwas mehr Sorgfalt für seine Gesundheit beizubringen. Namentlich war dies zu der Zeit wahrhaft sorgenvoll, als die Kaiserlich Oesterreichischen Regimenter aus den Elbherzogthümern zurück durch Berlin marschirten. Ein paar Mal sah ich ihn bei solchen Gelegenheiten in naßkaltem Schlackenwetter früh sieben Uhr zur Winterszeit, wo es so dunkel war, daß die Laternen noch brannten, aus dem Palais heraustreten und sich auf den kothigen Straßendamm stellen, bis die Truppen vorüber defilirt waren, nachher auch wohl noch lange mit den Offizieren sprechen.

Was bei Gelegenheit der Fahnenweihe geschehen, habe ich schon erwähnt. Beim Exerzieren oder bei Besichtigungen kannte er wohl Schonung für die Truppen, aber nicht für sich. Während jeder Privatmann nach einer Nachtfahrt auf der Eisenbahn erst ausschläft, setzte König Wilhelm sich sofort an den Schreibtisch und beeilte sich, etwa Liegengebliebenes zu erledigen. Kam er so bestaubt oder durchnäßt nach Hause, daß jeder Andere wenigstens eine Stunde unsichtbar geblieben wäre, so war doch nichts gewisser, als daß die Truppentheile, welche die Fahnen in das Palais abbrachten, ihn am Fenster vollkommen angezogen sahen, weil er wußte, daß ihnen das Freude machte. Aerztlichem Rathe und Mahnung folgte der König nur, wenn er sich wirklich unwohl fühlte, und obgleich die Karlsbader Kur gebieterisch Ruhe und Unterbrechung der gewöhnlichen Thätigkeit verlangt, so nahm er doch jedesmal das ganze Civil- und Militärkabinet mit und ließ sich Vortrag halten, als ob für ihn keine Kurregeln existirten. Das hat seiner Umgebung viel Sorge, aber auch umsonst, gemacht, denn wenn man sich endlich unterstand, ihn auf die Folgen aufmerksam zu machen, so bekam man zur Antwort: „Ich weiß gar nicht was Sie wollen! Ich fühle mich ganz wohl in gewohnter Beschäftigung.“

Ich habe mir zwei Mal den Mund bei solcher Veranlassung verbrannt und bekam dann jedes Mal etwas von „Meinem Nekrolog“ oder „Wenn ich todt bin“ zu hören; damit stopfte mir der König am sichersten den Mund. Unterstand ich mich einmal, irgend einen Vorschlag mit

Bezug auf die Bibliothek oder auf eine Disposition über Bücher u. s. w. zu machen, so erfolgte gewiß die Antwort: „Wenn ich erst todt bin!“ Es half auch gar nichts, als ich mir herausnahm, dem Könige zu sagen, er thäte mit solchen Worten Denen weh, die ihn persönlich lieb hätten, weil in seinem Lebensalter denn doch wirklich nicht mit solchen Dingen zu spaßen sei; dann kam aber ein: „Na, nehmen Sie es nur nicht übel!“ oder der unverwüstliche „Nekrolog“ schloß mir den Mund.

Im Jahre 1865 war übrigens das Unwohlsein im Februar anhaltender als sonst, so daß mir der Leibarzt Dr. Lauer Morgens beim Zusammentreffen im Vorzimmer sagte: ich möchte heute nicht hineingehen, damit der König auf keine Weise aufgeregt würde. Natürlich war ich sogleich bereit, nach Hause zu gehen, bat aber, da ich doch nicht nach meinem Gutdünken handeln könne, dem Könige zu melden, daß ich da gewesen und nur wegen seines Befindens weggegangen sei. Das wollte der Leibarzt selbst thun und ging hinein. Ich weiß nun nicht, ob Dr. Lauer es gesagt hat, aber ich weiß ganz gewiß, daß der Kammerdiener mich herein rief, gleich nachdem der Doktor weggegangen war.

Wie außerordentlich rücksichtsvoll der König gegen Jederman und in allen Verhältnissen war, wie er gewiß Niemandem mit Absicht weh that, davon nur ein Beispiel, welches in diese Zeit (April 1865) fällt.

Der damalige Redakteur der offiziellen Wiener Zeitung,

Dr. Leopold Schweitzer, schrieb mir, es liefen dort seltsame Gerüchte über eine Entfernung des General von Manteuffel aus der Umgebung des Königs, und über eine gegen Oesterreich feindliche Politik umher, schickte mir auch einen Zeitungsausschnitt, der geradezu politisch Blödsinniges über den Einfluß enthielt, welchen die Königin Wittwe Elisabeth mit ihren Schwestern von Sachsen und Oesterreich auf die allgemeine Europäische Politik ausübte. (Siehe die betreffenden Papiere.) Er verlangte von mir vertrauliche Mittheilung darüber, was an diesen Gerüchten sei und bat um Diskretion, weil meine Antwort für die nächste Umgebung des Kaisers bestimmt sei. Unter diesen Umständen wollte ich keinen Schritt ohne Vorwissen des Königs thun, aber auch nicht schweigen, denn jene Gerüchte waren doch von der Art, daß sie eine politische Wirksamkeit haben konnten und ihre Widerlegung dann für Preußen von Bedeutung werden konnte. Ich unterstand mich daher, den ganzen Vorgang schriftlich zu berichten, und den Schweitzer'schen Brief, so wie den Zeitungs-Ausschnitt mitzusenden und um Verhaltungsbefehle zu bitten. Wie gewöhnlich erhielt ich noch an demselben Tage Antwort nach Potsdam und sie lautete:

„„Keine Antwort auf solchen Unsinn!""

W.

dahinter aber noch einige Worte, die so flüchtig geschrieben waren, daß ich sie nicht entziffern konnte. Auch der Geheime Hofrath Bork konnte sie nicht lesen, und ich fragte daher am nächsten Sonnabend den König selbst, was sie enthielten.

Die Antwort war: „Das heißt „„Die Anlage ist Unsinn.““ Sie hätten ja glauben können, ich wollte mit den Worten „Keine Antwort auf solchen Unsinn“ sagen, Ihr Brief und die Darstellung, die Sie mir von dem Vorgange gemacht, sei Unsinn, und das würde Ihnen vielleicht weh gethan haben; darum fügte ich gleich noch hinzu: das heißt die Anlage, nämlich der Zeitungsausschnitt, ist Unsinn.“

Gut, daß für alle diese Dinge die Beweise, und zwar in der eigenen Handschrift des Königs, in meinen Papieren liegen! Ich würde mich sonst scheuen, sie niederzuschreiben, weil ich es Niemand verdenken könnte, wenn er mir solche kleine Züge von Herzensgüte und Freundlichkeit in der Rücksichtsnahme auf Andere von Seiten des Monarchen, nicht glaubt; eines Monarchen, der so vielen Undank, so vielen bösen Willen, so viel Untreue hat erleben und erfahren müssen, daß dieses unerschütterliche Wohlwollen eigentlich der bezeichnendste Zug seines Charakters ist. Welche Rücksicht brauchte er darauf zu nehmen, ob ich das Wort „Unsinn“ auf meine Anfrage bezog, oder nicht? und wären die Worte nicht zufällig undeutlich geschrieben gewesen, so hätte ich mich doch nie unterstehen dürfen, nach der Meinung derselben zu fragen und hätte dann überhaupt nicht erfahren, daß der König mir auch nicht durch ein Wort weh thun wollte. Warum kann man nur nicht solche Dinge gleich aller Welt erzählen? Leider geht das nicht, weil man dabei von sich selbst sprechen mußte und man so leicht ruhmredig erscheint.

Derselbe Monat April (1865) sollte mir auch die Erlaubniß bringen, überhaupt diese Aufzeichnungen hinterlassen zu können. Ich habe bereits (Bogen 25)*) erwähnt, daß der König noch als Prinz von Preußen die beiden Abschnitte: „Katzen-Musiken" und „Der letzte Abend auf der Bühne" gelesen, auch hinzugefügt, einen wie gnädigen Brief er darüber an mich schrieb. Als ich nun in meinen Erinnerungen an alles, was ich mit dem Könige erlebt, bis zum 26. Bogen meines Manuskriptes gekommen, wurde ich ängstlich. Das Niedergeschriebene sah mich nun beim Durchlesen ganz anders an, als ich es in der Erregung des Schreibens gefühlt und gemeint. Ich hatte mir in dem Bewußtsein und bei dem festen Willen, daß selbst meine Kinder diese Zeilen nur nach meinem Tode lesen sollten, Urtheile erlaubt, die dem Diener über seinen Herrn nicht ziemen; ich hatte Briefe und Mittheilungen des Königs abgeschrieben, zu deren Benutzung oder Verbreitung ich kein Recht hatte; ich hatte Dinge erzählt, die der König vielleicht nicht erzählt wissen wollte. Da stockte ich und konnte es mehrere Wochen nicht über mich gewinnen, weiter zu schreiben. Beging ich nicht eine Unschicklichkeit; übernahm ich mich nicht, wenn ich aus meiner untergeordneten Stellung einen Monarchen schon bei seinen Lebzeiten beurtheilen wollte, den erst die Geschichte in seiner ganzen Bedeutung richtig beurtheilen kann? — Sollte ich ein Varnhagen von Ense werden, der seine zufällige Stellung und seinen Umgang mit bedeu-

*) Bogen 25 des Manuskriptes ist gemeint. (Siehe Seite 95.)

tenden Leuten benutzt, um seine Unzufriedenheit und seine verletzte Eitelkeit noch nach seinem Tode eben so giftig wie während seines Lebens wirken zu lassen? — Das wäre unredlich gewesen! Was aber sollte ich thun, um wenigstens so viel es an mir ist, Zeugniß abzulegen von diesem wahrhaft fürstlichen Herrn, von dem ich so Vieles gesehen und erfahren, was Niemand wußte, und der es auch nicht liebte, daß man viel von ihm erfuhr. Von mir hatte man gewissermaßen ein Recht etwas über die Zeit und über die Personen zu erwarten, mit denen mein seltsam bewegtes Leben mich in Berührung gebracht, über Dinge, die eben nur meiner exceptionellen Stellung zugänglich waren. Was ich gethan und weiter thun wollte, erschien mir wie eine Pflicht; rasch war daher mein Entschluß gefaßt, ich gab die ersten 26 Schreibebogen schon im Herbste 1864 dem Könige selbst und fragte: ob ich in dieser Art fortfahren dürfe, oder das schon Geschriebene vernichten solle? Ich sagte: „Eure Majestät haben gewiß die Ueberzeugung, daß ich nicht eine Zeile hinterlassen werde, wenn das, was ich hier aufgezeichnet, Eurer Majestät mißfällt. Ich lasse mir das Vernichten des Ganzen und das Streichen derjenigen Vorgänge oder Schriftstücke gefallen, welche nicht bekannt werden sollen; eine Aenderung in meinem Urtheile oder in meiner Anschauung der Dinge und Personen lasse ich mir aber nicht gefallen. Mögen Eure Majestät meinen in der That ungewöhnlichen Schritt nicht ungnädig nehmen, daß ein Diener sich untersteht, seinem Herrn noch während seines Lebens das vorzulegen, was man einst nach seinem Tode über ihn lesen und von ihm erfahren soll.“ —

Der König sah mich verwundert an, versprach eine gelegentliche Durchsicht und legte das Manuskript in eine Mappe, aus der es erst nach fünf Monaten wieder in meine Hände kommen sollte. In dieser ganzen Zeit sprach der König nur ein einziges Mal davon, indem er sagte: „Sie haben mich ja erschrecklich bärbeißig geschildert; ich erinnere mich gar nicht, daß ich so gegen Sie gewesen sein sollte.“ Daraus ging mir hervor, daß er bis dahin nur den Anfang gelesen, aber die Aeußerung, obgleich ohne Unfreundlichkeit gemacht, schien eben nicht zu versprechen, daß mein Beginnen überhaupt gnädig aufgenommen worden sei. Nun wurde ich sehr unruhig und fühlte, daß ich doch wohl eine Unschicklichkeit begangen, dem Könige selbst das Manuskript zu geben. Eine Besorgniß jagte die andere, änderte aber an dem Faktum nichts, daß der König während ganzer fünf Monate mir das Manuskript nicht zurückgab und auch mit keiner Silbe die Sache wieder erwähnte.

Endlich am 24. April erhielt ich aus Berlin die 26 Bogen Manuskript mit folgendem Briefe zurück:

„„B. 24. 4. 65.

Au risque, daß diese Zeilen auch dereinst in der Anlage paradiren, sende ich Ihnen letztere hierbei zurück, bemerkend, daß sie mich énorm interessirt und amüsirt haben, u. A. das L. Dabei ist Alles so richtig und wahr, — (bis auf die Stellen, wo Sie mich loben) — daß ich unzählige Scenen lebhaft vor mir sah.

Continuez ainsi. Auch bin ich ausgesöhnt mit dem Eingange, den ich mich gar nicht so erinnere veranlaßt zu haben. W.

Welche Trauer in Nizza! es ist tragisch, einen Thronfolger in den Jahren, Bräutigam, im Auslande sterben zu sehen, den Sohn solcher Eltern!""

War meine Besorgniß groß gewesen und immer lebhafter geworden, je länger die Rückgabe sich verzögerte, so war nun meine Freude um so größer. Ich hatte mich also im Charakter des Königs nicht geirrt, hatte durch ehrliches Handeln nichts riskirt, war in meiner Absicht verstanden worden und hatte nun erst den vollkommensten Beweis für alles, was ich vom König Wilhelm gesagt hatte und noch sagen wollte. — Ich brauchte mir also keine Fesseln anzulegen und durfte erzählen, wie es mir um Herz und Sinn war, ohne Furcht, daß diese Aufzeichnungen nach irgend einer Seite hin nicht für wahr oder aufrichtig gehalten werden könnten.

Mit großer Erregung sah ich die 26 Bogen durch, weil ich erwartete, Gestrichenes, Geändertes zu finden. Nichts! Nur Bleistiftstriche sah ich bei einzelnen Stellen am Rande, und allerdings bei Stellen, die einen Lebenden wohl stutzig machen können, wenn er sieht, was eine künftige Generation einst von ihm lesen wird. Ich glaubte, daß der König vielleicht über diese angestrichenen Stellen sprechen würde, weil Unrichtiges, oder falsch Aufgefaßtes zu berichtigen war. Es geschah aber nicht. So habe ich denn jene Bleistiftstriche stehen lassen, wenn ich auch nicht weiß, was sie bedeuten.

Darum anzufragen wagte ich nicht; es hätte auch vielleicht mein unabhängiges Urtheil verschoben.

Nun schrieb ich weiter und übergab die Bogen 27 bis 40 noch vor der Abreise des Königs ins Bad, erhielt dieselben aber erst am Tage der Jubiläums-Huldigung in Münster, am 18. Oktober, zurück, ohne daß der König eine Bemerkung darüber machte. Diese Bogen nun enthalten sehr charakteristische Zusätze und Berichtigungen des Königs, aber auch hier keine Aenderungen in meinen Urtheilen und Anschauungen. Etwas Falsches hätte der König gewiß nicht durchgehen lassen, weil alles Unwahre seiner innersten Natur zuwider war. So konnte ich denn getrost weiter schreiben und thue es mit rechter Freude an der Sache, weil diese Blätter, die man erst nach meinem Tode lesen wird, den Beweis für ihre Wahrheit mit sich führen.

Während der Reise des Königs nach Karlsbad, Gastein und Baden-Baden fand eine vollständige Ausräumung und Umsetzung der Bibliothek statt. Bei der Abreise hatte der König nämlich befohlen, daß die sämmtlichen Schränke, statt jenes unglaublichen „Berliner Blau in Wasserfarbe" mit blauer Oelfarbe gestrichen werden sollten. Das gab denn eine ganz hübsche Arbeit für den Sommer, aber zugleich auch bessere Ordnung, denn seit der König den Thron bestiegen, hatten sich die Einsendungen von Büchern, Karten und Bilderwerken außerordentlich vermehrt, so daß ein fortwährendes Einfügen in die verschiedenen Disziplinen statt-

finden mußte. Bei dieser Gelegenheit wurde ich auch die Anhäufung von allerlei Geräth, Spielzeug aus den Kinderjahren, Fernröhren, Nippessachen, Bouquets, Kränzen, Mappen und Futteralen los, die der König in seinem Sinn für Ordnung und Aufbewahren seit einer langen Reihe von Jahren in die Schränke gepackt, so daß die Bücher keinen Platz hatten. Gewiß knüpften sich an diese Dinge mancherlei interessante Erinnerungen aus den früheren Lebensjahren des Königs, aber es hätte Zeit gekostet, ihm Alles darüber mitzutheilen, und Zeit für nur Interessantes hatte der König wahrlich nicht übrig. Einigemal auf eine gelegenere Zeit vertröstet, hatte ich dann nicht mehr den Muth, darum zu bitten. — Was ich mich während der Abwesenheit des Königs nicht selbstständig zu ordnen getraute, namentlich den Schrank mit den Freimaurer-Schriften, berichtete ich nach Karlsbad und Gastein, und erhielt pünktliche Antwort mit den Anweisungen, was ich zu thun habe; ebenso erhielt ich durch den General von Manteuffel Befehle von dort, wenn Etwas herausgesucht, oder mit Bezug auf eingegangene Bücher geordnet werden sollte.

Dreimal hatte ich in diesem Jahre die Freude, Reisen des Königs mitmachen zu dürfen: nach Merseburg zur Königs-Revue des IV. Armee-Korps und der mit diesem verbundenen kleineren deutschen Kontingente, sowie zur fünfzigjährigen Jubiläumsfeier des Erwerbes und des Rückfalles der sächsischen und thüringischen Länder an Preußen; dann nach dem Herzogthum Lauenburg zur Huldigung und endlich nach

Münster, zur Feier der nach fünfzig Jahren erneuten Huldigung der Provinz Westphalen. — In Merseburg gestaltete sich anfangs zufällig eine Thätigkeit, die sich auch in Lauenburg und Münster zweckmäßig erwies. Auf der Eisenbahnfahrt nach Merseburg hatte der König von dem Ober-Präsidenten der Provinz Sachsen von Witzleben kurz vor der Ankunft in Merseburg selbst, die Anrede in Abschrift erhalten, welche die dort versammelten Repräsentanten der Stände an den Landesherrn richten wollten. Auf der Rückseite des Begleitschreibens entwarf der König im Salonwagen mit Bleistift sofort die Antwort, wie sie bald nach der Ankunft gehalten wurde, mit dem gewöhnlichen Fluß, ohne Korrekturen, ohne Einschaltungen oder stilistische Feile, denn wie er gewohnt war zu denken, so schrieb er auch.

Als die Rede gehalten war, wobei ich bemerkt hatte, daß mehrere sich verstohlen Aufzeichnungen machten, begegnete mir der König, als er in sein Zimmer ging, befahl mir, mit hinein zu kommen und gab mir jenes Konzept zur Besorgung für die Berliner Zeitungen, aber erst nachdem ich den Inhalt dem Ober-Präsidenten für die Blätter der Provinz mitgetheilt, die allerdings das erste Anrecht daran hatten. So konnten schon am nächsten Abende die Berliner Zeitungen die heute gesprochenen Worte des Königs nach Merseburg zurückbringen. Es zeigte sich denn auch, daß dies das beste Mittel war, falschen Reproduktionen Königlicher Worte vorzubeugen. Das Nachschreiben, wenn es nicht gleichzeitig durch mehrere Stenographen geschieht, die nachher gegenseitig kollationiren können, giebt fast immer Irrthümliches und

Satzverdrehungen oder Worte, die ein Monarch nicht gesagt haben will. Wer aber die Hofverhältnisse kennt, wird wissen, daß es zu den absoluten Unmöglichkeiten gehört, sich jedesmal und unter allen Umständen amtlich und persönlich einem Fürsten zu nähern und von ihm eine Korrektur des Nachgeschriebenen, oder das Niederschreiben des Selbstgesprochenen zu verlangen.

Wenn ein regierender Herr sich nach einem öffentlichen Akte in sein Zimmer zurückzieht, so ist es immer sehr schwer, meist aber ganz unmöglich, Zutritt zu erhalten, und gerade für solche Dinge, als die Zeitungspresse, wagt es schon Niemand, darum zu bitten. Nur Jemand, der ohne allgemein gesehen zu werden, durch den Kammerdiener sich anmelden und fragen lassen darf, ob der Fürst etwas zu befehlen hat; der sich kein Air besonderer Geschäftsthätigkeit giebt und in keiner Weise die Aufmerksamkeit auf sich zieht; der sich aber auch unterstehen darf, etwaige stilistische Aenderungen vorzuschlagen, denn das rasch Hingeworfene oder Gesprochene klingt doch anders, als wenn Tausende, ja Millionen es lesen sollen: — nur ein Solcher sage ich, und sage es nach fünfzehnjähriger Erfahrung, auch während der Regierung König Friedrich Wilhelms IV., kann das Richtige thun, wenn er eben vor allen Dingen nichts will, als seinem Herrn dienen. Will er aber dabei etwas für sich, oder wollte er die Gunst der Umstände zu anderen Dingen benutzen, so wäre er erst recht ein bedenklicher Geselle!

Da es sich auf diese Weise herausgestellt hatte, daß ich

mich nützlich machen konnte, auch über die militärischen Berichte hinaus, für welche mir eigentlich das Mitgehen gestattet worden war, so fügte sich auch in dieser Beziehung meine Thätigkeit von selbst. Jedesmal, wenn der König von einer Truppenübung, einer Feierlichkeit, einem Gala-Diner, nach Hause kam, war ich da und ließ melden, daß ich etwaige Befehle erwarte. Hatte dann der König Veranlassung gehabt, irgend Etwas öffentlich zu sprechen, was er korrekt mitgetheilt haben wollte, so diktirte er mir erzählend die ungefähre Folge seiner Gedanken: ich brachte dann das Gehörte in eine schriftstellerische Form und legte das Druckfertige wohl auch noch zur Genehmigung vor. Nie gelang es mir aber, so concis und bestimmt im Ausdruck zu sein, wie der König; das zeigen die Entwürfe sämmtlicher Reden, die ich blos nach der Erzählung zusammengestellt und mit den Korrekturen oder Einschaltungen des Königs aufbewahrt habe.*) Von Phrasen und blos Tönendem war er durchaus kein Freund. Wo ich glaubte, es recht appetitlich für die Leser gemacht zu haben, wurde unbarmherzig gestrichen, möglicherweise zum Schaden für die augenblickliche Wirkung, jedenfalls aber zum Vortheil der einfachen Wahrheit und vor allen Dingen unanfechtbar.

So ist denn auch bei diesen drei Reisen kein Fall vorgekommen, wo ich etwas zu verantworten gehabt hätte, und

*) Diese, sowie viele andere Papiere sind nach dem Tode des Verfassers auf Befehl Sr. Maj. von dem Geh. Hofrathe Bork aus dem Nachlaß abgeholt worden. Der Verleger.

daß der König mit dieser Art, Irrthümern und Entstellungen zuvorzukommen, zufrieden war, beweist die folgende telegraphische Depesche:

„„Baden-Baden 14. Oktober 1865.

Dem Geheimen Hofrath Schneider in Potsdam.

Sie haben sich zum 17. dienstlich nach Münster zu begeben.

Wilhelm.““

Denn dort stand Gleiches in Aussicht und kam auch zur Ausführung.

War der König gerade nicht besonders pressirt, so kam es bei solcher Gelegenheit auch wohl zu Gesprächen, die über das augenblicklich Vorliegende hinausgingen; freilich nur selten, denn der König ließ sich so wenig Zeit, daß er sogar die kurzen Augenblicke, wo er frühstückte, wenn er von einem anstrengenden Truppen-Manöver zurückgekommen war, benutzte, um eingegangene Depeschen zu lesen. So kam eines Tages, während er frühstückte und mir die Momente diktirte, auf welche es bei der Berichterstattung über die Manöver besonders ankam, eine telegraphische Depesche aus Swinemünde, welche ungefähr sagte, daß an dem heutigen, für die Stadt so freudigen Jubiläumstage der Magistrat und die Stadtverordneten dem Könige ein dankbares Lebehoch sendeten. Was war das für ein Jubiläum? Der König fragte mich: ob ich nicht wisse, worüber die Swinemünder sich eigentlich freuten? Vergebens sann ich nach, was denn 1765 dort

wohl so Ungewöhnliches geschehen sein könne? Historisch wollte nichts passen. Die Depesche sollte aber doch beantwortet werden, um für die Anhänglichkeit und die Wünsche zu danken. Was, um Gottes Willen, konnte Swinemünde gerade an diesem Tage in eine so festliche Stimmung versetzt haben? Das womöglich zu erkunden, eilte ich in die Regierungsbibliothek, wo ich den Beamten sehr ungelegen kam und durchaus kein Interesse für Swinemünder Jubiläen fand. Alles Suchen und Nachschlagen war aber vergebens. Allgemein Merkwürdiges war 1765 in oder bei Swinemünde nicht passirt. Mit dieser vollständigen Erfolglosigkeit wollte ich eben zum Könige gehen, als ich zufällig zwei Leute sich von Swinemünde unterhalten hörte, wo an diesem Tage die vor hundert Jahren geschehene Verleihung von Stadtrechten an den damals noch sehr unbedeutenden Ort stattgefunden hatte. So konnte ich mit dem Nimbus besonderer historischer Belesenheit dem Könige Antwort bringen, meldete aber getreulich die vollständige Zufälligkeit meines Wissens.

Es war um diese Zeit, wo die Zeitschrift „Das Staats-Archiv“ die eigenhändige Aufzeichnung des Königs vom 3. August 1863 aus Gastein veröffentlichte, welche die vom Kaiser von Oesterreich ausgegangene Einladung zu dem Fürstenkongreß in Frankfurt a./M. bespricht. Außer dem Programm vom 9. November 1858 giebt es wohl kein Schriftstück des Königs Wilhelm, welches so vollständig die

ganze Denk- und Handlungsweise desselben charakterisirt, als dieses. Ich war ungemein frappirt darüber, daß es überhaupt den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden, da ich wußte, wie wenig der König es liebt, mit seinen innersten Gedanken an die Oeffentlichkeit zu treten. Da hier immerhin eine Fälschung oder eine Anmaßung vorliegen konnte, so unterstand ich mich, den König zu fragen, ob es mit diesem Pro Memoria seine Richtigkeit habe? Der König bestätigte die vollkommene Richtigkeit des Abdrucks, wußte aber nicht, auf welche Art es in die Oeffentlichkeit gelangt sein konnte. Ich erwähne dies hier besonders, weil dieses Schriftstück, welches übrigens zur Zeit seines Erscheinens vielfach für untergeschoben gehalten worden ist, am besten alles das bestätigt, was ich über die Denk-, Handlungs- und Schreibweise König Wilhelms bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt.

Am letzten Merseburger Manövertage sich zu den Truppen begebend, befahl der König dem Kammerdiener Engel, dem General der Infanterie von Schack, Kommandirenden des IV. Armee-Korps, die Epauletts des Leib-Grenadier-Regiments zu übersenden, welche der König selbst zu tragen pflegte, da der General am Schlusse des Manövers auf dem Manöverfelde à la suite dieses Regiments ernannt werden würde, in welchem derselbe seine militärische Laufbahn begonnen. Der Kammerdiener mußte falsch verstanden haben und sandte die Epauletts des Königs-Grenadier-Regiments (2. Westpreußischen) Nr. 7 — während das Leib-Grenadier-Regiment

(1. Brandenburgisches) Nr. 8 und den Namenszug hat. Ich trat gerade in das Zimmer, als die falschen Epauletts fortgeschickt worden waren, denn dem General sollte in dieser Aufmerksamkeit des Königs die Freude bereitet werden, den neuen Schmuck schon bei dem gleich darauf beginnenden Diner anlegen zu können. Die Ernennung à la suite des Königs-Grenadier-Regiments fiel mir auf, weil ich gar keinen Grund und Zusammenhang in dieser Ernennung kannte und doch wußte, daß der König dergleichen Auszeichnungen nie ohne eine innere historische oder persönliche Veranlassung verlieh. Als ich den Kammerdiener aufmerksam machte, ob er sich auch nicht verhört habe, wollte er davon nichts wissen und behauptete, der König habe gesagt: „Mein Regiment", und das sei doch unzweifelhaft No. 7. Ich machte ihn aber doch durch mein Bedenken so scheu, daß er zum Könige hineinging, wo die Sache sich denn sofort in meinem Sinne aufklärte und die richtigen Epauletts noch zeitig genug nachgesendet werden konnten, um dem General eine unangenehme Verlegenheit inmitten zahlreicher militärischer Gäste zu ersparen.

Der König war sehr genau und gewissenhaft im Tragen derjenigen Uniform, welche die jedesmalige Veranlassung, Besichtigung eines Truppentheils, einer Waffengattung 2c. vorschrieb. Ich erzählte schon ein Beispiel davon aus Olmütz. Aber auch bei nicht offiziellen Gelegenheiten war er in dieser Beziehung voller Rücksichten und Aufmerksamkeiten gegen Korporationen und selbst gegen einzelne Personen; Aufmerksamkeiten, die oft selbst von denen, welchen sie galten, nicht

einmal bemerkt und gewürdigt wurden. So zum Beispiel trug der König bei ständischen Festen in der Provinz die Uniform desjenigen Garde-Landwehr-Bataillons, welches zur Provinz gehörte. Wie Wenige verstanden die Rücksicht, welche sich darin aussprach! Nur einmal wurde auch ich irre und konnte mir die Wahl einer Uniform nicht erklären. Auf der Reise zur Huldigung nach Lauenburg wurde auf der Grenze angehalten, um eine Deputation des Landes anzuhören. Der König stieg aus dem Salonwagen, und da ich den Vorgang aufmerksam mit ansah, um darüber berichten zu können, so bemerkte ich, daß der König den Waffenrock des 2. Garde-Regiments zu Fuß trug, konnte mir aber nicht erklären, welche Beziehung gerade dieses Regiment zu dem Herzogthum Lauenburg haben könne? So unterstand ich mich, Abends in Ratzeburg, bei Vorlegung der für die Zeitungen bestimmten Berichte, danach zu fragen. Lächelnd erwiderte der König:

„Dies Mal hat es gar keine Beziehung. Als wir heute früh aus Berlin abfuhren, drohte sehr schlechtes Wetter, und da ich wußte, daß ich eine Deputation im Freien zu empfangen haben würde, so zog ich den ältesten meiner Waffenröcke an, um einen besseren nicht zu verderben."

Mein Aufsuchen tiefer, womöglich politischer Gründe, war also gründlich durch eine sehr einfache praktische Erklärung abgeführt!

Beim Jahreswechsel führte ein sonderbarer Zufall ein sehr merkwürdiges Aktenstück in meine Hände. Ich nahm, wie seit fünfzehn Jahren jedesmal nach dem Eintreffen des Russischen Staatskalenders die vorjährige Uebersetzung des Militäretats vom Schreibpulte des Königs, um die neue Uebersetzung anzufertigen. Als ich damit nach dem Hotel kam, fand ich einen Brief des Oberstlieutenant von Vincke und die Antwort des Königs auf denselben in diesen Papieren, die mich wegen ihrer besonders politischen Wichtigkeit frappirten.

Der Brief des Oberstlieutenant a. D. von Vincke auf Olbendorf enthielt außer den gewöhnlichen, mit besonderer Wärme und Herzlichkeit ausgedrückten Glückwünschen zum Neuen Jahre 1863 am Schlusse die folgende Stelle:

„... Mit schwererem Herzen als je, sehe ich in die Zukunft. Eure Königliche Majestät wage ich nicht weiter mit meinen Ansichten zu belästigen, weil ich doch wahrscheinlich die Allerhöchste Zustimmung nicht finden würde. Nur eines kann ich nicht unterlassen auszusprechen, weil es meinerseits eine Untreue gegen Eure Majestät seyn würde, wenn ich es hier verschwiege: ich fürchte, Eure Majestät sind über die Stimmung des bei weitem größten Theiles des Volkes getäuscht. Das Volk hängt treu an Eurer Majestät; aber es hält auch fest an dem Recht, welches ihm der Artikel 99 der Verfassung unzweideutig gewährt. Möge Gott die unglücklichen Folgen eines großen Mißverständnisses in

Gnaden abwenden! In tiefster Ehrfurcht und unerschütterlicher Treue ersterbend u. s. w.

Oldendorf bei Grottkau, den 31. Dezember 1862.""

Darauf antwortete der König.

""Berlin, 2. 1. 63.

Für Ihre freundlichen Glückwünsche beim Jahreswechsel danke Ich Ihnen bestens. Daß der Blick in das neue Jahr nicht freundlich ist, bedarf keines Beweises. Daß aber auch Sie in das Horn stoßen, daß Ich nicht die Stimmung des bei Weitem größten Theils des Volkes kenne, ist Mir unbegreiflich und Sie müssen Meine Antworten an die vielen Loyalitäts-Deputationen nicht gelesen haben. Immer und immer habe Ich es wiederholt, daß Mein Vertrauen zu Meinem Volke unerschüttert sey, weil Ich wüßte, daß es Mir vertraue; aber **Diejenigen**, welche Mir die Liebe und das Vertrauen desselben **rauben** wollten, **die** verdamme Ich, weil **ihre** Pläne nur ausführbar sind, wenn dieses Vertrauen erschüttert **wird**. Und daß zu diesem Zwecke **Jenen** alle Wege recht sind, weiß die ganze Welt, denn nur Lüge und Trug und Lug kann ihre Pläne zur Reife bringen.

Sie sagen ferner: Das Volk verlange die Ausführung des §. 99 der Verfassung. Ich möchte wohl wissen, wie viele Menschen im Volke den §. 99 kennen, oder ihn je haben nennen hören!!! Das ist aber einerlei und thut nichts zur Sache, da für die Regierung der §. existirt und befolgt werden muß.

Wer hat denn aber die Ausführung des Paragraphen unmöglich gemacht?? — Habe Ich nicht vor der Winter- zur Sommer-Session die Concession von 4 Millionen gemacht und danach das Militair-Budget — leider! — modifizirt? Habe Ich nicht mehrere andere Concessionen — leider! — gemacht, um das Entgegenkommen der Regierung dem neuen Hause zu beweisen? — Und was ist die Folge gewesen?? daß das Abgeordneten-Haus gethan hat, als hätte Ich Nichts gethan, um entgegen zu kommen, um nur immer neue Concessionen zu erlangen, die zuletzt dahin führen sollten, daß die Regierung unmöglich wurde. Wer einen solchen Gebrauch von seinem Rechte macht, das heißt, das Budget so reducirt, daß Alles im Staate aufhört, der gehört ins Tollhaus! Wo steht es in der Verfassung, daß nur die Regierung Concessionen machen soll und die Abgeordneten niemals??? Nachdem Ich die meinigen in unerhörter Ausdehnung gemacht hatte, war es am Abgeordneten-Hause, die seinigen zu machen. Dies aber wollte es unter keiner Bedingung und die sogenannte „Episode" bewies wohl mehr wie sonnenklar, daß uns eine Falle nach der andern gelegt werden sollte, in welche sogar Ihr Vetter Patow und Schwerin fielen durch die Schlechtigkeit des Bockum-Dolffs. — 234,000 Thaler sollten noch pro 1862 abgesetzt werden, um das Budget annehmen zu können, während der Kern der Frage erst

13*

1863 zur Sprache kommen sollte. Dies lag gedruckt vor, und als ich auch darauf eingehe, erklärt nun erst V.-D., daß ihrerseits, d. h. seitens seiner politischen Freunde, dies Eingehen nur angenommen werden könne, wenn sofort in der Commission die Zusage und anderen Tages im Plenum das Gesetz einer zweijährigen Dienstzeit eingebracht werde. — Und als ich darauf nicht eingehe, verhöhnt uns V.-D. durch seine Presse! „nun sollte man sich die Unverschämtheit der Regierung denken, dem Hause zuzumuthen, um 234,000 Thaler Frieden anzubieten!“ Und doch lag nur ein Anerbieten Seitens des **Hauses** vor! Ist jemals eine größere Infamie ausgeführt worden, um die Regierung zu verunglimpfen und das Volk zu verwirren? —

Das Abgeordneten-Haus hat von seinem Rechte Gebrauch gemacht und das Budget reduzirt. —

Das Herren-Haus hat von seinem Rechte Gebrauch gemacht und das reduzirte Budget en bloc verworfen. —

Was schreibt die Verfassung in einem solchen Falle vor?

Nichts! —

Da, wie oben gezeigt, das Abgeordneten-Haus sein Recht zur Vernichtung der Armee und des Landes benutzte, so mußte Ich wegen jenes: „Nichts“ suppléiren und als guter Hausvater das Haus weiter führen und

spätere Rechenschaft geben. Wer hat also den §. 99 unmöglich gemacht???

Ich wahrlich nicht! Wilhelm.

An den Oberst-Lt. a. D. Frhr. v. Vincke zu Oldendorf in Schlesien.""

Ich erschrak förmlich, als ich diese beiden Briefe gelesen, von denen der erste im Originale, der zweite in einer vom Könige selbst vidimirten Abschrift, in den Papieren steckte, die seit längerer Zeit immer auf derselben Stelle im Arbeitszimmer, und bei denen nie ein anderes Papier gelegen hatte. Wie froh war ich, daß ich diese Papiere in Gegenwart des Königs und auf sein Geheiß mit fortgenommen, nicht wie sonst wohl schon einigemal, in seiner Abwesenheit! Ich hatte zwar die größte Lust, mir beide Briefe abzuschreiben und als wichtige Dokumente zur Zeitgeschichte in meine Sammlung zu legen; aber ich widerstand, blieb die Nacht in Berlin, um sie am nächsten Morgen selbst zurückstellen und zugleich meine Erklärung geben zu können; was denn auch geschah, obgleich ich gar kein Recht hatte, mich zu ungewöhnlicher Zeit melden zu lassen.

Der König sah die Briefe an, schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Ich begreife nicht, wie diese drei Jahr alten Briefe zu Ihren Russischen Armeelisten gekommen sind! Sie haben sie sich wohl abgeschrieben?"

„Nein, Eure Majestät! aber ich gestehe, daß mir die Finger gewaltig danach geprickelt, denn es sind in der That ein paar Aktenstücke zur Zeitgeschichte, von denen ich wünschte,

daß die Welt sie kennen lernte, um so viele schiefe und unklare Urtheile zum Schweigen zu bringen. Wer erfährt sonst die eigensten Gedanken und Empfindungen Eurer Majestät? Herr von Vincke wird den Brief schwerlich Jemandem gezeigt haben! Aber da ich nie Etwas ohne Vorwissen und Genehmigung Eurer Majestät gethan habe, was eine Bedeutung über mein Verhältniß hinaus gewinnen könnte, so habe ich widerstanden und bringe die Briefe zurück; ihr Inhalt ist freilich meinem Gedächtniß sehr genau eingeprägt."

Der König nahm die Briefe mit in sein Zimmer und entließ mich, ohne auf meinen sehr merkbaren Wunsch zu antworten. Kaum zehn Minuten in das Hotel zurückgekehrt, brachte mir ein Leibjäger beide Briefe in einem versiegelten Couverte, ohne ein Wort darüber, was ich damit anfangen sollte. Wahrscheinlich hatte der König durchgelesen, was er vor drei Jahren auf jenen v. Vincke'schen Brief geantwortet, und hatte nichts dagegen, daß ich das so zufällig in meine Hände Gekommene für diese Aufzeichnungen benutzte.

Es muß doch geradezu verzweiflungsvoll für einen Fürsten sein, sich so verkannt und falsch beurtheilt zu sehen, von Männern, denen er sein Vertrauen geschenkt, deren Rath und Meinung er hoch gehalten und die sich dann zurückziehen, wenn das von ihnen Angerathene sich als unpraktisch erwiesen. Wo soll ihm da noch Vertrauen, wo Glauben an aufrichtige Treue und Hingebung herkommen? Treue, die Nichts für sich, sondern nur für Den will, dem sie sich einmal ergeben hat und die gerade in schwerer Zeit sich bewähren sollte! —

Der König erhielt täglich einen Zeitungs-Rapport, bis zum Tode des Geheimen Kanzleirathes J. Jacobi durch das Polizei-Präsidium von Berlin, dann, von einem mir nicht bekannten Beamten redigirt, durch das Ministerium des Innern. Er enthielt Ausschnitte aus Zeitungen aller Länder und politischer Parteien, zur Zeit Jacobi's mit außerordentlichem Geschick und Kenntniß redigirt, durch interessante persönliche Notizen und Neuigkeiten, die noch nicht zur Kenntniß der Zeitungen gekommen, verbunden. Auch über Broschüren, Karrikaturen und sonst beachtenswerthe Erscheinungen wurde berichtet, so daß der König in diesen Zeitungs-Rapporten jeden Morgen eine vollkommene Uebersicht über die Weltlage hatte, insofern sie sich in der Tagespresse abspiegelte. Im Jahre 1859 erschien nun eine Broschüre in Paris:

„Projèt d'une Charte constitutionelle d'Alexandre 1mier empereur de Russie et les derniers jours de la vie de l'empereur Alexandre."

Die Brochüre war dem Rapport beigelegt und Jacobi hatte dazu bemerkt, daß die Stelle Seite 56 derselben, welche den Hochseligen König Friedrich Wilhelm III. betreffe, nicht korrekt sei. Der Prinz-Regent schrieb, wahrscheinlich nach dem Durchlesen, an den Rand:

„„Seite 56—62 Alles vollkommen unwahr.""

Weiter fügte Jacobi hinzu:

„„Der Hochselige König und Wittgenstein kannten sehr wohl die Aktenstücke, welche dem Kaiser Nikolaus den Thron zusicherten; sie kannten sie schon bei der

Vermählung des verewigten Kaisers Nikolaus mit der Prinzessin Charlotte. Nikolaus und seine Gemahlin kannten die Bestimmungen nicht, sie kannten sie noch nicht, als sie die Kunde von Alexanders Tode erhielten. So viel zur Aufklärung eines wichtigen historischen Faktums.""

Darunter hatte der Prinz-Regent geschrieben:

„„Alles falsch! Ich allein hatte durch besonderes Vertrauen des Kaisers Alexander Kenntniß erhalten von der Resignation des Großfürsten Constantin zu Gunsten Nikolaus'. Diese Mittheilung geschah in Gatschina, Mitte Oktober 1823. Die Resignations-Acte ist vom Mai (?) 1823 datirt und die Unterhandlungen dazu fallen in die Zeit bald nach der Heirath des Großfürsten Constantin mit der Fürstin Lowicz 1822. Kaiser Nikolaus und die Kaiserin Alexandra hatten nur oberflächliche, aber niemals offizielle Kenntniß des Actenstücks erhalten, daher das Verfahren des Großfürsten Nikolaus beim Eintreffen der Todesnachricht des Kaisers Alexander sich erklärt. Ich habe bei meiner Rückkehr aus Petersburg (zur Hochzeit des Kronprinzen) dem Könige selbst sofort Mittheilung von der Eröffnung des Kaisers Alexander gemacht, zu des Königs unglaublichem Erstaunen. Sonst hat Niemand ein Wort darüber von mir gehört. Ich glaube auch nicht, daß der König dem Fürsten Wittgenstein etwas davon gesagt hat. Als die Todesnachricht vom Kaiser Alexander nach Berlin kam,

eilte ich zum Könige. Er und ich allein wußten nun, was bevorstand und was sich auch sofort durch die verschiedenen Eidesleistungen in Warschau und Petersburg herausstellte. Durch Kaiser Alexander wußte ich gleichfalls, daß die Acte im Archive zu Petersburg und in der Kathedrale zu Moskau in duplo niedergelegt war. Was pag. 61 ad 1o gesagt wird, ist vollständig erlogen; ebenso ad 2o. Als ich nach dem Tode des Kaisers Alexander über Warschau nach Petersburg gesendet wurde und dem Großfürsten Constantin mittheilte, daß ich und außer mir nur der König um seine Resignation gewußt hätten, wollte er es gar nicht glauben, bis ich ihm alle Details erzählte, die er dann ausführlich ergänzte.

Wilhelm.““

Habe ich Unrecht, wenn ich behaupte, daß eigentlich nur Fürsten die Geschichte ihrer Zeit schreiben oder unter ihrer Korrektur schreiben lassen können? Freilich müssen es auch solche Fürsten sein, wie ich den König Wilhelm kennen gelernt, sonst wird die Wahrheit auch wieder brobirt. Dergleichen Aktenstücke, wie z. B. der Antwortbrief an den Oberstlieutenant von Vincke und diese Randbemerkungen zu einem Polizeirapport, verschwinden vollständig, wenn auch nicht für alle Zeit aus der Geschichte, so doch aus der Zeitgeschichte, denn wer sollte das Recht haben, solche Schriften aus dem Zimmer eines Fürsten zu nehmen? und wird nach dem Tode der ganze Befund an Papieren versiegelt, so wandert er, zwar sorgfältig registrirt,

aber vollkommen unzugänglich und unbenutzbar, ins Archiv. Ich habe das mit der sämmtlichen Hinterlassenschaft König Friedrich Wilhelms IV. an Schriften erlebt. Sie wurde in das nun wieder Kronprinzliche Palais gebracht, dort in ein Zimmer verschlossen, wo der Kronprinz sie durchsah, was ziemlich mehrere Wochen dauerte, und dann dem Archive übergeben. Wie viele denkwürdige Papiere mögen im Arbeitszimmer König Friedrich Wilhelms gelegen haben, durch deren Bekanntwerden manche Lüge, manches Vorurtheil hätte bekämpft werden können!

Ehe ich zu dem so ereignißreichen Jahre 1866 übergehe, dem ersten, bei welchem meine Aufzeichnungen chronologisch sein werden, muß ich noch zur persönlichen Charakteristik des Königs nachholen, was ich während des Jahres 1865 beobachtet.

Bei der Anwesenheit in Münster zur 50jährigen Jubel-Huldigungsfeier, wohnte der König im Schlosse, und zwar in demselben Zimmer, wo Prinz Waldemar von Preußen 1848 gestorben war, ja sein Feldbett stand gerade auf derselben Stelle, wo das Schmerzens- und Todeslager des Prinzen gestanden. Der Kammerdiener hatte das Bett eben aus diesem Grunde an einer anderen Stelle aufschlagen wollen, erhielt aber den Befehl, es an den gewöhnlichen Platz zu stellen. Daß der König sehr wohl von der Stelle unterrichtet war, bewies die Anordnung, daß dort, mitten in der Spiegelwand, die Büste des Prinzen angebracht werden sollte. Bei der Sorgfalt, ja Aengstlichkeit, mit welcher alle Erscheinungen, die an den Tod erinnern, aus der Nähe

fürstlicher Personen entfernt werden, — von den Schlössern aus dürfen z. B. keine Leichenbegängnisse stattfinden und bei den Schlössern und fürstlichen Wohnungen vorüber darf sich kein Leichen-Kondukt bewegen — ist diese Gleichgültigkeit des Königs Wilhelm gegen eine sehr direkte, ja fast physisch sich aufdrängende Erinnerung an den Tod, mir sehr merkwürdig gewesen.

Auch ein Bibliothekar kann manchmal in aller Stille sehr demonstrative Politik treiben. Als König Friedrich Wilhelm IV. Neufchatel abgetreten hatte, mußte ich die Karten dieses so lange Preußisch gewesenen Ländchens aus dem Fache „Preußische Provinzen“ in einen ganz anderen Schrank zu den Schweizer Cantonen setzen. Das geschah dann freilich in aller Stille und ärgerlich genug, gerade bei meinem persönlichen Interesse an jenem Fürstenthume. Desto vergnügter und auch geräuschvoller machte ich die Sache ab, als ich die Karte des Herzogthums Lauenburg nach dem Abschluß des Gasteiner Vertrages aus dem Fache „Dänemark“ in das der Preußischen Provinzen setzen konnte. Der König kam gerade dazu, als ich, hoch vor den Kartenschränken stehend, diese Manipulation vornahm und darüber berichtete. „Gott sei Dank!“ — sagte der König — „das war wenigstens ein unblutiger Sieg!“ Seitdem hat sich die Ordnung des Kartenschrankes noch wesentlich anders gestaltet und zurecht gerückt. Hoffentlich wird nach dieser Richtung hin der Posten als Bibliothekar des Königs Wilhelm, wie aller Preußischen Könige, kein Ruheposten. Gerade an dem Tage,

als der König mir das Band des Erinnerungskreuzes für den Feldzug 1866 gab und draußen Hunderttausende den Einzug der Sieger erwarteten, packte ich die Karten von Hannover, Hessen, Nassau, Frankfurt a.|M., Holstein und Schleswig in die Fächer „Preußische Provinzen und Regierungsbezirke“! Requiescant in pace!

1866.

Das Jahr 1866 begann unter außerordentlich friedlichen Aspekten. Nirgend ein Wölkchen am politischen Himmel, denn nachdem Oesterreich sein Anrecht an Lauenburg einfach verkauft hatte, ließ sich hoffen, auch über Holstein und Schleswig mit ihm in Frieden auseinander zu kommen. Auch die Gefährlichkeit des immer noch fortgesetzten Widerstandes im Abgeordnetenhause schien gebrochen, oder doch wenigstens mit der Zeit zu brechen, und ich erlaubte mir bei der Neujahrsgratulation darauf aufmerksam zu machen, wie selten ein Jahr unter so Ruhe verheißenden Aussichten begonnen habe! Der König gab das zu, wollte es aber doch nur für den äußern Anschein gelten lassen, dem er wenigstens nicht so unbedingt trauen wolle, und der Verlauf des Jahres hat in der That seiner Anschauung vollständig Recht gegeben. Besonders wichtig wurde mir dieser Neujahrstag durch einen Auftrag, der mich noch auf lange hin lebhaft beschäftigen sollte. Ich hatte denselben zwar schon am 1. Dezember 1865 erhalten, am Neujahrstage kam er aber erst zur ausführlichen Besprechung. Der betreffende Brief lautete:

„„Anliegend sende ich Ihnen ein Original-Werk über die russischen Orden, Ehrenzeichen, Medaillen u. s. w., um Sie zu veranlassen, den Versuch zu machen, ob über die Preußischen Verdienst-Auszeichnungen etwas Aehnliches zusammenzustellen wäre, nach Vorbild des schönen Werkes über den rothen Adler Orden. Ich authorisire Sie, sich bei der General-Ordens-Commission und in den Ministerien die nöthigen Materialien zur Einsicht zu erbitten, jedoch mit gehöriger Discretion in deren Benutzung bei dem Text, der jenen Abbildungen der Orden beizufügen ist. Ich selbst werde die Durchsicht eines so entstehenden Werkes übernehmen, welches demnächst der Oeffentlichkeit zu übergeben wäre.

Berlin 1. 12. 65. Wilhelm.

An den Geheimen Hofrath L. Schneider.““

Die Aufgabe schien mir eine schöne und lohnende, zeigte sich aber bald als eine ungemein schwierige, da ich mit nicht weniger als dreizehn Archiven, Registraturen und Behörden zu thun bekam. Der Krieg unterbrach auf einige Zeit ihre Ausführung, doch hoffe ich, dem Königlichen Vertrauen Ehre zu machen, habe wenigstens den redlichsten Willen dafür. Das historische Element war besonders hervorzuheben, denn wenn die Geschichte des Preußischen Vaterlandes in den letzten Jahrhunderten einem bewegten Meere zu vergleichen, so ist auch der Niederschlag jeder hochgehenden Welle ein Orden, oder Ehren- und Erinnerungs-Zeichen. Bis jetzt — Januar 1866 — hat der König schon den Luisen-Orden und die Medaille für Rettung aus Gefahr durchgesehen und durch wesentliche Zu-

säze verbessert, wie sie selbst aus den umfassendsten Akten nicht zu entnehmen sind. Das Gedächtniß des Königs ist in solchen Dingen wahrhaft bewundernswerth, namentlich wenn es Vorschriftliches, Militärisches und Persönliches betrifft. Für das Letztere habe ich ein Zeugniß in einem Briefe des Hauptmanns im 3. Niederschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 50, Junk, dessen Mittheilung eigentlich für den Soldatenfreund bestimmt war. Er hatte 1849 bei Ubstadt in der Nähe des Königs gefochten, war dafür dekorirt worden und hatte in den „Gedenkbildern aus Baden“ auch eine Aufmerksamkeit seines damaligen Feldherrn erhalten. Sowohl bei dem Manöver 1857 in Sachsen, als 1862 bei einer Meldung in Potsdam, erkannte der König ihn, trotz wesentlicher körperlicher Veränderung, nicht allein wieder, sondern erinnerte sich auch der kleinsten Umstände bei den verschiedenen Gelegenheiten, wo er diesen Offizier gesehen. Bei den Tausenden von Offizieren, die der König jährlich zu sehen hat, gewiß ein eminentes Gedächtniß! Ich selbst habe häufig die verwunderlichsten Beispiele davon gehabt, da ich aber in diesen Blättern nichts niederschreiben will, als was ich durch die schriftlichen Anlagen beweisen kann, so wähle ich das Zeugniß des Hauptmanns Junk.

Daß es schon im Anfange des Jahres mit den Absichten und Gesinnungen Oesterreichs gegen Preußen bedenklich stand, davon sollte ich selbst in meiner beschränkten Sphäre eine Probe haben. Ich habe schon erwähnt, daß ich mit der

Wiener Zeitung in Verbindung stand. Als der Redakteur Dr. Leopold Schweitzer beseitigt wurde, wendete sich sein Nachfolger von Teschenburg mit dem Wunsche an mich, trotz dieser Veränderung in der Person, der Zeitung meine Mitwirkung zu erhalten. Gleich der erste Artikel, den ich, natürlich in konservativem Sinne, schrieb, wurde nicht gedruckt; Herr von Teschenburg hielt es aber doch für angezeigt, mir die Gründe dafür mitzutheilen. Sie lauteten:

„„Es ist sehr die Frage, ob es räthlich erscheint, gerade die Preußisch-Oesterreichische Allianz allzusehr mit den konservativen Interessen zu identifiziren; ob es der Oeffentlichkeit gegenüber räthlich ist, den Schwerpunkt der Solidarität ihrer Bestrebungen in das konservative Prinzip zu legen. Vom österreichischen Standpunkte muß diese Frage verneint werden, oder wenigstens muß sie für ein Blatt, wie die „Wiener Zeitung" verneint werden. Die Gasteiner Konvention würde in den Augen unseres Publikums nichts gewinnen, wenn sie im amtlichen Blatte — also von Regierungswegen — als eine gegen die Demokraten gerichtete Maaßregel bezeichnet würde; es ist hier schlechthin und geradezu eine Unmöglichkeit, das Zusammengehen mit Preußen vom Standpunkte der Bekämpfung der europäischen Revolution populär zu machen.""

Ich war so betroffen über diese Mittheilung des Redakteurs einer Wiener Regierungs-Zeitung, daß ich es für gerathen hielt, den seltsamen und wahrlich unerwarteten Brief dem Könige zu übergeben; dieser war ebenfalls in hohem

Grade über dieses offene Bekenntniß eines Mannes frappirt, der sich sowohl seiner eigenen Stellung, als der des langjährigen Mitarbeiters, dem er so etwas schrieb, bewußt sein mußte. Der König gab dem Minister-Präsidenten diesen merkwürdigen Brief und stellte ihn mir nachher ohne weitere Aeußerung wieder zu. Er bestätigte allerdings auch nur, was der Minister-Präsident schon längst gewußt und erkannt, wie man in Wien über die Allianz mit Preußen dachte. Daß die Wiener Zeitung, trotz des materiellen Verlustes, den ich dadurch erlitt, nach diesem Briefe keine Zeile mehr von mir erhielt, versteht sich wohl von selbst, denn anderes, als meine Ueberzeugung oder meine Wünsche und Hoffnungen, kann ich nun einmal nicht schreiben. Hätte ich den Mantel nach dem Winde hängen können, wäre ich freilich in manchen Lagen meines Lebens vielleicht besser gefahren. Und doch bin ich stolz darauf, daß mir das Niemand nachsagen kann!

Als ich am 22. März dieses Jahres dem Könige in gewohnter Weise zu seinem Geburtstage gratulirte und mich seiner außerordentlichen Rüstigkeit erfreute, wurde mir die Antwort: „Mein Vater ist auch nicht siebzig Jahr alt geworden!" und damit waren wir denn glücklich wieder auf dem unglaublich zähen Nekrologkapitel, mit welchem der vortreffliche Königliche Herr mir jedes Mal und gewiß auch Anderen wehe that. Oder war nur mir dieses angenehme Kapitel reservirt? Gerade zu dieser Zeit lag nicht der geringste Grund zu einer solchen Mahnung vor. Es schien

dem Könige aber nun einmal Freude zu machen, gerade mich damit zu regaliren, obgleich er recht gut wußte, daß mit seinem Leben auch das meinige, wenigstens mein geistiges und nach Außen wirkendes Leben abschließen würde. Es mögen aber Stimmungen gewesen sein, die König Wilhelm zu solchen Aeußerungen veranlaßten, und wer diese nicht kennt, kann auch nicht beurtheilen, welche Erfahrungen und Begebenheiten darauf eingewirkt. Aeußerte doch der König am 28. Oktober 1865 auf Schloß Babelsberg, in Folge eines Gesprächs über die ungemeine Bösartigkeit der ganzen Wiener Presse gegen Preußen und selbst gegen die Person des Königs: „Ja, ja! es wird Zeit, daß ich zur Ruhe gehe!"

Das war nach dem dänischen Kriege, mitten unter fortschreitenden Erfolgen und bei allgemeiner Anerkennung aller Unparteiischen. Ich bin sonst nicht gerade auf den Mund gefallen; solchen Aeußerungen gegenüber war ich aber in der That vollkommen gedankenlos, und ging dann auch bald zur Thür hinaus.

Während der Monate März und April spannte sich die politische Situation zu Oesterreich immer mehr und mehr. Auch an mich sollten Personen und Verhältnisse herantreten, die mich in politische Händel verwickeln konnten, von denen ich mich sonst mit größter Scheu und Vorsicht fern hielt. So führte sich z. B. ein Herr Mandl aus Wien bei mir ein, der eben aus Holstein — offenbar von einer Beobachtungsreise — zurückkam, literarische Verbindungen für Wien mit mir anknüpfen wollte und allerdings in allen maßgebenden

Dingen, sowie über leitende Persönlichkeiten, sehr wohl unterrichtet war. Ich merkte sehr bald, daß es diesem Herrn darauf ankam, „de me tirer les vers du nez“. Ich habe aber immer die Erfahrung gemacht, daß es solcher Absicht gegenüber immer das Beste ist, mit der allererschreckendsten Offenheit nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, gar nicht vorsichtig zu sein und ganz so zu sprechen, wie man denkt. Als ich ihm von dem Briefe der Wiener Zeitung an mich erzählte, ihm aber auch sagte, daß ich es für meine Pflicht gehalten, den mehr als kuriosen Inhalt Seiner Majestät dem Könige mitzutheilen, dann aber meine Ueberzeugung aussprach, daß, nach meiner Kenntniß beider Armeen, die Oesterreichische ganz unzweifelhaft geschlagen werden würde, war die von seiner Seite höchst geschickt geführte Unterhaltung bald zu Ende.

Je bestimmter die Aussicht auf Krieg sich gestaltete, je weniger ließ mir die Frage Ruhe, in welcher Stellung, in welcher Möglichkeit ich ihn, bei meinem Lebensalter und ohne jede amtliche Geltung, mit Nutzen für meinen Königlichen Herrn und für die Armee mitmachen könnte, denn nach vierunddreißigjähriger literarischer Arbeit für dieselbe hätte ich im Augenblicke der großen Probe, die sie abzulegen hatte, doch nicht fern bleiben können. Obgleich ein böses Fußleiden mich quälte, hätte es mich doch nicht zu Hause ruhen lassen. Ich erwähnte wiederholt meinen lebhaften Wunsch und meine Bereitwilligkeit für jede Thätigkeit, erhielt aber nie eine bestimmte Antwort. „Wollen sehen!“ war das Einzige, was mir Hoffnung ließ.

Da kam die folgende Episode dazwischen.

Am 10. Mai 1866 Mittags erhielt ich eine telegraphische Depesche von dem im Bureau des Minister-Präsidenten, Grafen von Bismarck, arbeitenden Geheimen Legationsrath von Keudell — mit dem ich früher in Potsdamer Kreisen gesellschaftlich bekannt geworden war — in welcher er mich ersuchte, ihn „in hochwichtigen Sachen" baldmöglichst zu besuchen. Nach Berlin gekommen, theilte er mir im Büreau der auswärtigen Angelegenheiten mit, der Graf Bismarck wisse, daß ich mit dem, als zweiten Kabinetsrath des Königs von Hannover fungirenden Regierungsrath Oscar Meding sehr befreundet sei, und lasse mich daher ersuchen nach Hannover zu reisen, um über die dortigen Verhältnisse, namentlich die seit einigen Tagen angenommene kriegerische Haltung, Erkundigungen einzuziehen. Bei dem zur Zeit immer drohender auftretenden Konflikt zwischen Oesterreich und Preußen, welcher sehr bald eine kriegerische Aktion besorgen lasse, sei es nicht gleichgültig, wie sich Hannover während des Kampfes verhalten wolle und werde. Der Preußische Gesandte dort, Prinz Ysenburg-Büdingen, habe bereits den Entwurf zu einem Traktate in Händen, durch dessen Unterzeichnung Hannover sich verpflichte, während bevorstehenden Kampfes neutral zu bleiben. Dagegen wolle Preußen zusichern, daß in der Angelegenheit wegen Reform des Deutschen Bundes kein Schritt ohne Einvernehmen und Einverständniß mit Hannover geschehen solle, überhaupt besondere Rücksicht auf die Integrität Hannovers beobachten; nur könne es von der

Hauptsache, einem einheitlichen Preußischen Oberkommando in ganz Norddeutschland nicht abgehen. Käme es aber zum Kriege und zu einer rücksichtslosen Bundesreform, so würde Hannover den ersten Choc einer Preußischen militärischen Aktion auszuhalten haben. — Ob ich mich wohl getraue, über diese Dinge, neben und unabhängig von der offiziellen Unterhandlung, solche Erkundigungen einzuziehen, welche hier eine klarere Uebersicht der dortigen Motive und Einflüsse ermögliche?

Ich erwiderte, daß ich gern und gleich bereit sei, zu thun, was irgend die vaterländischen Interessen fördern könne, müsse aber vor allen Dingen wissen, ob Seine Majestät der König von der auf mich gefallenen Wahl wisse und sie genehmige. Das konnte mir Herr von Keudell nicht sagen. Ich mußte aber Gewißheit haben, da ich am 12. früh 7 Uhr wie gewöhnlich im Königlichen Palais und also im Voraus entschuldigt sein mußte, wenn ich bis dahin etwa noch nicht aus Hannover zurück war. Ich bat daher, mir vor der Abreise spät Abends noch eine telegraphische Depesche nach Potsdam zu senden, welche mich durch ein einfaches „Ja!“ oder „Nein!“ darüber beruhige, ob Seine Majestät der König damit einverstanden sei; fügte aber auch hinzu, daß ich bis jetzt noch bei jeder Durchreise durch Hannover die Ehre gehabt, von dem Könige Georg empfangen worden zu sein, der mich schon seit seiner Kronprinzenzeit stets mit großem Wohlwollen behandelt hätte, und an welchem ich mit besonderer Verehrung, wegen seiner unwandelbaren Treue für das konservative Prinzip, hinge. Käme eine solche Bestätigung durch den

Telegraphen, so würde ich sofort nach Hannover abreisen und versuchen, vom Könige Georg selbst Aufklärung über dessen Ansichten von den augenblicklichen politischen Verhältnissen zu erhalten.

Eine Stunde vor dem Abgange des Eilzuges traf denn auch die telegraphische Depesche mit dem deutlichen „Ja!" ein, aber auch mit dem Zusatze:

„„doch muß die neuerdings angelegte Rüstung wieder abgelegt werden.""

Das war nun freilich ein Auftrag, der weit über die erst beabsichtigte Erkundigung hinausging, und für den ich eine nicht amtliche Erscheinung für vollkommen unfähig hielt. Indessen war keine Zeit mit Subtilitäten zu verlieren und so fuhr ich die Nacht hindurch nach Hannover.

Zuerst besuchte ich dort den langjährigen geprüften Freund Meding, der geborener Preuße war und zur Zeit des Ministeriums Manteuffel höchst achtungswerth in der konservativen Presse wirkte, von der „neuen Aera" aber bei Seite geschoben, sein Vaterland verließ und in Hannöversche Dienste trat, wo sein Talent und seine Dienste besser anerkannt wurden. Er genoß das Vertrauen seines Königlichen Herrn mit vollem Rechte und diente ihm mit aufrichtiger und überzeugter Ergebenheit. Von ihm erhielt ich — allerdings unter allerlei Vorwürfen für Preußen — eine klare Uebersicht der dortigen Lage und Stimmungen. Er, und mit ihm die Konservativen in Hannover, hielten die Neutralität für das einzige, nach allen Seiten hin wirksame Mittel, den drohenden Sturm von dem kleinen Königreiche abzuhalten,

aber eine kriegerische oder vielmehr Militärpartei — denn den Krieg mit Preußen wollte doch eigentlich Niemand — drängte zu vorsichtiger Entfaltung der militärischen Kräfte, denn habe man überhaupt Truppen, so müsse man auch zeigen, daß man entschlossen sei, sie bei Gelegenheit zu gebrauchen. Meding wußte zwar schon von der Existenz eines Traktatenentwurfs in den Händen des Fürsten Ysenburg, er war aber noch nicht in das Stadium wirklicher Verhandlungen getreten. So orientirt fuhr ich nach Herrnhausen. Ich hatte nämlich eine Veranlassung, vor dem Könige zu erscheinen denn als ich mich bei der Rückreise von der Jubiläums-Huldigung in Münster, im Herbste 1865, auf dem Schlosse Marienburg hatte melden lassen, sprach König Georg den Wunsch aus, einige weitere Abschnitte „Aus meinem Leben" kennen zu lernen, da ihm Meding schon früher aus demselben vorgelesen. Ich hatte also ein Recht das Gewünschte zu bringen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß ich in der langen Herrnhauser Allee dem Könige, von einem Flügel-Adjutanten geführt, begegnete. Ich sprang sofort aus dem Wagen und eilte auf den König zu, welcher, wahrscheinlich durch den Flügel-Adjutanten auf eine fremde Persönlichkeit aufmerksam gemacht, stehen blieb. Natürlich mußte ich Namen und Stand laut ausrufen, wurde aber sofort mit der größten Freundlichkeit bewillkommt; ich sollte nur voraus nach Herrenhausen gehen, da er noch ein Geschäft in der Stadt abzumachen habe, mich beim Kabinetsrath Lex melden und seine Rückkehr abwarten, dann freue er sich darauf, mit mir plaudern zu können.

So war die Hauptsache rascher erreicht, als ich hatte er-

warten können. Der König ging weiter nach der Stadt, ich aber nicht gleich nach Herrnhausen, sondern in das leider noch unfertige Welfenschloß, um lieber die Rückkehr des Königs abzuwarten, ehe ich in das Herrnhauser Schloß eintrat, wußte ich doch nicht, wem ich dort begegnen würde und ob das sich dann ganz natürlich entwickelnde Gespräch nicht vielleicht Etwas verderben konnte. So kam ich denn fast gleichzeitig mit dem Könige in seine Wohnung, wurde sofort in das Kabinet seiner Majestät geführt und mit dem alten Wohlwollen empfangen. Auf die Frage: ob ich schon gefrühstückt habe? mußte ich bei der Eile, mit welcher Alles gegangen war, „Nein!" antworten, worauf der König befahl, mir ein Frühstück zu serviren, das ich denn auch an seinem Tische und in seiner Gegenwart einnehmen mußte, während das Gespräch lebhaft hinüber und herüber geführt wurde. Es war von allem Möglichen die Rede, von der Undankbarkeit Alexanders von Humboldt gegen den Hochseligen König, dem sinnigen Skulpturenschmuck des Welfenschlosses u. s. w. und ich hütete mich wohl, ein politisches Thema zu berühren. Endlich fragte der König:

„Und was sagen Sie zu der gespannten Situation, in der sich ganz Deutschland befindet?" Nun konnte ich ohne Aufdringlichkeit meinem Herzen Luft machen und that es nicht allein nach meinem Auftrage, sondern nach meiner dem Könige ja so wohl bekannten Ueberzeugung.

Die nun beginnende, immer lebhafter werdende Unterhaltung dauerte nahezu anderthalb Stunden und wurde sogar einigemal durch Meldungen unterbrochen, in Folge deren der

König im Nebenzimmer kurze Audienzen erteilte und dann zu mir zurück kam. Das Gespräch bewegte sich bald so ausschließlich in der politischen Aktualität, daß ich plötzlich abbrach und sagte:

„Eure Majestät sagen mir da so wichtige Dinge, daß ich fragen muß, ob Eure Majestät mir erlauben, diese Aeußerungen meinem Allergnädigsten Herrn zu berichten, oder bitten muß, mir das nicht zu sagen, was ich nicht wieder sagen darf. Eure Majestät wissen zwar, daß ich nicht fähig bin, Eurer Majestät Vertrauen zu mißbrauchen, noch weniger fühlte ich mich aber fähig, meinem Herrn etwas vorzuenthalten, was ihm nützlich oder schädlich sein könnte. Ich bin keine amtliche Person, aber seinem Könige zu dienen, ist das Amt jedes Preußen; bitte mir also gnädigst zu bezeichnen, was ich meinem Allergnädigsten Herrn von dem Gehörten berichten darf, oder vielleicht — soll? — Ich werde resümiren, wie und was ich verstanden und bitte gehorsamst, mich bei irriger Auffassung zu rektifiziren."

„Die in diesem Jahre früher als sonst geschehene Einziehung der Beurlaubten zur Exerzierzeit habe ich nur angeordnet, weil die Berichte aus allen Theilen meines Landes eine ungewöhnlich gesegnete Ernte in Aussicht stellen und ich dem Landbau in der Erntezeit nicht die kräftigsten Arme entziehen will. Die Maßregel hat keinerlei Zwecke gegen Preußen, macht mich aber allerdings bereit, allen Eventualitäten, welche die gegenwärtige, überaus beklagenswerthe Situation für Hannover herbeiführen könnte, besser zu begegnen. Der beste Beweis, daß es eine nur administrative Maßregel ist, liegt

wohl darin, daß sie dem Staate keinen Groschen mehr, als in jedem Jahre, kostet.

Ich halte fest am Bunde und am Bundesrechte, bis ans Ende!

Ich werde nicht zugeben, daß man Oesterreich, welches bis jetzt durchaus korrekt gehandelt hat, angreift.

Ich kann Preußen kein Recht auf die Annektirung der Elbherzogthümer Holstein und Schleswig zugestehen. Preußen und Oesterreich haben Holstein und Schleswig nur für den Bund erobert und es widerstreitet meinem Gefühl, fremdes Gut zu nehmen.

Ich habe keinen Begriff von einer andern Organisation der Norddeutschen Bundeskontingente, ohne Beeinträchtigung der Souveränität in den Einzelstaaten. Wer mir den Befehl über meine Truppen nimmt, der nimmt mir meine Souveränität.“ —

Natürlich sprachen sich diese Sätze nicht so crude und concis aus, als sie hier zusammen gefaßt sind, aber sie geben Inhalt und Absicht des geführten Gesprächs in kürzester Fassung wieder. Auch diesmal machte der König Georg den Eindruck eines wahrhaft religiösen, streng konservativen und durchaus rechtlichen Mannes auf mich, wie ich ihn schon als Kronprinz kennen gelernt. Er war tief durchdrungen von Allem, was er sagte, bekannte sich offen zu den Ueberzeugungen, welche der Liberalismus so gern ertödtet haben möchte, um nach eigener Herzenslust schalten und walten zu können. Wie mich das erquickte und stärkte, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Vollständiger und rascher hätte sich der Auftrag wohl nicht erledigen lassen, als es mir durch ein günstiges Zusammentreffen von Umständen gelungen war. Leider konnte ich Freund Meding nicht mehr sprechen, um auch ihm Kenntniß von dem zu geben, was der König mir gesagt, denn ich wollte nun schon mit dem Mittagszuge nach Berlin zurück.

Spät Abends in Berlin angelangt, traf ich leider Herrn von Keudell nicht mehr, ließ ihm aber sagen, daß ich morgen früh die Ehre haben würde, Seine Majestät den König zu sehen; wünsche er nun nicht, daß ich an Allerhöchstdenselben über das Erfahrene berichte, so möge er es mir vor 7 Uhr sagen lassen. Dies geschah nicht, und so mußte ich denn zuerst den König in Kenntniß von dem Resultate meiner Sendung setzen. Seine Majestät der König hörte sehr ernst und aufmerksam zu, gestattete auf meine Anfrage auch, daß ich das Unangenehme sagen durfte, und brach dann in die Worte aus:

„Ich weiß, sie sind Alle gegen mich, Alle, bis auf Hessen und Mecklenburg! Aber ich werde selbst an der Spitze meiner Armee den Degen ziehen und lieber untergehen, als daß Preußen diesmal nachgiebt.“ —

Ich war tief ergriffen von diesen Worten, in denen sich das durch Verkennen seiner besten Absichten verletzte Gemüth des Königs aussprach, und fragte: ob er mich mit in das Hauptquartier nehmen wolle? Ich wisse zwar nicht bestimmt, wozu? aber ich wäre überzeugt, daß ich ihm gute Dienste leisten würde. An gutem Willen fehle es mir nicht. Darauf antwortete der König:

„Etwa als Historiograph? Nun, wir wollen sehen!“ — Es sollte auch diesmal wieder bei der Ungewißheit bleiben.

In den letzten Tagen des Monats Mai sollte aber die Erfüllung meines Wunsches, freilich von einer ganz anderen Seite her, kommen. Ein Bote aus dem Kriegsministerium beschied mich so eilig als möglich zum Hauptmann Blume, der einen Auftrag des Generals von Roon für mich habe. Dort hörte ich, daß es nachgerade nothwendig sei, auch geistig auf die Armee zu wirken und auch den Massen zum Bewußtsein zu bringen, um was es sich bei dem bevorstehenden Kriege denn eigentlich handle, welche theuren Güter zu bewahren, welche Lebensnothwendigkeiten für Preußen zu erringen wären. Ich sollte zu diesem Zwecke einige Flugblätter schreiben, die man dann unter die bereits im Felde stehenden Truppen verbreiten wollte. Diese Form der Einwirkung kam mir bedenklich vor, weil man sofort die Absicht erkennen und dann auch wohl dem eigentlichen Zusammenhange auf die Spur kommen würde. Das wäre aber den so zahlreichen und rührigen Feinden Preußens eine willkommene Beute gewesen, um daraus die Abneigung der Preußischen Armee gegen den Krieg zu beweisen. Rasch entschlossen schlug ich daher vor, ich wolle meinen Soldatenfreund statt in Monatsheften, während des Krieges in einzelnen fliegenden Blättern erscheinen lassen. Wolle dann das Kriegsministerium für die Verbreitung sorgen, wozu mir alle Mittel fehlten, so würde der Zweck jedenfalls auf unverfänglichere Weise erreicht.

Zum Besinnen und weitläufigen Ueberlegen war keine Zeit. Ich schlug daher vor, sofort eine solche fliegende Nummer zu schreiben, sie einstweilen auf meine Kosten drucken zu lassen, dann könne man ja beurtheilen, ob dies die bessere Art sei, das Gewünschte zu erreichen. Ich eilte nach Hause, schrieb die erste „mobile" Nummer des „Feld-Soldatenfreundes" in einer Nacht und konnte am dritten Tage bereits das gedruckte Blatt dem Kriegsminister von Roon selbst vorlesen, welcher an der Ausführung nichts auszusetzen hatte und die Fortsetzung wünschte. Dazu war vor allen Dingen das bereitwillige Entgegenkommen des General-Postdirektors von Philippsborn nöthig, welcher dem Unternehmen allein die Möglichkeit der Wirksamkeit geben konnte, wenn er die rasch nach einander erscheinenden Nummern durch die so vortrefflich organisirte Feldpost an die Truppen gelangen ließ.

Da ich nicht wußte, ob die Idee überhaupt nur vom General von Roon ausgegangen war, so that ich für die Veröffentlichung der ersten Nummer doch nicht eher einen entscheidenden Schritt, als bis ich den König in Kenntniß gesetzt, ihm die für das Blatt bestimmten Artikel vorgelesen und seine Genehmigung erhalten hatte. So erfolgte nicht allein für diese erste Nummer, sondern für die sämmtlichen Artikel für den Feld-Soldatenfreund, welche ich vor der Abreise des Königs ins Feld und dann in den verschiedenen Hauptquartieren geschrieben und vor dem Druck vorgelesen habe; die einzigen meiner Arbeiten, die keine Verbesserungen erfahren haben.

Darauf fußend fing ich nun wieder davon an, als was und unter welcher Form ich ins Feld mitgenommen werden könne, denn, wenn ich auch bei allen Revue-, Huldigungs- und sonstigen Reisen, namentlich so weit Eisenbahnen reichten, unabhängig mitgegangen war, sah ich doch voraus, daß dies in den Hauptquartieren nicht gehen würde, daß ich zu einer Branche zuertheilt, und wenigstens ein Quartier, wo ich schreiben könne, amtlich für mich besorgt werden müsse. Der König sagte aber auch jetzt noch nichts Bestimmtes; ja, es fiel eine Aeußerung, welche mich dermaßen konsternirte, daß ich keiner Antwort mächtig war. Die Dinge standen nämlich damals so bedrohlich und es war so wahrscheinlich, daß die Oesterreichische Armee aus Nord-Böhmen durch Sachsen und die Lausitz direkt auf Berlin losgehen würde, daß eine erste und Hauptschlacht auf Märkischem Boden erwartet werden mußte. Als ich daher abermals davon anfing, ob ich denn nicht mitgehen dürfe? erhielt ich die Antwort:

„Wozu? Sie werden doch von Potsdam nach Groß-Beeren hinüber reiten können!"

Ich war wie vom Donner gerührt. Bei Groß-Beeren? Das war also der Rückzug der ganzen Armee von der Grenze, um die Hauptstadt zu decken? — Das waren theilweise Niederlagen bis fast an die Thore Berlins? — Das war vom Beginn des Feldzuges an die Defensive, eine Kampfweise, die der Preußischen Armee noch nie günstig gewesen ist. Und so stand es damals in der That, bis die raschen und heldenmüthigen Entschlüsse des Königs den

Kampfplatz dahin verlegten, wo er einem erbitterten Feinde gegenüber hingehört: in dessen eigenes Land.

Durch diese Aeußerung des Königs war mir der Muth so gesunken, daß ich keinen Schritt mehr that, um meinen heißesten Wunsch zu erreichen. Schon war ich entschlossen, es ebenso zu machen, wie 1848 in Schleswig: ganz auf eigene Hand dem Heere zu folgen und zu sehen, wo und wie ich nach irgend einer Richtung hin etwas nützen oder helfen könne; da brachte der Zufall die Entscheidung und in der That unter sehr ungewöhnlichen Umständen.

Das 1. Garde-Regiment zu Fuß sollte am 14. Juni ausrücken, und da der Ausmarsch Bataillonsweise schon um 3 Uhr Morgens beginnen sollte, so war der König schon am 13. Abends nach Potsdam gekommen, hatte im Schlosse übernachtet, um dem Regimente zu so früher Morgenstunde noch sein Lebewohl zu sagen. Ich wußte nichts von der Anwesenheit des Königs, war aber natürlich zur rechten Zeit im Lustgarten, wo das 1. Bataillon um 3 Uhr antrat. Der König war, wie immer, pünktlich zur Stelle und schien bei der Ansprache, die er an das Offizier-Korps hielt, tief ergriffen. Konnte ich doch nachfühlen, was in diesem Augenblicke das Gemüth des Königlichen Herrn bewegte. Es war dasselbe Regiment, bei dem er und mit dem er seit beinahe sechszig Jahren stets in persönlicher Beziehung gestanden. Bei Paris hatte er es im Feuer gesehen, später es in seinen einzelnen Bataillonen und ganz kommandirt; mit ihm war

es bei allen feierlichen Momenten des Vaterlandes gegenwärtig gewesen; seine Fahne hatte sich zuerst vor ihm als König gesenkt; und jetzt sollte er es ausmarschiren sehen, um einem ungewissen, jedenfalls schweren und blutigen Kampfe entgegen zu gehen! Wahrlich, der Landesvater wie der Soldat im Könige hatten Ursache, von diesem Abschiede tief ergriffen zu sein. Als der König in das Schloß zurückging, hörte ich, daß er eine Stunde später auch das 2. Bataillon besichtigen würde. Da ich wieder einige Artikel für den Feld-Soldatenfreund geschrieben, welche der Genehmigung des Königs bedurften, so hielt ich die Zeit für günstig, dieselben jetzt vorzulegen, ließ die Papiere aus meiner Wohnung holen, wurde angenommen und las sie vor, — um 4 Uhr Morgens, wenigstens kein gewöhnlicher Fall. Es war gerade die Nachricht von abfälligen und feindlichen Entschlüssen des Bundestages in Frankfurt a./M. eingetroffen, andrerseits waren die Oesterreicher aus Holstein eben mit aller Höflichkeit hinausmanövrirt worden und die Konzentration der I. Armee, sowie der späteren Elb-Armee, bereits effektuirt. Der König äußerte bei dieser Gelegenheit:

„Ich gehe einen Tag nach der Kriegserklärung ins Hauptquartier ab. Die Herren werden sich wundern, wenn sie mich anzugreifen denken. Wir sind fertig und sie nicht!"

„Also geht es nun nicht nach Groß-Beeren?"

„O nein!"

„Dann kann ich aber auch nicht hinreiten, muß also mitgenommen werden."

„Ich will mit Treskow deswegen sprechen!"

Nun hatte ich doch eine Zusage. Sie wurde aber sehr bald wieder illusorisch, als ich mich im Hofmarschall-Amte erkundigte, unter welchen Verhältnissen ich wohl mitgehen könnte? Da hieß es, daß die äußerste Einschränkung befohlen worden sei, ein Wagenplatz unmöglich zugesichert werden könne, überhaupt das ganze Verhältniß einer Person, die dem Hofmarschall-Amte keine bestimmten Dienste leiste, ihm aber attachirt, also auch verpflegt sein wolle, ganz unmöglich sei. Ich sah ein, daß dies vollkommen richtig sei und hatte überhaupt nicht die geringste Lust, „attachirt" oder an einen bestimmten Wagenplatz gebunden zu sein, denn meine Zwecke waren andere als solche, um die das Hofmarschall-Amt sich bekümmern konnte. Je richtiger das aber war, je trostloser wurde die Aussicht, dem Hauptquartier folgen zu dürfen. Endlich, aber erst am 25. Juni, erhielt ich vom Militärkabinet die Nachricht, daß ich in diesem von Seiner Majestät attachirt worden sei, daß mir ein Trainsoldat zur Bedienung gestellt werden würde, ich für einen Wagen aber selbst sorgen müsse, dagegen auf Quartier zu rechnen hätte.

Einige Tage vorher hatte der Zufall mich zum Träger einer angenehmen Nachricht für den König gemacht. Von einem der thätigsten Mitglieder des konservativen Central-Comités hatte ich nämlich erfahren, daß am Abende vorher eine Art von Fusion zwischen diesem und einigen ausgesprochenen Mitgliedern der Fortschrittspartei insofern zu Stande gekommen sei, als man vereint einen patriotischen

Aufruf zur Unterstützung für Verwundete, Hinterbliebene Gefallener u. s. w. erlassen wolle. Die Nachricht war so wichtig, daß ich mich ins Palais begab und mich gerade im Adjutantenzimmer befand, als der General von Roon mit dem General von Moltke von einem Kriegsrathe beim Könige aus dem Vortragszimmer kamen. Ich theilte dem Kriegsminister mit, was ich gehört, und dieser hielt doch auch die Nachricht für so wichtig, daß er wieder hineinging, um sie dem Könige zu melden. Gleich darauf kam der König aus der Thür des kleinen gelben Zimmers und rief mich, zusammen mit dem General von Roon, in dasselbe hinein. Hier mußte ich ausführlich erzählen, was und von wem ich es gehört. Der König war erstaunt und erfreut, dankte mir, und General von Roon äußerte:

„Das ist so gut wie eine gewonnene Schlacht! Was habe ich Eurer Majestät gesagt: das nasse Stroh fängt an zu brennen!"

Ich habe nachher, als der Krieges- und Siegesenthusiasmus in so hellen Flammen aufloderte, oft dieses Wortes gedacht, denn in der That, das Stroh war damals naß! Adressen von allen Seiten, die um Frieden baten und den Frieden anriethen, Kälte und Gleichgültigkeit überall; wollten die Kaufleute doch schon kein Papiergeld mehr nehmen, ohne Aufgeld zu berechnen. Ein in Preußen ebenso unerhörter als unberechtigter Vorgang.

———

Von jetzt an war ich fast täglich in Berlin, um nur ja bei der Hand zu sein, wenn der Aufbruch zum Hauptquartier etwa plötzlich erfolgen sollte, suchte die Karten aller Länder heraus, die der Krieg berühren konnte, sorgte für Verbreitung guter Nachrichten für die Zeitungen und organisirte mir meine Thätigkeit für den Feldzug so gut ich konnte im Voraus. Zu diesem Zwecke setzte ich mich mit dem Wolffschen telegraphischen Büreau in Verbindung und verabredete mit ihm, daß alle wichtigen Nachrichten mir in das Hauptquartier nachgesandt würden; ebenso die Korrespondenz mit der Neuen Preußischen Zeitung und den ganzen Betrieb für den ungestörten Druck des Feld-Soldatenfreundes während meiner Abwesenheit. Nur zu einer Sitzung des Vereins für die Geschichte Potsdams kehrte ich nach meinem Wohnorte zurück, erhielt aber gerade in dieser Sitzung die schriftliche Anzeige des Generals von Treskow, daß das große Königliche Hauptquartier am 29. oder 30. Juni nach Reichenberg in Böhmen verlegt werden würde, so daß ich gleich am Abende wieder nach Berlin zurückkehrte, um nur nichts zu versäumen.

Am 29. früh war ich im Arbeitszimmer des Königs, als gerade die Nachricht von den Siegen des Kronprinzen bei Skalitz eingetroffen war. Die Freude des Vaters und des Königs über diese glänzenden Erfolge war groß. Nachdem er mir die telegraphische Depesche gegeben, die ich noch einmal vorlesen mußte, sagte der König:

„Mein Sohn ist glücklicher, als ich in meinen jungen

Jahren gewesen bin. — Mir war ein solches Kommando und solche Siege nicht beschieden!" — Dann fügte er hinzu: „Das geht ja im Anfange Alles zu gut, wenn es nur so weiter geht. Wir sind noch lange nicht über den Berg!"

Kaum hatte sich die Freude über diese Nachrichten etwas beruhigt, so kam die Depesche über die Vorgänge bei Langensalza.. Gleich ging es nun an die auf den Tischen ausgebreiteten Karten, um den Bewegungen der Truppen zu folgen. Es war wunderschönes Wetter, die Fenster des Vortragszimmers standen offen, und ich sah drüben am Monumente Friedrichs des Großen meine Frau stehen, welche expreß aus Potsdam mit nach Berlin gekommen war, um den König vor seinem Abgange zur Armee, wenigstens aus der Ferne, noch einmal zu sehen. Da die Fenster offen waren, so winkte ich ihr, etwas mehr auf die Seite zu treten, weil sie dann den König über seinen Karten sehen konnte. Meine Bewegungen mußten wohl bemerkt worden sein, denn der König sah mich befremdet an; als ich ihm aber erklärte, warum meine Frau dort sei, trat der König an das offene Fenster, rief sie herbei, lehnte sich weit hinaus und rief ihr zu:

„Gute Nachrichten! Mein Sohn hat einen glänzenden Sieg erfochten. Soll Alles gleich bekannt gemacht werden. Geht Alles nach Wunsch! Hoffentlich bringe ich Ihnen Ihren Mann gesund wieder!"

Als meine Frau sah, wie der König ihr winkte, war sie natürlich vom Monumente so rasch als möglich unter das Fenster geeilt, und die beiden dort stationirten Schutzleute näherten sich ebenfalls sofort, wahrscheinlich die Zudringlichkeit

einer Bittstellerin befürchtend. — Als ich am Nachmittage meinen Abschiedsbesuch bei dem Geheimen- und Ober-Regierungsrath Lüdemann machte, hörte ich schon: der König habe die heute eingegangenen Siegesnachrichten selbst aus seinem Fenster dem harrenden Volke proklamirt. Jene Schutzmänner hatten nämlich das, was sie gehört, sofort dem Polizei-Präsidium berichtet; auch andere Leute mochten es wohl gehört haben. In meinem Büchlein: „König Wilhelm 1866" steht meine Frau als „eine Person, die durch ihre Anhänglichkeit an das Königliche Haus bekannt ist."

Am 30. früh ging es endlich fort. Meine persönlichen Erlebnisse während dieses wunderbaren — es giebt kein bezeichnenderes Wort — Feldzuges, habe ich in einem anderen Werke*) zusammengestellt. Hier beschränke ich mich nur auf das, was mir vergönnt war, vom Könige zu beobachten.

Ungefähr eine Woche vor dem Abgange des Königlichen Hauptquartiers bemerkte ich in der Bibliothek eine große, aus starkem Holze und nichts weniger als elegant gebaute Kiste mit kräftigen Eisenblechen, in Form und Umfang einer Marktkiste ähnlich. Auf die Erkundigung beim Kammerdiener, was diese Kiste und an dieser Stelle zu bedeuten habe? hörte ich, daß der König schon wiederholt allerlei Papiere da hinein gepackt habe. Er traf also Vorsorge, wenn der Feldzug unglücklich verlief; denn wahrscheinlich sind doch die wichtigsten

*) „Aus meinem Leben." B. III. S. 121.

Papiere in diese Kiste verpackt worden, welche ihres unscheinbaren Aeußeren wegen leicht bei Seite gebracht und gerettet werden konnte. Der König hatte in seiner frühesten Jugend erfahren, was es heißt, wenn eine Königsfamilie zur Flucht gezwungen ist. Mit voller Zuversicht ging eigentlich in Preußen — außer einigen jungen Offizieren — Niemand in diesen Krieg; selbst als die ersten Siegesnachrichten eingetroffen waren, ängstete die Besorgniß vor dem Ausgange einer Hauptschlacht, die endliche Entwickelung des angeblich tiefen Planes, mit welchem der feindliche Feldmarschall so geheimnißvoll that, alle Welt. Wäre überhaupt der Charakter des Königs Wilhelm nicht fern von jeder Selbstüberhebung, oder von jeder Geringschätzung Anderer gewesen, so würde diese Kiste ein Beweis sein, daß er auch sehr wohl des Augenblickes gedachte, wo ihm das launenhafte Glück der Schlachten den Rücken kehren konnte, wie es einst seinem vortrefflichen Vater geschehen war, dessen Menschen- und Regententugenden wahrlich — so weit menschliches Urtheil und Ermessen reicht — eine so schwere Heimsuchung nicht verdient hatten! — Und doch wurde sie über ihn verhängt! —

König Wilhelm hatte zwar 1849 die Operationsarmee gegen die Insurgenten in der Pfalz und in Baden kommandirt und gesiegt; er hatte im Frieden große Truppenmassen zu bewegen verstanden; er hatte sich in der Campagne 1864 gegen Dänemark überzeugt, daß die von ihm reorganisirte Armee, wenigstens die gegen Dänemark verwendeten einzelnen Theile derselben, die alte preußische Schneidigkeit bewahrt: waren das aber wohl Garantieen des Sieges über einen Feind

wie Oesterreich, der seinerseits mit solcher Zuversicht auftrat? Der Entschluß zum Anfang des Krieges mußte dem Könige schwere Kämpfe gekostet haben. Wenn es auch gewiß nicht wahr ist, was die Spenersche Zeitung in ihrer Nummer 180 erzählte, daß ein Flügel-Adjutant den König in der Nacht belauscht habe, wie er in seinem Kabinet auf die Kniee gefallen sei und laut gebetet habe, — denn schwerlich würde der König das gethan haben, wenn ein Belauschen durch seine Umgebung möglich gewesen wäre, — so hat er doch gewiß schwer mit sich gerungen, ehe er durch einen Krieg von solchen Dimensionen Alles auf das Spiel setzte.

Außer meiner Ueberzeugung habe ich auch Zeugniß dafür. Am 8. November, also lange nach der so überaus glücklichen Beendigung des Krieges, sagte der König auf Babelsberg zu dem Rittergutsbesitzer, Rittmeister a. D. von Arnstedt, einem allewege treuen, echt märkischen Edelmanne:

„Sie glauben gar nicht, wie unendlich schwer es mir geworden ist, das Wort: Krieg! auszusprechen. Hätte ich es als Prinz und Soldat auszusprechen gehabt, wäre ich außer mir vor Freude gewesen; aber als König war ich mir meiner ganzen Verantwortlichkeit bewußt und zögerte so lange, als es nur irgend mit der Ehre Preußens verträglich war!" —

Der Abschied, den König Wilhelm am Morgen des 30. Juni auf dem Frankfurter Bahnhofe von seiner Familie nahm, war tiefergreifend für Alle, welche Zeugen desselben waren. Der Sohn, ein Bruder und zwei seiner Neffen standen bereits vor dem Feinde, er selbst konnte in einigen Tagen ihm gegenüber stehen, und alles Liebe und Gewohnte blieb

zurück, ungewiß, wie und unter welchen Umständen man sich wiedersehen würde? Er verließ seine Hauptstadt in einer materiellen Blüthe und Wohlhabenheit, wie sie eine solche nie zuvor gekannt, aber in zweifelhafter, ja theilweise feindlicher Gesinnung. Die Stadtverordneten hatten in Folge politischer Erregung erklärt, sie wollten in gar keine Verbindung mehr mit dem Hofe treten; in allen Klubs war über Adressen zur Erhaltung des Friedens berathen worden; das Wort „Bruderkrieg" war in Aller Munde; selbst die Siegesnachrichten wurden von verbissenen Gegnern nicht geglaubt, der Jubel des Volks darüber verhöhnt. Wahrlich, es war fast eben so viel im Innern zu bekämpfen und zu besiegen, als im offenen Felde. So weit man eines Menschenwerkes sicher sein kann, war König Wilhelm seiner Armee sicher, aber nichtsdestoweniger blieb es wahr, daß die größte Zahl der Generale noch keine Kriegserfahrung hatte, daß die Gefechte in Posen, Baden und Schleswig nur klein waren gegen das, was diesmal die nächsten Tage bringen mußten; daß der Krieg, nach allem, was man darüber aus Oesterreich hörte, dort populär war, während er nach allem, was man in Preußen außerhalb der Armee sah, in der Masse des Volkes nicht die Theilnahme fand, welche nach dem Siege jeder Einzelne gehabt haben wollte.

Das waren wohl Gedanken, die dem Könige den Abschied von seiner Familie, von seiner Hauptstadt schwer machen konnten. Gewiß haben sie ihn aber nicht lange beschäftigt, denn im Salonwagen, von den Männern umgeben, die ihm in Rath und That beistehen sollten, auf jeder Station von

einer froh erregten Menge, welche bereits die ersten Siegesnachrichten erhalten hatte, jubelnd begrüßt, von immer neuen Nachrichten aus Schlesien und Böhmen erreicht, von denen wenigstens keine ungünstig war, wurde er, durch die Begegnung mit ganzen Eisenbahnzügen Oesterreichischer Gefangener, unter denen sich auch der Bürgermeister und mehrere Bürger der Stadt Trautenau befanden, welche verrätherischen Benehmens gegen Preußische Truppen beschuldigt waren, durch die militärische Besetzung der Sächsischen und der ersten Böhmischen Bahnhöfe, durch das Erscheinen von Bäckerkolonnen, Sanitätstruppen und der bei Görlitz aufgehäuften immensen Fourage- und Proviantvorräthe, auf das hingewiesen, was nun einzig und allein noth war: die volle Mannes- und Königskraft für das Bevorstehende; kein Blick rückwärts.

— — — — — —

Spät Nachmittags in Reichenberg angekommen, befand sich das bis dahin sehr friedliche Hauptquartier mit einem Schlage in der Mitte der Kriegswirren. Der Bahnhof zeigte eine gewaltige Zerstörung. Elfhundert Oesterreichische Gefangene waren in die Wartesäle, Schuppen und jeden nur irgend umschlossenen Raum eingesperrt; die Bewohner scheu, unwirsch und finster; Gerüchte von leidenschaftlicher Feindseligkeit der Böhmen mahnten zur Vorsicht; es sollten Vergiftungen stattgefunden haben. Preußische Soldaten sollten in einen Spirituskeller gelockt, die eiserne Thür dann verschlossen, der Spiritus in Brand gesteckt worden und Alle jämmerlich verbrannt sein. Wichtiger als das war die Nachricht, daß sich

in den nahen Bergen noch versprengte Oesterreichische Truppen befinden sollten, die das unbedeckte Hauptquartier des Königs leicht überfallen konnten.

Als ich gegen Abend noch auf das Schloß des Grafen Clam-Gallas ging, wo der König abgestiegen war, um mich zu erkundigen, was für den morgenden Tag befohlen, sah ich, daß die ganze Infanterie der Stabswache versammelt worden war und sich in den Bosquets des Gartens zum Bivouak einrichtete, um das Schloß in nächster Umgebung während der Nacht zu bewachen. So war man denn mitten in der Gefahr, und eine verhältnißmäßig nur kurze Eisenbahnfahrt hatte hingereicht, um uns aus der Behaglichkeit und Sicherheit der Residenz in die Unsicherheit und noch mehr, in die Besorgnisse eines Feldlagers zu versetzen; denn schon die ersten Stunden genügten zu der Wahrnehmung, daß sich in Kriegsverhältnissen nicht allein die Thätigkeit und Leistungsfähigkeit, sondern auch die Leichtgläubigkeit, Besorgniß und — wenn man so sagen darf — die Eindrucksfähigkeit der Menschen steigert. Für Freude und Furcht immer eine erhöhte Potenz, der sich nur Wenige ganz entziehen können, wenigstens der Beurtheilung äußerlich dafür keinen Anhalt geben. Ob und wie weit dies auch beim Könige der Fall war, kann ich nicht wissen; daß er sich aber bei den freudigsten, wie augenblicklich schreckhaftesten Botschaften eine bewundernswerthe Ruhe bewahrte, daß er Nichts übereilte oder rasch einen Befehl gegeben hätte, der dann wieder zurückgenommen werden mußte, das kann gewiß Jeder bezeugen, der den König während dieses Feldzuges beobachten konnte.

Gleich am Morgen nach dem ersten Nachtquartier hatte ich einen Beweis davon. Ich befand mich im Vorzimmer, um zu erwarten, ob mir etwas befohlen werden würde, und sah durch die offene Thür in das Schlafzimmer des Königs, wo die Dienerschaft eben beschäftigt war, die sämmtlichen Sachen für die nahe bevorstehende Abreise einzupacken. Der König hatte am Abende vorher noch bis spät in die Nacht, und auch am Morgen schon, geschrieben und war, mitten in dem Gewirr des Einpackens um sich her, beschäftigt, seine Papiere zu ordnen, sie in die verschiedenen Mappen zu vertheilen und diese eben so ruhig zu verschließen, als ob er sich in Babelsberg befände. Und dabei waren bereits Rapporte eingelaufen über die weitere Vorbewegung der I. Armee über Gitschin hinaus, über räthselhafte Bewegungen des Feindes und über dessen Absicht, sich zwischen die I. und II. Armee zu schieben; so hatte ich wenigstens von den vor dem Schlosse versammelten Offizieren gehört, welche ebenfalls die Abfahrt erwarteten. Dennoch zeigte sich beim Könige auch nicht die geringste Eile oder Unruhe, wozu schon das ungewöhnliche Geräusch der einpackenden Dienerschaft für jeden Anderen Veranlassung genug gegeben hätte; es war eben für ihn dieselbe Beschäftigung wie jeden anderen Tag.

So wenig beachtenswerth dergleichen unter gewöhnlichen Umständen sein würde, so bezeichnend war es an diesem von mannigfacher Unruhe bewegten Morgen im Hauptquartiere, dessen Verhältnisse und Gewohnheiten sich doch auch bei längerer Dauer erst feststellen sollten. Da der König mich nicht bemerkte, ich auch aus den Gesprächen der Offiziere

schließen konnte, daß noch nichts Neues von Wichtigkeit nach Berlin zu melden sei, so fuhr ich voraus und wurde unterwegs bei einem Dorfe vor Sichrow (Sicherhof), dem zweiten Hauptquartier vom 1. zum 2. Juli, vom Könige eingeholt. Die Infanterie der Stabswache war bereits früh Morgens von Reichenberg abmarschirt, die Kavallerie derselben begleitete aber die Königlichen Equipagen. Es machte einen tiefen Eindruck auf mich, als ich die im schärfsten Trabe vorausreitenden Ulanen der Stabswache auf der Landstraße herankommen sah, hinter ihnen der Reisewagen des Königs. Ich konnte den Gedanken an jenes Attentat bei Ingelheim nicht los werden, als 1849 der König (als Prinz von Preußen) Mainz verlassen hatte, um sich nach der Bayerischen Rheinpfalz zu begeben. Wir waren hier mitten in Feindesland, überall von einer erbitterten und übermüthigen Böhmischen Bevölkerung umgeben, von deren bösem Willen gegen alles Preußische ich auf der kurzen Fahrt schon Beweise genug erhalten hatte. Der König aber fuhr so ruhig wie bei jeder Spazierfahrt den Ereignissen entgegen.

Da ich die Nacht nicht in Sicherhof, sondern in dem Städtchen Turnau zubrachte, so sah ich den König erst am 2. Mittags in Gitschin wieder. Früher aus Turnau abgefahren, war ich auch früher als der König in Gitschin und sah ihn mit dem Prinzen Friedrich Carl, der ihm entgegen gefahren war, im Wagen neben sich, in die Stadt einfahren. Auf dem großen Markt vor dem zum Quartier bestimmten

„Gasthause" abgestiegen, musterte der König sogleich die dort aufmarschirte Ehrenwache vom Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommerschen) Nr. 2, deren ganze äußere Erscheinung zeigte, daß sie schon Strapazen und Gefahr kennen gelernt. Ein schlagender Kontrast zwischen der daneben aufmarschirten Kompagnie der Stabswache, die erst eine Nacht bivouakirt hatte und noch nicht im Feuer gewesen war. Man sah es dem Könige an, wie ihn der Anblick der braven Pommern elektrisirte. Wie herzhaft schallte ihm das: „Guten Morgen Eure Majestät!" entgegen! Wie ruhte sein Blick mit Wohlgefallen auf den abgeschossenen Helmspitzen und von Hieben verbogenen Beschlägen! Das Wetter war regnerisch, der Schmutz der Landstraßen entsetzlich, daher der Anzug nicht reinlich und der Sitz der Ausrüstungsgegenstände so willkürlich wie möglich. Doch schien sich der König von dem Anblick dieser Kompagnie gar nicht trennen zu können. Jetzt erst fühlte er sich in der ganzen Macht und Gewalt des Krieges, den er durchzukämpfen hatte.

Nach kurzer Besprechung mit mehreren Offizieren, die sich auf dem Markte versammelt hatten, ging der König in seine Wohnung, wo er bald darauf eine Deputation der städtischen Behörden von Gitschin empfing, nnter ihnen auch katholische Geistliche, welche die Stadt gegen den Vorwurf rechtfertigen wollten, daß beim Eindringen der Preußischen Truppen aus den Häusern auf dieselben geschossen worden sei. Allerdings wäre das Faktum nicht zu leugnen; aber nicht Bürger der Stadt, welche gar keine Schießgewehre besäßen, sondern in den Häusern zurückgebliebene Sächsische

Soldaten hätten geschossen, und das könne man doch nicht die Stadt entgelten lassen. Der König antwortete sehr ruhig, als aber namentlich die Geistlichen in ihrem Eifer ihm in die Rede fielen, etwas erregter, und brach dann die Audienz kurz ab, indem er in sein Zimmer ging. Da ich durch die offene Thür Anrede und Antwort mit angehört und dies die ersten Worte waren, die der König auf feindlichem Boden gesprochen, so ließ ich mich anmelden, las vor, was ich rasch niedergeschrieben, und bat um Erlaubniß, darüber nach Berlin an den Staats-Anzeiger berichten zu dürfen. Der König änderte einige Worte und genehmigte die Berichterstattung.

Es waren von allen Seiten vervollständigende Berichte über die Gefechte der letzten Tage eingelaufen, und lauteten sie auch hinsichtlich der Erfolge höchst erfreulich, so waren doch die bedeutenden Verluste für den König sehr betrübend, und übereinstimmend konstatirten die Berichte, daß die Truppen, durch die bisherigen Anstrengungen aufs Aeußerste ermüdet, der Ruhe bedürften. Der König war besonders schmerzlich durch den Verlust so vieler Offiziere beim Garde-Grenadier-Regiment Kaiser Franz berührt und äußerte: „Wenn das so fortgeht, weiß ich wirklich nicht, wo ich den Ersatz für die Offizierkorps herbekommen soll?" — Dann ging er wieder auf den Markt hinunter, wo noch immer zahlreiche Gruppen von Generalen und Offizieren standen, zu denen auch Prinz Albrecht (Vater) aus dem Hauptquartier des Reserve-Kavalleriekorps nach Gitschin hereingekommen war.

Als ich eine Stunde später, nach Absendung des Berichtes an den Staats-Anzeiger, wieder in das Königliche

Quartier zurückkam, um im Zimmer des Kammerdieners einige Karten für den König aus dem mitgenommenen Vorrathe herauszusuchen, sah ich durch die Glasthür des Schlafkabinets den König am Fenster sitzen und vor ihm einen Generalstabsoffizier, ebenfalls sitzend, welcher dem Könige ausführlichen Bericht erstattete. Der Vortrag schien sehr wichtiger Natur zu sein, denn er dauerte beinahe anderthalb Stunden, bis zur Tafel. — Von hier bis zum Tage nach der Schlacht bei Königgrätz sah ich, oder vielmehr sprach ich den König nicht wieder, denn am Nachmittage und Abend hatte ich vollauf zu schreiben und ging erst spät noch einmal nach dem Königlichen Quartier, um mich zu erkundigen, was für den folgenden Tag befohlen worden. Da hörte ich denn, daß die Truppen einige Ruhetage haben sollten und das Hauptquartier jedenfalls am 3. in Gitschin bleiben würde. Dagegen wolle der König selbst nur mit geringem Gefolge nach dem Städtchen Miletin, um dort mit dem Kronprinzen zusammenzutreffen. Als ich über den Markt zurückging, wo Alles schon in tiefster Ruhe war, sah ich den König durch das Fenster am Schreibtische, neben ihm die bekannten Vortragsmappen, deren Inhalt er, wie in ruhigster Zeit, durcharbeitete.

Nach dem Feldzuge kam es in Berlin zur Sprache, daß dort eine Königliche Erlaubniß in Angelegenheiten des Baues der Stechbahn vom 3. Juli datirt, eingelaufen sei, und man sich allgemein gewundert habe, daß der König während des Schlachttages von Königgrätz an eine Berliner Bauangelegenheit gedacht. Ich kann mir das nur so erklären, daß jene Ordre mit unter den Papieren gewesen ist, welche der

König am 2. Abends bearbeitete. Die Kanzlei mundirte am 3. die Ordre in aller Ruhe, da sie ja in Gitschin zurückblieb, und in dieser Stadt kein Mensch eine Ahnung hatte, daß fünf Meilen davon die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde. Da ja Ruhe für den 3. angesagt worden, so war Aussicht vorhanden, daß der König sie am Abende, von Miletin zurückgekehrt, unterschreiben würde, was in Wirklichkeit aber wohl erst mehrere Tage später geschah, jedoch ohne Aenderung des bereits geschriebenen Datums. Ich erwähne des geringfügig scheinenden Vorganges auch nur, weil es immerhin zur Charakteristik des Monarchen dient, daß er, von solcher Unruhe und Erregung umgeben, doch den gewohnten Geschäftsgang nicht unterbrach.

Wie überhaupt der Abschnitt „Im Feldzuge 1866" *) an vielen Stellen das hier Niedergeschriebene ergänzt, weil ich dort nur meine persönlichen Erlebnisse geschildert, so auch hier bis zum 4. Vormittags, wo ich den König nach der Schlacht bei Königgrätz zum ersten Male wiedersah. Das Herz voller Jubel über den glorreichen Sieg der vaterländischen Waffen, aber auch voller Besorgniß, ob ich nicht durch die eigenmächtige Aenderung des Siegestelegramms eine Unschicklichkeit begangen, trat ich in das Zimmer des Königs. Um indessen meine Besorgniß zu erklären, muß ich hier in der Kürze einschalten, welche Bewandtniß es mit dieser Aenderung des Telegramms hatte.

Ich war am 3. Abends gerade im Telegraphenbüreau zu Gitschin, als das Telegramm des Minister-Präsidenten

*) „Aus meinem Leben." B. III. S. 121.

an den Geheimen Legationsrath Abeken einging. Es ist dasselbe, welches in Berlin amtlich veröffentlicht wurde, aber kein Wort davon enthält, daß die Schlacht unter den Augen des Königs, ja unter seinem Kommando gewonnen wurde. An der amtlichen Depesche konnte ich nichts ändern, ich war aber außer mir, daß in dieser Depesche der König gar nicht genannt war, da man ja in der Heimat nicht wissen konnte, welche der Armeen die Schlacht gewonnen und ob der König überhaupt bei derselben gegenwärtig gewesen. Hatte denn aber der König auch die Schlacht kommandirt? Ich wußte wohl, daß er in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes gewesen, aber konnte ich wissen, ob er nicht die Ehre des Tages seinem Sohne oder seinem Neffen überlassen wollte? eine Annahme, die bei der wahrhaft erschrecklichen Bescheidenheit des Königs wenigstens nicht unmöglich war. Aber den König in einer so wichtigen Depesche gar nicht erwähnt zu sehen, das konnte ich nicht übers Herz bringen; ich telegraphirte also unmittelbar nach der amtlichen eine Depesche an das Wolff'sche telegraphische Büreau, stellte nur die Worte anders und half mir durch den eingeschobenen Satz:

„„In Gegenwart Seiner Majestät des Königs glänzender Sieg über die ganze Oesterreichische Armee.““

So wurde sie denn auch neben der amtlichen in den Berliner Zeitungen gedruckt.

Hatte ich damit aber auch nach der Intention des Königs gehandelt? Schon auf der Fahrt von Gitschin nach Horitz hatte ich gehört, daß ich ganz richtig das Ober=

kommando des Königs vorausgesetzt; dennoch trat ich mit Besorgniß in das Zimmer des Königs, den ich schreibend fand. Außer einem großen einfachen Tische und einigen Stühlen befand sich kein anderes Möbel im Zimmer, nur in der Ecke an der Thür standen einige Oesterreichische Fahnen und Standarten, Trophäen des gestrigen Sieges. Als ich mich glückwünschend näherte, tief ergriffen, daß der vortreffliche Herr diesen Tag der Genugthuung nach jahrelangem Kummer erlebt, reichte er mir die Hand und gestattete auch — ein seltener Fall und eine besonders ehrende Gunstbezeugung — daß ich sie küßte.

Der König war ersichtlich angegriffen, übermüdet und sprach heiser; es schien mir, als würde ihm das Sprechen schwer. Rasch mußte ich erzählen, wie es mir gestern gegangen, wo ich gewesen, was ich gehört, und flocht nun mein Bekenntniß wegen eigenmächtiger Aenderung des Telegramms ein.

„Allerdings habe ich kommandirt, aber selbst den Degen gezogen habe ich nicht. Wie konnten Sie nur glauben, daß ich bei meiner Armee sein könne, ohne sie zu kommandiren?“ —

„Eben, weil ich es nicht geglaubt, habe ich mir erlaubt, das Telegramm zu ändern, aber wissen konnte ich die Intentionen Eurer Majestät nicht; daher der Ausweg, den ich gesucht.“

„Ich war von früh 8 bis Abends 8 zu Pferde und habe nur Abends spät hier bei Fritz Carl eine Tasse Thee zu mir genommen. Es war eigentlich eine Artillerie-Schlacht.

Das 1. Garde-Regiment hat so gelitten, daß aus zwei Bataillonen eins formirt werden mußte. Es war ergreifend, die Truppen vorgehen zu sehen. Gegen 1 Uhr stand es zweifelhaft. Ich fragte Fritz Carl, wie lange er es noch halten würde? Da zeigte er mir die ganze 5. und 6. Division noch in Reserve und ebenso eine genügende Zahl von Reserve-Batterien. — Lassen Sie sich das Alles von den Flügel-Adjutanten erzählen und berichten Sie nur Thatsachen, keine Bemerkungen, namentlich Nichts, was den Feind erniedrigen könnte. Auch was Sie von unsern Verlusten erfahren, geben Sie nur in Zahlen, keine Namen. Die Namen können später kommen und kommen doch immer noch zu früh. Wie peinlich muß die Lage der Königin Wittwe sein. Mit Bayern, mit Sachsen, mit Oesterreich verwandt, und nun — —"

„Darf ich mir nur noch eine Notiz erbitten? Eure Majestät sind mehrmals im Granatfeuer gewesen. Wo war das? Das muß die Armee am Main wissen. Was ich darüber gehört, stimmt nach der Oertlichkeit nicht zusammen, in dieser Angabe darf aber Nichts ungenau sein." —

„Im Granatfeuer? Daß ich nicht wüßte! In einer so ausgedehnten Schlacht fallen überall Granaten. — Wie ich auf dem dominirenden Hügel von Sadowa über die Chaussee ritt, sah ich wohl einige fallen und sagte zu den Herren von der Suite: ‚Das danke ich Ihnen, meine Herren!' aber besonders erwähnt braucht das nicht zu werden. Nachmittags bei dem Reitergefecht (bei Streselitz) fielen auch Granaten um uns her, und wir konnten nicht einmal die

Batterie entdecken, woher sie kamen. Das versteht sich ja aber ganz von selbst und braucht nicht besonders beschrieben zu werden."

Nachdem ich mich zurückgezogen, fragte ich überall umher und sammelte den Stoff für die nun vollständigen Berichte, wie sie im Staats-Anzeiger und in der Neuen Preußischen Zeitung erschienen; sah wie nach und nach immer mehr Fahnen und Standarten gebracht wurden, hörte wie die Zahl der eroberten Geschütze und der Gefangenen mit jeder Stunde wuchs und hatte begreiflich alle Hände voll zu thun, um das überreiche Material — glücklicherweise in voller Herzensfreude — zu bewältigen.

Ueber zwei Punkte in den Aeußerungen des Königs muß ich noch eine Bemerkung hinzufügen.

Der König muß falsch berichtet gewesen oder ein Regiment mit dem andern verwechselt worden sein, denn als ich am 5. das 1. Garde-Regiment zu Fuß in seinem Freilager bei Chlum besuchte, fand ich es nach wie vor in drei Bataillons formirt, obgleich seine Verluste allerdings sehr bedeutend gewesen waren.

Als ich später mein kleines Buch „König Wilhelm 1866" geschrieben hatte, kam der Hofrath Spielhagen, Hofstaats-Sekretär des Prinzen Friedrich Carl, im Auftrage desselben zu mir und zeigte mir zwei silberne Teller, auf welche eingravirt war, daß der König Abends nach der Schlacht von diesen Tellern gegessen, meine Angabe, daß der König nur eine Tasse Thee getrunken, könne also nicht richtig sein.

Ich konnte nur antworten, daß ich diese Aeußerung aus dem Munde das Königs gehört und auch noch andere Beweise von der Richtigkeit meiner Angabe habe, also dabei bleiben müsse, wenn jene Teller auch diese Inschrift trügen.

Am Nachmittage, auf meinen fortwährenden Wanderungen vom Schreibtisch zur Feldpost und zum Telegraphenamt, hörte ich im Schloßhofe, durch welchen ich jedesmal zu meinem Quartiere gehen mußte, daß der König um 4 Uhr auf das Schlachtfeld hinausfahren werde. Natürlich wollte ich die Gelegenheit benutzen, aber mit meinem Fuhrwerke wäre es nach den Anstrengungen des gestrigen und heutigen Tages nicht gegangen. Ich bewarb mich daher bei dem diensthuenden Flügel-Adjutanten, Grafen Kanitz, um irgend ein Plätzchen in einer Königlichen Equipage. Gern bereit mir zu helfen, erkundigte er sich bei dem diensthuenden General-Adjutanten nach der Möglichkeit, kam aber mit einem besonders geheimnißvollen Blicke zurück und beschied mich: es würde wohl nicht gehen, denn es stände etwas bevor, wobei es Seiner Majestät vielleicht nicht angenehm sein würde, wenn Jemand gegenwärtig wäre. Ganz verdutzt über diese mir unverständliche Verhüllung eines einfachen „Nein!“ begegnete ich gleich darauf dem Kriegsminister, General von Roon, der sich in ein kurzes Gespräch mit mir einließ und mir — als ich meine Freude und Bewunderung über alles Das aussprach, was die letzten Tage gebracht, — mit eben so geheimnißvoller Miene sagte: „In einigen Stunden werden Sie noch ganz andere Dinge zu sehen bekommen!“ — Und so war es in der That; denn gleich darauf erfuhr ich, daß der Kaiserlich

Königliche Feldmarschall von Gablenz als Parlamentär bei den Vorposten eingetroffen sei, und der König sprach ihn auf seiner Fahrt ins Lager. — Nach Hause gekommen hörte ich, daß ein Königlicher Leibjäger schon mehrmals dagewesen sei und Etwas an mich habe abgeben wollen. Es sei ein kleiner Zettel gewesen. Nun war es an mir, den Leibjäger aufzusuchen, und als ich ihn gefunden, händigte mir derselbe ein abgeschnittenes Briefcouvert ein, auf dessen leerer Rückseite Folgendes geschrieben war:

„„Noch Abends 8 Uhr begegnete der König dem Kronprinzen, dem, nach herzlichem ergreifenden Wiedersehen, der Königliche Vater noch auf dem Schlachtfelde den Orden pour le Mérite umhing. Ein ergreifender Moment für alle Anwesende!““

Der König ließ mir dabei bestellen, es solle dies jedenfalls noch mit in den Bericht für den Staats-Anzeiger kommen; er habe nur vergessen, es mir heute Morgen zu sagen. Leider war der erste Bericht mit der Feldpost schon fort, es mußte also in einem zweiten nachgetragen werden.

Wenn ich unter den vielen eigenhändigen Schriftstücken, die ich vom Könige Wilhelm aufbewahre, Eins hoch und werth halte, so ist es dieses unscheinbare Zettelchen, weil es mehr als irgend ein anderes neben dem Fürsten auch den Menschen charakterisirt. Ich hatte selbst gesehen, wie erschöpft der König nach den außerordentlichen Anstrengungen des Schlachttages gewesen war, und wie das Gewirr von Rapporten, Meldungen, verlangten Befehlen und Depeschen auf ihn einstürmte. Trotzdem war es seinem Herzen Bedürfniß, dem

Sohne eine Freude zu machen, denn auf dem vorgeschriebenen amtlichen Wege wäre die Verleihung des Ordens erst sehr viel später öffentlich bekannt geworden, und wer da weiß, wie hohen Werth die Prinzen des Königlichen Hauses gerade auf diesen Orden legen, kann erst ganz verstehen, was den König zu diesem nachträglichen Auftrage für mich veranlaßte. Natürlich wurde die halbe Nacht hindurch geschrieben, um Dies und Anderes, was ich während des Abends noch an Nachrichten sammelte, nach Berlin zu berichten; und eben die Vollständigkeit dieser Berichte hat ihnen nach Beendigung des Feldzuges die Ehre verschafft, von der Redaktion des Staatsanzeigers gesammelt und in einem besonderen Hefte abgedruckt zu werden.

Am Morgen des 5. Juli konnte ich dem Könige bereits die ersten, durch das Wolff'sche Telegraphische Büreau unter meiner Adresse abgesandten Telegramme mit wichtigen Nachrichten überbringen und mußte sie vorlesen. Sie schilderten den Eindruck, welchen die Siegesnachrichten in Berlin gemacht und stellten durch den Ausfall der gerade stattfindenden Wahlen eine Verstärkung des konservativen Elements im Abgeordnetenhause in Aussicht. Durch diese für den König bestimmten und an mich gerichteten Depeschen waren die Feld-Telegraphenbeamten bald daran gewöhnt, mich für eine berechtigte Mittelsperson zu halten, und ich sollte an diesem Tage noch den Vortheil dieser Annahme erfahren. Ich fand heute den König wieder vollkommen rüstig und ersichtlich erholt. Bis zum Abende des 4. hatte sich erst herausgestellt, welch' ein entscheidender Sieg erfochten worden war, wie man

es am Abend des 3. noch garnicht hatte übersehen können. Selbst die Erscheinung des Generals von Gablenz hatte dazu beigetragen, den ganzen Umfang des errungenen Erfolges erkennen zu lassen. Ich fragte, welche von den gesammelten Nachrichten ich nach Berlin schicken dürfe und der König genehmigte fast Alles. Er sprach von dem schmerzlichen Eindrucke, den das Begräbniß des Generals von Hiller und des Oberstlieutenants von Helldorf — Beide waren in Potsdam auch mir befreundet gewesen — und die gelichteten Reihen des 1. Garde-Regiments zu Fuß auf ihn gemacht und äußerte unter dem Gewicht dieses Eindruckes:

„Gott weiß es, daß ich diesen Krieg nicht herbeigeführt! — Die Oesterreicher müssen doch aber sehr en déroute sein, daß sie mir den General Gablenz geschickt. Als ich ihm gestern Abend auf dem Schlachtfelde begegnete, hielt ich ihn für einen verwundeten General, weil er verbundene Augen hatte, ließ halten, stieg aus und trat an seinen Wagen heran, so daß er mich erst an der Stimme erkannte. Wer hätte wohl gedacht, daß wir uns so wiedersehen würden! Ich habe es gleich gesagt, als Benedek über die Elbe ging und bis an die Bistritz rückte. Wie kann man mit einer ganzen Armee in einen solchen Sack gehen! Wir werden vielleicht heute noch Königgrätz bombardiren, der Kommandant soll nicht abgeneigt sein zu kapituliren, und morgen verlege ich jedenfalls mein Hauptquartier nach Pardubitz. Das Schwerste steht uns aber noch bevor, denn die Oesterreicher ziehen ihre italienische Armee heran.“

Natürlich war dies Alles nicht in der Folge gesprochen,

wie ich es hier niederschreibe. Ich erzählte und berichtete dazwischen, was ich gehört, fragte, ob einzelne Angaben, welche seine Person betrafen, richtig seien und veröffentlicht werden dürften; da ich mir aber jedesmal einzelne Worte oder Sätze aufnotirte, um richtig telegraphiren oder berichten zu können, so ist der Inhalt und die Meinung der Königlichen Worte zuverlässig. Für die Aufeinanderfolge und Ausdrucksweise nehme ich aber keine Unfehlbarkeit in Anspruch.

An diesem Tage schien sich die ganze bis dahin so glückverheißende Lage mit einem Schlage ändern zu wollen. Ich befand mich gerade auf dem Büreau der Feld-Telegraphie, als allerlei mehr oder minder wichtige Depeschen ankamen, und saß, mit dem Aufschreiben eines Telegramms nach Berlin beschäftigt, unbemerkt in einer Ecke des Zimmers, als plötzlich einer der arbeitenden Beamten ausrief: „Stille, Kinder! da kommt Etwas aus Paris!" und ohne von seiner Arbeit aufzusehen auch gleich die auf dem Bandstreifen vorkommenden Worte ablas. So hörte ich die Worte:

> „qui me forcent à sortir de mon rôle de complète abstention"

und dann:

> „L'Empereur d'Autriche m'annonce, qu'il me cède la Vénétie"

Bis dahin las der Beamte aber nur laut, die ungeheure Wichtigkeit und Tragweite dieser Worte mußte ihn wohl zur Vorsicht mahnen; er blickte sich im Zimmer um und schwieg fortan. Ich sah nur noch, wie die ziemlich lange Depesche

redigirt und an den König abgesandt wurde und verließ das Büreau in einer Art von Betäubung, weil ich nicht wußte, wieviel Unheilvolles dieses Telegramm noch enthalten konnte. Ein solcher Kontrast, wie diese plötzlich hervortretende Einmischung Frankreichs in die bis dahin beispiellos glücklichen Erfolge, mit dem allgemeinen Siegesrausche, der das ganze Hauptquartier erfüllte und nur noch weitere Siege vor sich sah, hat für den, der das Drohende weiß und nicht reden, sich nicht mittheilen darf, etwas überaus Peinliches! Im Schlosse sah ich bald darauf den Grafen Bismarck, die Generale von Roon, von Moltke und von Alvensleben berufen und war der Einzige in ganz Horitz, der von dem Gegenstande der doch gewiß stattfindenden Verhandlungen wußte. Man hörte auch bis spät Abends im ganzen Hauptquartier kein Wort von dieser Nachricht. Die zum Könige berufen gewesenen Herren hatten das Schloß mit denselben gleichgültigen Gesichtern verlassen, wie sie gekommen waren, und so vorsichtig ich auch bei anderen Personen der Königlichen Umgebung anklopfte, Niemand schien eine Ahnung von jener Napoleonischen Depesche zu haben; im Gegentheile herrschte gerade an diesem Abende fast überall eine besondere Heiterkeit im ganzen Hauptquartiere. Gruppen Befreundeter hatten sich zusammen gefunden, man freute sich, daß die Gablenz'sche Sendung keinen Erfolg gehabt und sah nur voll rosiger Hoffnungen in die Zukunft.

Gewiß vergesse ich das Gefühl nie, mit welchem ich am 6. früh, nach einer durchwachten und durcharbeiteten Nacht das Zimmer des Königs betrat. Ich hatte eine Menge von

Telegrammen und Nachrichten mitzutheilen, fand aber den König so ruhig und gleichmüthig, daß ich fast irre an Dem wurde, was ich von der Napoleonischen' Depesche wußte. Als ich bemerkte, daß ich während der Nacht den Artikel „Unser König bei Königgrätz" für den Feld-Soldatenfreund geschrieben und dafür alles bis jetzt aus seiner Umgebung Erkundete benutzt, erhielt ich sogar den Befehl, das Manuskript vorzulesen, was doch über eine Viertelstunde in Anspruch nahm. Der König hörte ruhig zu, und daß er auch aufmerksam zuhörte, bewiesen mehrere Verbesserungen, die er machte. Diesmal hatte ich auch erfahren, daß der Graf Bismarck den König bei Streselitz gebeten, aus dem Bereich des feindlichen Granatfeuers zu reiten und erhielt nun auch die später von mir gedruckte richtige Antwort des Königs auf diese Vorstellung des Minister-Präsidenten.

Wie gern hätte ich nun aber auch etwas über die Entschlüsse erfahren, welche in Folge der gestrigen Napoleonischen Depesche gefaßt worden waren, denn Alle aus der Umgebung des Königs, mit denen ich schon früh Morgens gesprochen, wußten noch nichts von der Depesche, konnten also noch weniger von den Konsequenzen derselben wissen. Daß ich nicht fragen durfte, verstand sich von selbst, der König würde mir einfach nicht geantwortet haben, weil mich das nichts anging. Endlich fragte ich aber doch, ob es wahr sei, daß das Hauptquartier demnächst nach Gitschin zurück verlegt werden würde? denn so hieße es in ganz Horitz. Darauf erfolgte die Antwort:

„Im Gegentheil; ich verlege heute noch das Haupt-

quartier nach Pardubitz!" Nun wußte ich genug. Pardubitz lag 4 Meilen vorwärts, nach Mähren zu. Die französische Einmischung hatte also nicht die geringste Wirkung auf die Entschlüsse des Königs gehabt. Inwendig schlug mir das Herz vor Jubel, äußerlich mußte ich aber ein sehr gleichgültiges Gesicht dazu machen.

Leider erinnere ich mich nicht mehr ganz genau, ob es hier in Horitz oder am nächsten Tage in Pardubitz war, wo mir der König die von Kaiser Alexander von Rußland eingegangene Glückwunsch-Depesche für die gewonnene Schlacht zeigte und mir den Schluß derselben vorlas. Er lautete: „J'espère, que Votre Majesté sera gracieux envers le vaincu!" Diese Mahnung, in dem Munde eines Nachbarn — eines Blutsverwandten, — frappirte mich, weil sie zugleich die eines Monarchen war, dessen Vater von Oesterreich mit dem schnödesten Undank belohnt worden war; sie frappirte mich um so mehr, als ich plötzlich von Westen und Osten meines Vaterlandes dunkle Wolken heraufsteigen sah, die sich dem eben gewonnenen Ruhme meines Königlichen Herrn entgegenstellen konnten. Ich erinnerte mich jetzt auch der Worte, die der König schon im Monat April zu mir gesagt: „In Rußland steht auch nicht Alles so, wie es stehen sollte!" kurz, es waren das Tage, an welchen mir das Goethe'sche:

„Himmelhoch jauchzend, — zum Tode betrübt"

in jähem Wechsel so recht deutlich wurde.

Dabei kannte ich nicht einmal den ganzen Inhalt der Napoleonischen Depesche, und wie sollte ich zu ihrer Kennt-

niß gelangen, da noch Niemand, außer den vertrauten Räthen des Königs, davon wußte. Als ich einige Stunden später und vor der Abfahrt des Königs nach Pardubitz noch einmal ins Schloß kam, war freilich die Nachricht schon allgemein verbreitet und hatte eine üble Wirkung hervorgebracht, denn es wurden sofort die ungeheuersten Kombinationen daran geknüpft. Ueberhaupt habe ich das Königliche Hauptquartier, so weit man mir ein vertrauliches Wort gönnte, außerordentlich empfänglich für deprimirende Eindrücke gefunden, während glückliche Nachrichten ziemlich kühl ließen. In der großen Mehrzahl habe ich nur von unglücklichen Chancen, manchmal mit Uebertreibung, selten mit Zuversicht von glücklichen Chancen sprechen hören. So wollte z. B. in Horitz Niemand das Vorgehen nach Pardubitz für eine Glück bedeutende Antwort auf die Napoleonische Einmischung halten, sondern knüpfte daran nur die schwersten Besorgnisse für den Rhein.

Ich blieb den Tag und die Nacht noch in Horitz, weil ich von hier aus Telegramme und Berichte direkt nach Berlin schicken konnte, während die Feld-Telegraphen und Feld-Postbeamten mir für den Abend und die Nacht noch keine gesicherte Beförderung von Pardubitz versprechen konnten. Als ich dies am Nachmittage im Telegraphen-Büreau erfuhr, kam mir die Idee, ob ich bei dieser Gelegenheit nicht die verhängnißvolle Depesche aus Paris in ihrem ganzen Inhalte erfahren könnte. Die gestern hier beschäftigt gewesenen Telegraphen-Beamten waren bereits mit dem Hauptquartier nach Pardubitz abgegangen und ich den von Gitschin hier neu eingetretenen als eine halboffizielle Person be-

kannt. Ich brachte daher das Gespräch auf jene Depesche und sagte, es wäre ein Zweifel darüber entstanden, ob die Stelle wegen der Abtretung Venetiens „a cédé“ oder „m'a cédé“ lautete. Da der König sie mit nach Pardubitz genommen, so bliebe die Sache zweifelhaft. „Da kann man ja das Original vergleichen,“ meinte der Telegraphen-Beamte, welcher aus meiner Anführung des ganzen Einganges der Depesche schließen mußte, daß ich sie gelesen und amtlich davon Kenntniß haben müsse, und suchte sie unter dem Stoße der gestern eingegangenen Telegramme hervor. Ganz unbefangen konnte ich sie mir abschreiben und als ein gewiß wichtiges Aktenstück zur Zeitgeschichte aufbewahren. Sie lautete:

„Sire! Les succes si prompts et si éclatants de Votre Majesté ont amenés des résultats, qui me forcent à sortir de mon rôle de complète abstention. L'empereur d'Autriche m'annonce, qu'il me cède la Vénétie et qu'il est pret à accepter ma médiation, pour mettre un terme au conflit, qui s'est élevé entre la Prusse, l'Italie et l'Autriche. Je connais trop les sentiments magnanimes de Votre Majesté comme Son affectueuse confiance envers moi, pour ne pas croire, que de Son côté, après avoir élevé si haut l'honneur de Ses armes (oder armées) Elle n'acueille avec satisfaction les efforts, que je suis disposé à faire pour l'aider à rendre à Ses états et à l'Europe, les précieux avantages de la paix. Si Votre Majesté agrée ma proposition, Elle

jugera sans doute convenable, qu'un armistice conclu pour l'Allemagne et pour l'Italie ouvre immédiatement la voie à des négociations.

de Sa Majesté le bon frère Napoléon."

Wie hätte sich wohl ein Zeitungs-Korrespondent den Besitz eines solchen Dokuments in jenem Augenblicke bezahlen lassen? Ich war seelenvergnügt durch den befohlenen Vormarsch nach Pardubitz, also über Königgrätz hinaus auch schon die Antwort des Königs zu kennen. König Wilhelm hatte also keineswegs die sofortige Abschließung eines Waffenstillstandes für convenable gehalten. Es ist eine schwere Versuchung, wenn man so etwas weiß und doch fühlt, es nicht schreiben zu dürfen. Glücklicherweise hat mir mein Pflichtgefühl noch immer über dergleichen Versuchungen fortgeholfen.

Nachdem ich den Abend und wieder die halbe Nacht für meine Berichte verwendet, für welche ja jedes Wort auf die Waageschale gelegt werden mußte, folgte ich am 7. Juli dem Königlichen Hauptquartiere nach Pardubitz und hatte, als nur das Nöthigste wegen eines Unterkommens gefunden war, die Ehre, den König noch nach der Tafel zu sehen und mehrere, noch in Horitz während der Nacht an mich gelangte Telegramme des Wolff'schen Bureaus zu übergeben. Hier erst schien der König die ganze überwältigende Bedeutung des so beispiellos schnell errungenen Sieges erfahren zu haben und auch zu glauben. Sein aller Uebertreibung und enthusiastischer Aufregung abgeneigter Charakter hatte ihn gewiß an

manche Schilderungen der vollständigen Auflösung und Zerfahrenheit der Oesterreichischen Armee nach der Schlacht bei Königgrätz nicht glauben lassen. Auf der Fahrt von Horitz bis Pardubitz hatte er sich aber persönlich überzeugen müssen, was die Preußische Armee geleistet und die Oesterreichische gelitten. — Man konnte bereits übersehen, daß der Feind in Böhmen nicht mehr Stand halten werde; doch schien der König nach seinen Aeußerungen einen determinirten Widerstand in Mähren zu erwarten, weil wenigstens ein Theil der nun frei gewordenen Oesterreichischen Armee in Italien schon in einigen Tagen bei Wien eintreffen konnte. Für entschieden und beendet hielt der König noch nichts und erwähnte heute auch von selbst der französischen Einmischung, aber in einer Weise, als ob er ihr keinen besonderen Einfluß auf den Gang der Dinge beilege. Dagegen vernahm er mit besonderer Genugthuung meine Mittheilungen über die in helle Flammen auflodernde patriotische Begeisterung in der Heimat, über den günstigen Ausfall der Wahlen zum Abgeordnetenhause, sowie über Allerlei, was ich auf der Fahrt von Horitz bis Pardubitz gesehen und erfahren hatte. Ich konnte hier auch schon Berliner und andere Zeitungen überreichen, welche Berichte aus den bisherigen Hauptquartieren enthielten, und bat um Befehle, ob in dieser Art fortgefahren werden dürfe und solle.

Der König klagte hier auch über das verspätete und spärliche Eingehen der Nachrichten von der Armee am Main und sprach zum ersten Male von der Bildung einer II. Reserve-Armee bei Leipzig unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, welcher ebenfalls in dem Hause

wohnte, wo der König sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Auch die eben bei den Truppen eingetroffene neueste Nummer des Feld-Soldatenfreundes durfte ich überreichen. Es war die Nr. 7, mit einigen nichts weniger als ruhigen und beschaulichen Artikeln gegen die Oesterreichische Armee, die ich am nächsten Morgen selbst vorlesen mußte und es am Fenster stehend that, also sehen konnte, wie eben dem Kaiserlich Königlichen Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz, der hier schon zum zweiten Male als Parlamentär in das Königliche Hauptquartier gekommen war, das Frühstück aus der Königlichen Küche in seine Wohnung getragen wurde. Eine vortreffliche Illustration zu meiner Vorlesung! Im Feld-Soldatenfreunde war noch viel von der unglaublichen Siegeszuversicht und dem widerwärtigen Schimpfen der Oesterreichischen Presse gegen Preußen die Rede, und während des Vorlesens wurde einem Oesterreichischen Parlamentär von solchem Range eine Portion Preußischer Kaffee hinüber getragen! Daß er ihm sehr geschmeckt hat, möchte ich fast bezweifeln, denn ganz gegen seine Erwartung ließ ihn der König gar nicht zur Audienz, und er mußte seinen Auftrag an die Generale ausrichten.

Es war ein unangenehmer regnerisch-trüber Tag, dieser 8. Juli in Pardubitz. In keiner der Städte, welche während des ganzen Feldzuges zu Hauptquartieren dienten, machte sich der Kriegszustand so bemerklich wie hier. Ueberfüllt durch Verwundete und immer neu eintreffende Gefangenentransporte, durch die Flucht aller Behörden, keinerlei Obrigkeit oder Verwaltung, die irgend etwas hätte regeln können, daher Exzesse der bedauerlichsten Art; Mangel an absolut allen

Lebensbedürfnissen und determinirt übler Wille bei der Einwohnerschaft: das Alles entsprach der äußerlich trüben Färbung des Tages. Aber auch innerlich mag manche Unruhe und Besorgniß das Hauptquartier bewegt haben. Man wußte, welche Antworten nach Paris und Wien gegangen waren, aber welche Erwiederungen von dort oder aus Florenz kommen würden, das wußte man nicht. In den letzten Tagen hatte Alles wie das nahe Ende einer glücklichen Campagne ausgesehen; heute sah Alles wie der Anfang eines langwierigen, vielleicht resultatlosen Krieges aus. Auch meine persönlichen Erlebnisse in Pardubitz trugen nicht dazu bei, die trübe Stimmung des Tages zu verscheuchen; und ich athmete erleichtert auf, als am Abende der Befehl bekannt wurde, daß morgen das Hauptquartier nach Hohenmauth, abermals 4 Meilen weiter vor gegen Mähren, verlegt werden solle.

Dahin ging es denn am 9. über Hostiewitz, während ich den Umweg über Chrudim machte, weil die Stadt, aus welcher so viele, für die Brandenburgische Geschichte merkwürdige Urkunden aus der Lützelburgischen Zeit datirt sind, mich interessirte; doch kam ich ziemlich gleichzeitig mit dem Hauptquartier in Hohenmauth an. Hier hatte ich keine Gelegenheit, den König zu sehen, weil Telegramme und Zeitungen mich nicht erreichten, und ich also keine Veranlassung hatte, mich melden zu lassen. Dagegen mußte ich andere Karten aus dem mitgenommenen Vorrathe heraussuchen, da wohl Niemand im Beginn der Campagne vermuthet hatte, daß in wenigen Tagen die vom Generalstabe ausgegebenen

Karten nicht mehr ausreichen würden. In Zwittau dagegen, am 10. und 11., konnte ich mehrmals über eingegangene Nachrichten berichten und fand den König so ruhig und klar, wie auf Babelsberg im tiefsten Frieden, obgleich das diplomatische Getriebe hier der militärischen Thätigkeit den Rang abzulaufen begann, denn der Französische Gesandte Benedetti traf mit einem Attaché in Zwittau ein; gleichzeitig freilich auch die Nachricht von der Besetzung der Hauptstadt Prag durch eine Division Garde-Landwehr, so daß also ganz Böhmen, bis auf die drei Festungen Josephstadt, Königgrätz und Theresienstadt, welche indessen auf die weitere Kriegführung keinen Einfluß ausüben konnten, in Preußischer Gewalt war.

– – –

Hier in Zwittau fand ich den König am Morgen des 11. beschäftigt, aus den auf der Post mit Beschlag belegten „Wiener Zeitungen“ vom 6. und 8. Juli die Verluste der Oesterreichischen Armee in der Zeit bis nach der Schlacht von Königgrätz zu berechnen. Aus beiden Nummern jenes offiziellen Blattes hatte der König mit Bleistift die gefundenen Zahlen an Generalen und Stabsoffizieren an den Rand geschrieben (8 Generale und 49 Stabsoffiziere, unter welchen 19 Obersten) und schien darin einen Trost für die schweren, aber doch nicht so starken Verluste in seiner eigenen Armee zu finden. Diese gingen ihm sehr zu Herzen, da er ja viele Offiziere seiner Armee persönlich kannte und das Vorwärtsschreiten jedes Einzelnen mit dem größten Interesse verfolgte. Die betreffenden Nummern der Wiener Zeitung mit den

eigenhändigen Randbemerkungen und Berechnungen des Königs liegen bei meinen Papieren.

Das Merkwürdigste in den verschiedenen Hauptquartieren bis zur Rückkehr nach Berlin war für mich die außerordentliche Ruhe, ja fast klösterliche Stille, welche überall in der unmittelbaren Nähe des Königs herrschte. Bei den geringen persönlichen Bedürfnissen des Königs war Alles schnell bei der Ankunft ausgepackt und eingerichtet, und dann ging Alles seinen geordneten Gang wie bei einem Manöver oder einer Inspektionsreise. Die Tafel war schnell abgemacht und war so einfach wie möglich. Nur einfache Tischweine wurden servirt, Champagner gar nicht. Auch die ungewöhnlichsten Vorgänge und Nachrichten änderten an diesem anscheinenden Stillleben nichts. Kam Etwas vor oder ging eine Nachricht ein, so wurden die betreffenden Personen gerufen, erhielten ihre Befehle und gingen eben so geräuschlos an die Ausführung derselben, wie sie gerufen worden waren. Es mußte das Jedem auffallen, der die gewöhnliche Vorstellung von dem Lärmen und dem bewegten Leben eines Hauptquartiers mitgebracht.

Schon in Berlin hatte mir der König vor der definitiven Entscheidung für den Krieg einmal gesagt, daß er nicht mehr so viel zu thun habe, wie sonst. Die Behörden schickten nicht mehr so viele Berichte und selbst die Immediat-Eingaben von Privaten hätten sich vermindert: „Wahrscheinlich glauben die Leute, ich habe jetzt durch die Kriegsvorbereitungen zu viel zu thun und wollen mich nicht belästigen. Das ist aber

nicht der Fall; gerade im Gegentheil!" — So schien es auch während des Feldzuges zu sein.

Am 12., nachdem ich mir Morgens beim Kaffee noch einmal Befehle vom Könige geholt, fuhr ich voraus nach dem letzten Hauptquartier vor Brünn, dem Schlosse Czernahora, wohin schon vor mir der ganze Wagentrain abgegangen war. Mittags in Brüsau angekommen, fand ich dort die sämmtlichen Königlichen Gepäckwagen halten und Alles in größter Bestürzung, denn die Einwohner hatten erzählt, daß in nächster Umgebung noch Oesterreichische Ulanen gesehen worden wären, die gestern unmittelbar vor der Stadt ein Gefecht mit Preußischen Truppen gehabt. Ich glaubte nicht daran, da ich ja am Morgen vom Könige selbst gehört hatte, daß eine Preußische Division bereits über Czernahora hinaus gegen Brünn in Marsch sei. Da kam aber eine Botschaft aus Zwittau, daß der König nicht, wie vorher bestimmt, um 10, sondern erst gegen 12 Uhr von dort abfahren werde. Das machte mich doch bedenklich und ich blieb in Brüsau, bis die Nachricht kam, die Equipagen könnten unbesorgt weiter fahren, da das Terrain bis Czernahora vollständig aufgeklärt sei. Dort angekommen, war ich bereits im Schlosse, als der König gegen Abend eintraf. Im Wagen des Grafen Bismarck saß der Französische Gesandte Benedetti und im Wagen des Geheimen Legationsrathes Abeken der Attaché desselben. Die diplomatische Aktion war also im vollen Gange.

Hier im Schlosse des Grafen Fries war ich zufällig Zeuge eines Charakterzuges des Königs, der mich überraschte und ergriff. Eben hatte ich die eingegangenen Telegramme abgegeben und wollte über den Treppenflur das Schloß verlassen, als der König aus seinem Zimmer kam und von seiner Umgebung an eine Thür geführt wurde, die er öffnete, einen Blick hineinwarf, dann die Thür wieder schloß und stillschweigend wartete, bis sie wieder von innen geöffnet wurde, was wohl 10 Minuten dauerte. Das befremdete mich und ich erkundigte mich, was dieses Warten bedeute? So hörte ich denn, daß viele verwundete Oesterreichische Offiziere hier im Schlosse gelegen hätten, die man bei Annäherung der Preußen weiter nach Süden transportirt. Nur einer, ein Offizier vom 37. Infanterie-Regiment, ein Verwandter der gräflichen Familie, hatte, seiner schweren Wunden wegen, nicht transportirt werden können und befand sich in jenem Zimmer. Kaum angekommen, hatte der König davon erfahren und wollte ihn besuchen, um ihn auf seinem Schmerzenslager zu trösten. Ein Blick durch die geöffnete Thür hatte ihm aber gezeigt, daß er bei dem Zustande des Zimmers den Leidenden wahrscheinlich in Verlegenheit setzen würde, denn Leute waren eben beschäftigt, dasselbe aufzuräumen und zu reinigen. Wenn man nun weiß, wie selten es von einem Könige verlangt wird, zu warten, wie alle Thüren vor ihm auffliegen, wie Alles schon bereit ist, wenn er erscheint, so gewinnt dieses geduldige Warten vor der Thür eines feindlichen Offiziers erst seine rechte Bedeutung, wenigstens gewann es diese Bedeutung für mich! König

Wilhelm hatte bei solchen Vorgängen eine merkwürdige Geduld und ließ Jedermann Zeit zu seinem Geschäft und seiner Obliegenheit. Am Abende war der König hier in Czernahora übrigens sehr froh gestimmt, da die Nachricht eingegangen war, daß auch das wichtige Brünn von der 6. Division ohne Blutvergießen besetzt worden sei.

Am 13. Mittags in Brünn angekommen, war ich Zeuge der Anrede, welche der Bürgermeister Giskra beim Eingange in die Stadt an den König hielt und schrieb die Antwort des Königs auf, legte dann im Palais Lazanski dem Könige die Fassung vor, verschaffte mir auch die Anrede des Bürgermeisters und erhielt die Erlaubniß, Beides dem Staats-Anzeiger zugehen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit sagte der König:

„In denselben Zimmern dieses Palais habe ich auch bei der letzten Bundesinspektion gewohnt und damals wahrlich nicht gedacht, daß ich als Feind diese Räume wieder betreten würde!"

Gern hätte ich gesagt: „aber auch als Sieger!" verschluckte es jedoch, weil der König selbst die Wahrheit nicht gern hört, wenn sie ihn rühmt.

Hier in Brünn häufte sich der Stoff für meine verschiedenen Berichterstattungen nun dergestalt, daß ich bis zur Erschöpfung arbeiten mußte. Fortdauernd durchmarschirende Truppen, Nachrichten von allen Seiten, die doch erst gesichtet werden mußten, ehe man sie in die Heimat senden durfte,

der Lärm und die Bewegung einer großen Stadt mit 50,000 Mann Einquartierung: das Alles ließ fast nicht zur Ruhe kommen. Da hier viele süddeutsche Zeitungen vorgefunden wurden, so gewann man jetzt erst einen vollen Ueberblick über die Vorgänge und Stimmungen der gegen Preußen auch im Südwesten Deutschlands feindlichen Länder. Namentlich ärgerte ich mich über einige entsetzlich großmäulige Bayerische Artikel, die noch immer von einem baldigen „Niederschmettern der räuberischen Preußen," — von einer „Züchtigung frecher Berliner Gelüste" sprachen, und konnte mir das Vergnügen nicht versagen, den Wortführern dort einen kleinen, vielleicht heilsamen Schrecken einzujagen. Da die Berichte aus dem Hauptquartier im Staats-Anzeiger eine bestimmte Glaubwürdigkeit hatten, die sie auch in der That verdienten, denn ich schrieb sie mit äußerster Vorsicht, so konnte es nicht fehlen, daß man auch in Feindesland aufmerksam auf dieselben war. Ich machte mir daher den Spaß, in einem vom 14. datirten Berichte anzudeuten, daß die Elb-Armee nicht über Iglau und Znaym mit der Richtung auf Wien, sondern von Znaym über Linz nach München marschiren werde, obgleich ich ganz genau wußte, daß sich alle drei Armeeen nach dem Marchfelde hin konzentriren sollten. Ich sandte den Bericht aber doch nicht eher ab, als bis ich dem Könige denselben am nächsten Morgen vorgelesen und mir die Gestattung dieses Scherzes erbeten hatte. Der König lächelte über den Einfall, erlaubte aber, daß er gedruckt wurde. Wenn nach Jahren Jemand aus Allem dann vorhandenen Material eine Geschichte des Feldzuges schreibt und

sehr begreiflich den offiziellen und semioffiziellen Quellen die größere Zuverlässigkeit zutraut, so wird man sich vielleicht bewundernd den Kopf zerbrechen über den tiefen strategischen Plan der Preußischen Feldherren, die im Augenblicke des allgemeinen Vormarsches gegen Wien noch an eine Diversion gegen München denken konnten.

Der König war hier in Brünn besonders unzufrieden über das langsame Eintreffen der Nachrichten vom Kriegsschauplatze am Main. Man wußte mehr aus Florenz, Paris, London und Petersburg, als aus Aschaffenburg und Frankfurt; wurde dann aber freilich durch den Inhalt der Nachrichten für das lange und schon ungewohnt gewordene Warten entschädigt.

Ich war schon am frühen Morgen auf dem Bahnhofe in dem dort etablirten Feldpostbüreau gewesen, um nach Briefen zu fragen, und hatte mit dem Zuge aus dem Norden eine Freischärlergestalt in malerischem Kostüm, mit Revolvern im Gürtel und sonst allem „Volksthümlichen" Zubehör, aussteigen sehen und sich nach der Kommandantur erkundigen hören. Man sah diese, mitten unter Preußischen Uniformen seltsame Gestalt verwundert an, und endlich konnte mir einer der Mitgekommenen Aufschluß über dieselbe geben. Es war ein Graf von der Recke-Volmarstein, der in Berlin ein Freikorps, eine Art von „Berliner-Zuaven", errichten wollte, auf Schwierigkeiten gestoßen war, und jetzt vom Könige selbst die Vollmacht zur Formation eines solchen Korps erbitten wollte. So konnte ich dem Könige schon früh beim Kaffee von der wahrscheinlich bald bevorstehenden Erscheinung

erzählen. Der König schien bereits allerlei Unerfreuliches von dieser in Berlin beabsichtigten Formation eines Volontairkorps neben der Armee gehört zu haben, und war offenbar nicht geneigt, dergleichen zu gestatten. Er sprach seine Verwunderung darüber aus, wo Graf von der Recke-Volmarstein denn die Leute für ein solches Korps hernehmen wolle, und betonte bei dieser Gelegenheit, anscheinend mit besonderer Genugthuung, daß ein charakteristisches Zeichen dieses ganzen Krieges und der Vorbereitungen dazu die gänzliche Abwesenheit aller Freiwilligkeit, aller Begeisterung und aller abnormen Formationen sei. Weder Turner-, Schützen-, noch Handwerker-Bildungsvereine oder Sänger hätten sich zu Freischaaren zusammengethan; im Gegentheil Petitionen um Erhaltung des Friedens unterschrieben. Es wäre aber das Verdienst der Preußischen Heeresorganisation, daß jeder Freiwilligkeit und jedem anerkennenswerthen guten Willen schon im Voraus der richtige Platz im Heere angewiesen und vorbereitet sei. Darum könnten auch gar keine waffenfähigen und brauchbaren Leute für eine solche Berliner Legion übrig sein. Gerade in der unleugbaren Erscheinung, daß das Gefühl der Pflicht in ganz Preußen schon so fest gewurzelt sei, daß trotz allgemeiner Unlust ein solches Heer sich ohne allen Lärm, Gesänge, Gedichte und Reden habe herstellen lassen, beruhe die Kraft des Staates. Kein Strohfeuer eines augenblicklichen guten Willens, sondern Pflicht, Ausdauer und Zucht; und alles Dies habe sich gerade in diesem Kriege bewährt, der wohl auch ohne Turner und Schützen, Freischaaren und Berliner Zuaven, zu Ende geführt werden würde.

Es waren dies natürlich nicht die Worte, aber die volle Meinung der Königlichen Aeußerungen, die der König auch von diesem Standpunkte in der Presse besprochen haben wollte und mir den Auftrag dazu gab. Das ist denn auch geschehen, und zwar zunächst in Nr. 11 des Feld-Soldatenfreundes. (Seite 11.) In der That war seit den großen Kriegen neben Napoleon I. kein Krieg in Europa geführt worden, der nicht besondere, sogenannte „Zeitgemäße" Formationen neben oder selbst in Verbindung mit dem Heere, hervorgerufen hätte. Auch Oesterreich und Italien hatten 1866 dergleichen Bildungen; Preußen nicht! — und der König hatte gewiß Recht, dies ein besonders charakteristisches Zeichen dieses Krieges zu nennen.

Hier in Brünn war der König herzlich ergriffen und gerührt über die wirklich unbeschreibliche Liebe und Ehrfurcht, mit welcher die Soldaten an ihm hingen. Beim Einzug der 11. Division hatte er die Truppen an sich vorüber marschiren lassen und erzählte mir am andern Morgen, wie die todtmüden, bestaubten und bei glühender Hitze fast verschmachtenden Soldaten, sich herausgerückt und Paradehaltung angenommen hätten, als sie seiner ansichtig geworden. Das wäre — mehr als Hurrahrufen — der Beweis, welche vortreffliche Zucht und Gesinnung in diesen Truppen stecke, und es habe ihn diese Erscheinung tief gerührt.

In Brünn und Nikolsburg, nach welchem letzteren Städtchen, nur noch 10 Meilen von Wien, das Hauptquartier am 18. verlegt wurde, gestaltete sich das Verhältniß

meiner Berichterstattung und des Empfangens von Befehlen ganz regelmäßig jeden Morgen beim Kaffee. In den kleineren Hauptquartieren, wo nur eine Nacht verweilt wurde, mußte der günstige Augenblick abgepaßt werden, und dieser war meist unmittelbar nach der Ankunft, oder vor der Abreise. Wo aber, wie in Brünn und Nikolsburg, länger verweilt wurde, vermied ich so viel wie möglich anders, als in der Frühe des Morgens, in der Nähe der Königlichen Wohnung gesehen zu werden. — Hatte ich doch Arbeit genug, um meine Zeit so einzutheilen, daß ich mich wirklich nützlich machen konnte. Trotz mancher Erregungen, die namentlich nicht fehlten, als die diplomatischen Verhandlungen in Nikolsburg begannen, fand ich den König immer ruhig und in gleichmäßiger Stimmung. Schon in den ersten Tagen in Nikolsburg, als Waffenruhe eingetreten war, gestaltete sich Alles so regelmäßig, wie im Palais zu Berlin. Die Feldjäger kamen und gingen ununterbrochen und alle Geschäfte wurden ohne jede Hast erledigt. Ich brachte jeden Morgen die vom Wolff'schen Telegraphischen Büreau eingegangenen Depeschen, las von mir geschriebene Berichte für die Zeitungen vor und durfte auch die sämmtlichen Artikel für den Feld-Soldatenfreund vorlesen, ehe ich dieselben zum Druck nach Berlin sandte. Ich hatte die besondere Freude, daß diese Artikel ganz unverändert dem Drucke übergeben werden durften, daß also der König gar nichts daran auszusetzen hatte. Ich darf das wohl um so unbefangener niederschreiben, als es nicht mein Verdienst, sondern das der wunderbaren Situation war, unter deren Einfluß sie entstanden.

Hier in Nikolsburg unterstand ich mich, dem Könige zwei Vorschläge zu machen, die beide zwar nicht zurückgewiesen wurden, aber auch weiter keine Beachtung fanden. Freilich machte ich sie unter der damaligen Wahrscheinlichkeit eines siegreichen Einzuges in Wien und fand darin eine Berechtigung für dieselben; sonst würde ich sie überhaupt wohl nicht gewagt haben. Mich hatte nämlich die Art und Weise verletzt, wie die in der Schlacht bei Königgrätz eroberten und in Horitz im Zimmer des Königs abgelieferten Oesterreichischen Fahnen von dort auf die Weiterreise mitgenommen worden waren. Man hatte sie, eilig in alte Leinwand gewickelt, oben auf den Küchenwagen gelegt, weil sie sonst eben hätten zurückbleiben müssen, da keine andere Transportgelegenheit für sie vorhanden und auch Niemand mit ihrer Obhut betraut worden war. So wurden die kostbaren Trophäen von Hauptquartier zu Hauptquartier mitgenommen. Ich meinte nun, daß sie offen und entfaltet von der Infanterie der Königlichen Stabswache getragen werden müßten und knüpfte daran zugleich die Idee, daß die Königs-Flagge, welche auf den Königlichen Schlössern und Schiffen in Preußen weht, wenn der König anwesend ist, in Standartenform von der Kavallerie der Stabswache geführt und überall aufgezogen werden könnte, wo das Hauptquartier sich befände. Auch jetzt noch schäme ich mich beider Vorschläge nicht, obgleich die Aufregung der Zeit Theil an ihrer Entstehung gehabt haben mag. Der König hörte sie ruhig an, fand auch für den letzteren eine Analogie in der, 1820 für das Lehr-Infanterie-Bataillon bewilligten Fahne, äußerte aber nichts mehr darüber, und damit hörte

natürlich meinerseits das Recht zu einer weiteren Begründung der Sache auf.

Am ersten Tage des Aufenthalts in Nikolsburg konnte der König noch nicht an ein Zustandekommen eines Waffenstillstandes geglaubt haben, denn er sprach ausführlich von der Wahrscheinlichkeit einer zweiten großen Schlacht, in welcher die Oesterreicher auf dem Marchfelde ihre zahlreiche Kavallerie vielleicht zu besserer Geltung bringen würden, als dies bei Königgrätz wegen des Terrains hatte geschehen können. Ueberhaupt glaubte der König nicht an die so rasche Beendigung des Krieges und jedenfalls nicht an einen widerstandslosen Einzug in Wien, von dem — im Gegensatze zu ihm — alle Bivouaks voll waren. Geradezu erstaunlich war die Ruhe, welche der König sich inmitten der hier in Nikolsburg beginnenden Friedensverhandlungen bewahrte. Während in den verschiedenen Sphären des Hauptquartiers, bei den verschiedenen Gesandten und Bevollmächtigten Alles in Unruhe durcheinanderwirbelte, Projekte, Nachrichten und Konjekturen sich jagten, und namentlich durch den Siegesjubel aus der Heimat sich auch schon ein gewisser Uebermuth zeigte, blieb der König anscheinend ohne alle Erregung, immer das Ganze im Auge behaltend, aber sich nicht jedem Eindruck hingebend, obgleich Günstiges wie Ungünstiges ihn doch am tiefsten berühren mußte. Das wird Jeder bestätigen müssen, der in dieser gewaltigen Zeit in seine Nähe kam. Einige Tage war der König übrigens unwohl, eine gewöhnliche grippenartige Affektion, von der wohl nur wenige Personen etwas erfahren haben mögen. —

Leider konnte ich den Triumphzug des Königs zu den um Wien stehenden Truppen nicht mitmachen, da ein für so schnelle Bewegung geeignetes Fuhrwerk nicht zu erlangen war, und fuhr daher über Brünn nach Prag zurück, wo ich den König erwartete, um mich von dort aus der Rückkehr nach Berlin auf der Eisenbahn anzuschließen.

Ich kann diese Erinnerung an Böhmen mit einer Aeußerung des Königs schließen, die seinen Charakter besser, als bei mancher anderen, ungleich wichtigeren Veranlassung, erkennen läßt. In Prag bat mich der Direktor des dortigen Theaters, Wirsing, der früher in Preußen Theaterdirektionen geführt hatte und mir als ein achtungswerther Mann bekannt war, seine Bühne dem Könige zu empfehlen und wo möglich zu bewirken, daß Seine Majestät die zur Feier seiner Anwesenheit arrangirte Festvorstellung besuche. Da ich gehört, daß er den Preußischen Soldaten der Garnison seit deren Einmarsch täglich mehrere Hundert Freibillets gegeben, so glaubte ich, meine Verwendung zusagen zu können, erzählte dem Könige davon, rühmte das Benehmen des Direktors und meinte, das Erscheinen des Königs in dem Theater einer feindlichen Hauptstadt würde auch sonst einen guten Eindruck machen. Der König sah mich ernst an und schüttelte den Kopf, als wolle er sagen: Ich muß mich wundern, daß Sie mir vom Theater sprechen, das fällt Ihnen doch sonst nicht ein; dann aber antwortete er:

„Wer so viele seiner braven Soldaten todt und verwundet gesehen wie ich, der kann in kein Theater gehen!"

Damit war ich beschieden und recht empfindlich zurecht

gewiesen. Mir war in jener Zeit auch nicht wie nach Theaterbesuch zu Muthe, aber ich war dem Theater schon seit achtzehn Jahren nicht nur entwöhnt, sondern sogar entfremdet; dem Könige aber war das Theater, wie seinem Vater, eine liebgewordene Gewohnheit und Erholung, und seit dem Beginn des Feldzuges keine Gelegenheit dazu gewesen; deshalb ist diese Aeußerung um so charakteristischer.

Der Jubel, welcher den König auf der Fahrt nach Berlin in Preußen empfing, war unbeschreiblich. Man muß diese Zeit und in dieser Umgebung mit durchlebt haben, um sich einen Begriff davon machen zu können. In Görlitz waren die Massen in einem wahren Taumel; aber auch hier bewies der König, daß er keinen Augenblick das von ihm als Pflicht Erkannte vergaß. Trotzdem die Zeit für das Diner knapp zugemessen war, weil jedenfalls Berlin vor Mitternacht erreicht werden sollte und auf allen Stationen Tausende die Ankunft des siegreich zurückkehrenden Königs erwarteten, brach sich der König doch die Zeit vom Mittagessen ab, um noch die Lazarethe in der Stadt zu besuchen und den Leidenden Trost zuzusprechen. Wer Kriegslazarethe besucht hat, weiß, was das sagen will, und besonders, so prosaisch das auch klingt, unmittelbar nach einem festlichen Diner und nur von Jubel umringt.

Welcher Unterschied: die Rückkehr nach Berlin und der Abschied vor kaum fünf Wochen! Was hatte sich in diesem

kurzen Zeitraum begeben und was stand noch bevor! Noch lange nach der Rückkehr schreckte ich oft aus dem Schlafe und fragte mich: War denn das Alles kein Traum? Hast Du denn das Alles mit durchlebt, selbst gesehen und mitgeholfen, so weit Deine Kraft reichte? Hast Du Deinen Königlichen Herrn diese Genugthuung, diese Freude, nein, diese Gerechtigkeit, erleben sehen und selbst im Alter noch mit erlebt? —

Der nächste Sonnabend begann so, wie er seit Jahren gewesen; ich fand mich früh 7 Uhr im Palais ein, erwartete in der Bibliothek Befehle, und Alles war wieder im alten Geleise, als ob garnichts vorgefallen wäre. Vom kaum beendeten Feldzuge sprach der König nie, wenn nicht Etwas unmittelbar darauf hinführte. Gleich Anfangs war es natürlich mein Sinnen, nun das Album des Königs mit Aquarellen aus der so glorreich durchlebten Zeit zu vermehren. Damit stieß ich aber auf unerwartete Schwierigkeiten, denn als ich vorschlug, das Zimmer im Schlosse zu Nikolsburg, in welchem die Friedensunterhandlungen stattgefunden hatten, malen zu lassen, oder den Moment, wo einige der eroberten Fahnen zu Horitz in das Zimmer des Königs gebracht wurden, erhielt ich zur Antwort:

„Nein! Ich will nichts in meinem Album haben, was später einmal wie eine Demüthigung des Feindes gedeutet werden könnte!“

Damit waren mir nun freilich eine Menge der dankbarsten Stoffe genommen, und ich mußte mich darauf beschränken, nur solche Momente entwerfen zu lassen, die dem großen Ganzen des Heeres zur Ehre gereichten, wenn auch

gerade für dieses Album der König immer der Mittelpunkt bleiben mußte.

In Prag noch hatte mir der König gesagt, daß er bei der Heerschau am 2. August zwischen Austerlitz und Wischau mit gezogenem Degen die Truppen bei den kommandirenden Generalen vorübergeführt und dabei ausgerufen habe:

„Der König seinen kommandirenden Generalen!"

In meinem, noch von dort datirtem Berichte hatte ich dem Staatsanzeiger diese allerdings in der Geschichte der Preußischen Armee beispiellose Auszeichnung mitgetheilt, der Redakteur dieselbe aber gestrichen, weil er sie wohl für eine Exagération meinerseits gehalten haben mochte. Als ich bei Vorlage meiner letzten Berichte, welche erst gedruckt erscheinen konnten, nachdem der König schon in Berlin eingetroffen war, auf diese Auslassung und deren Veranlassung aufmerksam machte, befahl der König, daß der Staatsanzeiger einen Nachtrag bringen solle, der die ganze Bedeutung dieses Königlichen Dankes hervorhebe, was denn auch in der Nummer vom 21. August geschah.

Am 25. August hatte der König besonders lange und freundlich mit mir gesprochen, — ich hatte kurz vorher einen vollständigen Bericht über die Herstellung und Wirksamkeit des „Feld-Soldatenfreundes", über die in einem besonderen Hefte vereinigten „Berichte aus dem Hauptquartier im Staatsanzeiger" und sonst dahin Gehöriges abgestattet, — als er mich noch einmal aus der Bibliothek herein rief und mir mit bewegter Stimme sagte:

„Ich habe noch einen Auftrag für Sie, den ich schon seit meiner Rückkehr mit mir herum trage, für den ich aber nicht die rechte Form finden konnte. Es ist mir unter all' dem Jubel und der Anerkennung ungemein peinlich, sowohl für die verwittwete Königin als für das Andenken meines hochseligen Bruders, daß in der jetzigen Zeit so garnicht daran gedacht wird, wie mein Bruder das Alles auch schon gewollt und erstrebt hat, was gegenwärtig errungen worden ist. Wäre die rohe Hand des Aufruhrs nicht dazwischen gefahren, so wäre mir vielleicht wenig zu thun übrig geblieben. Das müssen Sie den Leuten sagen, gerade jetzt sagen, damit sie nicht vergessen, was sie meinem Bruder schuldig sind. Schreiben Sie einen Artikel darüber in einer Zeitung, die keinen ausgesprochenen Parteistandpunkt hat, legen Sie mir aber erst vor, was Sie geschrieben haben."

Selten ist mir eine Arbeit so schwer geworden wie diese! Was wird das Publikum dazu sagen, daß im Augenblicke der allgemeinen Begeisterung für den König Wilhelm auf solche Weise das Verdienst des hochseligen Königs hervorgehoben wird? Ich durfte ja doch nicht sagen, aus welcher Quelle der Artikel stammte! Mußte die Zeitung, welche ihn brachte, nicht in den Verdacht einer vom Zaun gebrochenen Opposition gegen die Person des Königs Wilhelm kommen? Ich war nicht allein tief ergriffen von dieser Denkungsart des Königs, sondern auch betroffen über die Aufgabe, deren Schwierigkeit ich sofort fühlte, und Beides war die Veranlassung, daß ich kein Wort erwiderte, sondern mich nur verbeugte. — Natürlich machte ich mich sofort an die Arbeit, durfte das Nieder-

geschriebene vorlesen und hatte die Freude, ganz den Gedanken des Königs ausgesprochen zu haben. Die Spenersche Zeitung vom 2. September, Nr. 203, enthielt den Artikel: „Dem Königlichen Bruder“ an leitender Stelle. Wie ich vorausgesehen, zog er ihr von den Konservativen den Vorwurf der Unschicklichkeit zu, weil man darin die Absicht erkennen wollte, die Verdienste des Königs Wilhelm herabzusetzen. Auf meine eigene Hand nahm ich dann das Thema noch einmal in Nr. 225 der Neuen Preußischen Zeitung als Leitartikel unter dem Titel: „Zum Gedächtniß“ auf, aber auch diesen nur mit Genehmigung des eigentlichen Autors, dem ja jeder Gedanke desselben gehörte.

Um diese Zeit wurde die eigenthümliche und bis jetzt wenigstens unerhörte Maßregel des Kaisers von Oesterreich bekannt, die Namen derjenigen Kaiserlichen Regimenter, welche Mitglieder des Preußischen Königshauses oder deutsche Fürsten, die während des letzten Feldzuges mit Preußen verbündet waren, zu Inhabern hatten, zu streichen. Ich war so empört über diesen, nach den Begriffen der Courtoisie, garnicht zu qualifizirenden Akt, daß ich entschlossen war, Seiner Apostolischen Majestät seinen Orden der eisernen Krone zurückzuschicken und auf die Ehre eines Ritters dieses Ordens in Oesterreich zu verzichten. Mein Brief war schon fertig und allerdings nicht besonders höflich ausgefallen, als mir noch zur rechten Zeit einfiel, daß ich einen so eklatanten Schritt ohne Vorwissen und Genehmigung meines Landesherrn wohl nicht thun dürfe. Der König selbst hatte weder durch Wort noch

durch That auf jene Handlung erwidert, vielmehr den ganzen Vorgang garnicht beachtet, so war es möglicherweise unschicklich, wenn ich empfindlicher sein wollte, als der Souverän selbst. Ich unterstand mich also, den König um Erlaubniß zur Rücksendung des Ordens zu bitten, erhielt aber die Weisung, dergleichen Demonstrationen zu unterlassen. Ein Einzelner dürfe sich in dieser Art nicht vordrängen, und eine allgemeine Abdankung aller Ritter Oesterreichischer Orden in Preußen möchte schwer zu erreichen sein. Ganz konnte ich aber meinen Aerger über diesen unglaublichen Vorgang nicht unterdrücken und schrieb in Nr. 248 der Neuen Preußischen Zeitung unter dem Titel: „Mahnungen und Warnungen" einen Leitartikel gegen diese Handlung des Kaisers von Oesterreich, der in Wien, wie ich später hörte, sehr viel empfindlicher berührte, als der Rücktritt eines Eisernen Kronen-Ritters in Preußen vermocht hätte.

Am Einzugstage der siegreichen Truppen in Berlin gab mir der König des Morgens früh selbst das Band des Erinnerungskreuzes von 1866 für Nichtkombattanten, und vielleicht war dies — die frühe Morgenstunde läßt das wenigstens vermuthen — das erste Nichtkombattanten-Band, welches überhaupt ausgetheilt wurde. Mit welchem Stolze ich es angelegt, kann wohl nur Der nachfühlen, der jene wunderbare Zeit mit durchlebt hat, und meinen früheren Stand dabei bedenkt, in welchem ich wahrlich keine Aussicht gehabt, eine Kriegs-Denkmünze zu tragen und das Band dazu aus der Hand der Kriegsherrn selbst zu empfangen! —

Bald nach dem Einzugstage kam der Buchhändler Schweigger zu mir und bat dringend um Rath für die von ihm beabsichtigte Herausgabe einer populären Biographie des Königs, für welche er — und wohl mit Recht — ein großes Publikum voraussetzte. Ich sollte ihm einen Schriftsteller empfehlen, diesem aber auch das Material für seine Arbeit liefern, überhaupt die Idee fördern. Bald kam es denn auch heraus, daß er eigentlich ein solches Buch von mir geschrieben haben wollte, und der Gedanke sprach mich ungemein an, obgleich ich mir die Schwierigkeiten, gerade in meiner Stellung, nicht verhehlte. Ueber die Schicklichkeit des Schrittes konnte nur der König entscheiden, ja, die Ausführung war überhaupt nur möglich, wenn der König selbst die Korrekturen las, wegstrich oder einfügte, und dadurch das Gesagte für richtig erkannte. Da wagte ich auch diese Bitte, welche in gewohnter Freundlichkeit gewährt wurde.

So entstand das kleine Buch: „König Wilhelm 1866.“ In vierzehn Tagen war es geschrieben und in kaum längerer Zeit gedruckt. Die mit den eigenhändigen Korrekturen des Königs versehenen Aushängebogen zeigen einige sehr interessante Aenderungen: z. B. (Seite 3) über das entscheidende Regierungs-Programm vom 9. November 1858, von dessen Inhalt Niemand bis zum Augenblick des Vorlesens im Conseil etwas gewußt hatte; — daß er seine Königlichen Botschaften und wichtigen Staatsschriften ihren Anfertigern nie ohne die erheblichsten Aenderungen zurückgab; — daß er (Seite 31) seine Unterredung mit dem Kaiser Franz Joseph über den beabsichtigten Fürstentag in Frankfurt selbst niedergeschrieben; —

daß er (Seite 72) nie daran gedacht, einem deutschen Fürsten seine Souveränität zu nehmen, wohl aber im Interesse des Ganzen zu beschränken. — Andere Aenderungen bezogen sich nur auf Daten und Ausdrucksweise. Im Ganzen geht aus diesen Korrekturbogen hervor, daß ich richtig beobachtet und wahr geschildert hatte.

Das kleine Buch fand eine sehr beifällige Aufnahme und wurde von der Tagespresse ungemein günstig beurtheilt. Daß ich sehr viel mehr hätte erzählen können, geht wohl aus diesen Aufzeichnungen hervor; aber

„Das Beste, was Du wissen kannst,
Darfst Du den Buben doch nicht sagen, —"

und hätte ich das gethan, so wäre meine Person mit ins Spiel gekommen, was ich stets zu vermeiden gesucht habe. — In Beziehung darauf, Folgendes:

Am 11. November, dem Tage des allgemeinen Friedens- und Dankfestes, erhielt ich in Potsdam das folgende, eigenhändige Billet des Königs:

„„Das Ritterkreuz des Hohenzollern-Ordens dem Königlichen Historiographen auf dem Kriegsschauplatze.
Berlin den 11. November 1866. Wilhelm.
NB. am weiß-schwarzen Bande.""

Nicht allein die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, sondern die besondere Auszeichnung, daß dieses Kreuz am Kriegsbande getragen werden solle, dann aber die — wenn auch geheim gebliebene — Titulatur „Königlicher Historiograph auf dem Kriegsschauplatze", machte mich außerordentlich glücklich. Keine Ordensverleihung hat mich so erfreut, als

diese, um so mehr, als nun die vom Könige Friedrich Wilhelm IV. ausgestellte Urkunde in Wirksamkeit trat, nach welcher ich berechtigt war, das silberne Ehrenkreuz desselben Ordens zusammen mit dem Ritterkreuze zu tragen.

Einige Tage nachher sollte diese Verleihung des Ritterkreuzes von Hohenzollern eine noch erhöhte Bedeutung für mich erhalten, da in den Zeitungen vom 15. November die folgende Notiz erschien:

> „Seine Majestät der König hat am 11. früh noch vor Beginn des Fest-Gottesdienstes, mittelst sehr gnädigen Handschreibens: dem Wirklichen Geheimen Rathe von Savigny das Groß-Komthurkreuz des Hohenzollern'schen Hausordens, und dem Wirklichen Geheimen Rathe von Thile den Rothen Adlerorden erster Klasse zu verleihen und zu übersenden geruht. Bekanntlich waren dem Herrn von Savigny die Leitung der verschiedenen Friedensverhandlungen mit den deutschen Staaten, dem Wirklichen Geheimen Rathe von Thile aber, seit Abwesenheit des Minister-Präsidenten, die auswärtigen Angelegenheiten anvertraut, und Seine Majestät hat daher dem Zusammenwirken Beider an dem bedeutungsvollen Tage, an welchem in ganz Preußen die Friedensfeier begangen wurde, einen besonderen Beweis öffentlicher Anerkennung zu Theil werden lassen wollen."

Nun hatte der König an mich ebenfalls eigenhändig geschrieben, und mußte dies auch in der Frühe vor dem Kirchgange in Berlin geschehen sein, weil der Königliche Brief

mit dem Ordensetui schon um 1 Uhr Nachmittags in Potsdam in meinen Händen war; so konnte ich wohl besonders stolz auf diese unerwartete Auszeichnung sein, denn der König hatte gleichzeitig mit so hochverdienten Männern auch meiner gedacht.

Es traf sich aber, daß diese Ordensverleihung gerade in die Zeit fiel, wo jenes Büchlein, „König Wilhelm 1866", ebenso viel gelesen als besprochen wurde. Leicht hätte das Publikum glauben können, der Orden sei mir für die Veröffentlichung dieser Schrift verliehen worden und das lag doch dem Könige gewiß sehr fern. Ich wendete mich daher an den Geheimen Rath Peisker mit der Bitte, die öffentliche Bekanntmachung der Verleihung zu verhindern und bat den König schriftlich, dieses Unterlassen der Publikation aus dem angeführten Grunde genehmigen zu wollen, worauf ich durch den Flügel-Adjutanten, Obersten von Steinäcker, am 6. Dezember schriftlich diese Genehmigung erhielt.

Sonst hatte ich durch das kleine Buch noch mancherlei Freude und Genugthuung. An und für sich war es nur ein Baustein zu der großen und vollständigen Biographie des Königs Wilhelm, für welche ich unablässig Material sammle, um einst noch über das Grab hinaus dem vortrefflichen Fürsten meine Dankbarkeit beweisen zu können. Es frappirte durch seine Wahrheit und Richtigkeit, die allerdings nur dadurch möglich wurde, daß eben der König es vor dem Druck gelesen und verbessert hatte. Auch Staatsmänner höchsten Ranges erkannten das an. Ich hatte meinem Freunde, dem General Jasykoff in Petersburg, ein Exemplar

geschickt und dieser es wahrscheinlich dem Fürsten Gortschakoff, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, mitgetheilt, welcher mir durch Freund Jasykoff die folgenden Zeilen zugehen ließ:

„„Malgré l'état de souffrance, où je suis en ce moment et malgré les occupations pénibles, qui pèsent sur moi, j'ai lu d'un bout à l'autre l'ouvrage de Mr. Schneider sur le Roi Guillaume. Veuillez le remercier pour la jouissance, que cette lecture m'a procurée. De tout temps j'avais eu une admiration sincère pour le grand et noble caractère du Roi et je vois avec une vive satisfaction, qu'une page de cette noble existence sera livrée à l'histoire par une plume aussi fidèle et aussi exacte et qui a été à même d'approcher de si près Sa Majesté.““

Diese Zeilen, an den General Jasykoff gerichtet, überraschten mich umsomehr, als ich nicht die Ehre hatte, persönlich dem Fürsten bekannt zu sein, ja aus mehreren Wahrnehmungen annehmen mußte, daß ich nicht in besonderer Gunst bei ihm stand. Seine berühmt gewordene Note: „la Russie ne boude pas, elle se recueille!“ ist nämlich die direkte Antwort auf meinen Leitartikel der Kreuz-Zeitung in Nr. 198 vom 24. August 1856, überschrieben: „Vergangenheit und Zukunft“, in welchem ich sagte:

„Es erfüllt sich, was wir von der kühlen Zurückhaltung Rußlands gegen Neapel vorausgesagt. Rußland hat bittere Erfahrungen für großmüthig geleistete Hülfe eingetauscht. Daß es schmollt, ist menschlich, natürlich; politisch aber ist es, je länger je weniger

gerechtfertigt! Es läßt geschehen, was Anderen für den Augenblick wohlgefällt. Seine Diplomaten schweigen und die Entscheidung über völkerrechtliche Fragen scheint nur noch allein in den Händen der Dezember-Verbündeten zu liegen."

Das Datum dieses Artikels und das Datum jener Gortschakoff'schen Sensationsnote, noch mehr aber die unzweifelhafte Antwortsform: „la Russie ne boude pas", auf meinen Vorwurf des Schmollens, beweist aber, daß derselbe gefühlt worden und die Antwort an die Adresse meines Artikels gerichtet war. In wiefern ich glaube, daß dieser Vorgang die Veranlassung gewesen ist, mich nicht der bonnes graces des Fürsten zu erfreuen, gehört nicht hierher; genug, daß mich die plötzliche und unerwartete Freundlichkeit jener Zeilen an Jasykoff überraschte, aber auch so erfreute, daß ich dem Könige das Billet vorlegte und die Antwort ad marginem erhielt:

„„Sehr dankbar für diese interessante Mittheilung, die mich erfreut. 21./12. 66. W.""

Natürlich sorgte ich auf demselben Wege dafür, daß der Fürst diese Königliche Anerkennung erfuhr.

Noch muß ich Einiges aus dem Jahre 1866 nachtragen, was ich bisher beim Erzählen einzufügen vergessen habe oder mir erst später zugänglich geworden ist.

Am 28. Oktober, als auf Babelsberg von den üblen Zuständen die Rede war, welche der siegreiche Preußische

Feldzug in Oesterreich zurückgelassen — Zustände, die fast auf einen Zerfall der alten Monarchie hindeuteten — äußerte der König mit sehr ernstem Ausdruck:

„Schon auf meiner ersten Reise nach Wien 1828 empfing ich solche Eindrücke. Oesterreich war schon damals weit hinter uns zurück geblieben. Es stagnirte dort eben Alles. Ich schrieb damals meinem Vater: Oesterreich habe eine unermeßliche Kluft zwischen sich und der Neuzeit gelassen, deren Forderungen wir in Preußen schon 1808 begriffen. Wenn es einst so weit sein wird, diese Kluft mit Einem Satze überspringen zu müssen, so mag es sich in Acht nehmen, daß es nicht hineinfällt."

* * *

Hier folgte in meinem Original-Manuskript die Erzählung von einer Unterhaltung des Königs mit dem Rittmeister a. D. von Arnstedt auf Groß-Kreuz. Bei der von Zeit zu Zeit vorgenommenen Revision hat aber der König dieselbe blau angestrichen, und sie wurde daher in der Abschrift weggelassen. Dies veranlaßte mich — allerdings mehrere Monate später — anzufragen, welche Bewandtniß es mit diesem blauen Strich habe, und ob vielleicht die Sache nicht richtig wiedergegeben sei? Die Antwort war: „Ich erinnere mich des Gespräches recht wohl. Dem Sinne nach habe Ich das allerdings gesagt, aber doch nicht in dieser Fassung. Ich wollte das damals Gesagte selbst niederschreiben, bin aber nicht dazu gekommen!"

* * *

Auch habe ich Ursache, an die Mittheilung der „Provinzial-Correspondenz“ zu glauben, welche in Nr. 167 der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 20. Juli 1866 abgedruckt ist und deshalb hier als Bestätigung eine Stelle finden möge. Es ist eine Aeußerung des Königs gegen den Prinzen Friedrich Carl, als derselbe zur Armee abreiste. Mit Thränen in den Augen soll der König zum Prinzen gesagt haben:

„Ich bin ein alter Mann und bald 70 Jahr, wie soll ich jetzt noch an Krieg denken? Ich will nichts mehr, als meinem Volke den Frieden lassen, wenn ich sterbe. Ich weiß ja auch, daß ich es vor Gott und meinem Gewissen verantworten muß. Ich kann's bezeugen vor Gott, ich habe Alles gethan; gebeten habe ich den Kaiser, gebeten, wie man nur bitten kann; ich will ja zugestehen, was ich mit der Ehre Preußens vereinen kann. Aber sie wollen ja den Krieg; sie wollen es so wieder haben, wie es vor dem siebenjährigen Kriege war; aber das geht nicht, dann ist ja Preußen Nichts mehr. Gott Lob, das Heer ist in gutem Stande; aber ob wir siegen, das liegt in des Herrn Hand. Wenn der Herr nicht hilft, so ist's doch vergeblich! Wir wollen auch nicht übermüthig sein, wenn der Herr uns den Sieg verleiht!“

Gegen Ende des Jahres 1866 erhielt ich, wahrscheinlich in Folge des erwähnten kleinen Buches, von allen Seiten Anträge Aehnliches zu schreiben. In dem Umfange und der Vollständigkeit, die verlangt wurde, schien mir das aber nicht

schicklich und der König würde es auch wohl kaum gestattet haben. Je besser und je vollständiger ich — durch Zufall oder durch die Vergünstigung meiner eigenthümlichen Stellung — von einzelnen Vorgängen unterrichtet war, je mehr fühlte ich, wie gering doch der Ueberblick des Untergeordneten über das Ganze ist; daß mit Kombiniren und Erklärenwollen, ohne positive Kenntniß, doch eigentlich gar nichts erreicht, weil immer das eigene Denken und Fühlen auf die Handlungsweise oder gar auf die Motive Anderer übertragen wird. Nur in Einem Falle machte ich eine Ausnahme, aber auch nicht ohne Vorwissen und Genehmigung des Königs. Die Stuttgarter Illustrirte Zeitung: „Ueber Land und Meer" hatte mich aufgefordert, ihr den Text zu einem Holzschnittbilde: „König Wilhelm von Preußen in seiner Familie" zu schreiben. Es geschah, wurde schriftlich ad marginem vom Könige erlaubt, und so erschien der Artikel in Nr. 17 (1867) des genannten Blattes. Da ich das dazu gehörige Holzschnittbild vorher nicht gesehen hatte, sondern nur Idee und Anordnung desselben mir ungefähr beschrieben worden, so war mein Schreck nicht klein, als ich es fertig gedruckt erhielt, und der König darauf in Civilkleidung dargestellt war, während die Prinzen des Hauses ihn in Uniform umstanden. Ich erinnerte mich sofort an den Rüffel, den ich erhalten hatte, als die „Wehr-Zeitung" einmal gedruckt, daß der Prinz von Preußen bei der Durchreise durch Frankfurt a./M. dem Exerzieren der Truppen in Civilkleidung beigewohnt habe,*)

*) Siehe S. 34.

und wagte es zuerst nicht, dem Könige das Blatt vorzulegen. Als es endlich mit sehr begreiflicher Befangenheit geschah, lächelte der König, daß man in Stuttgart so gar keinen Begriff von dem Kostüm eines Königs von Preußen habe, äußerte aber weder damals noch später ein Wort weiter darüber.

Interessant ist der folgende Auszug aus einem an mich gerichteten Schreiben Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht (Vater) über seine Erlebnisse in der Schlacht bei Königgrätz, insofern das Mitgetheilte den König Wilhelm betrifft:

„„Man muß den König nur bei Königgrätz gesehen haben, wie mir die Gelegenheit dazu wurde, als er bei uns (2. Division des Cavallerie-Corps der 1. Armee, an deren Tête ich ritt) vorüber sprengte. Es war gerade ½ 4 Uhr Nachmittags. Unerachtet er kaum 80 Schritt weit an mir vorüberritt, erkannte er mich doch nicht. Meine innere Stimme rief ihm aber nach: „Wer gäbe nicht gern sein Leben für diesen Herrn!“ Leider war die Begegnung nur eine sehr flüchtige; er ritt „at full pace“, wir in starkem Trabe, einige Zeit fast parallel, so daß er und wir beinahe zu gleicher Zeit die Chaussée von Sadowa nach Königgrätz passirten; dann bog er links in der Richtung auf Chlum ab, während wir die gerade Richtung auf Langenhoff beibehielten. Ich sah dem Könige so lange nach, bis er im Terrain verschwand. Merkwürdig war

der Moment beim Passiren der Chaussée, die mit Gräben eingefaßt ist, deren Wände fast senkrecht abgestochen, circa 4 Fuß tief und von ziemlicher Breite waren; von Durchklettern also keine Rede! Den ersten Graben nahm mein Jagdpferd ganz gut, weil es bergan springen konnte; beim zweiten besann es sich aber und nahm dann das Hinderniß fliegend. Ich drehte mich und dachte: „Herr Gott, wie wird der König da hinüber kommen?“ Er nahm den ersten ganz leicht, bei dem zweiten, breiteren, dessen obere Grasränder spiegelglatt waren, stutzte sein Pferd, nahm die Nase auf die Erde, besah sich Tiefe und Breite, flog dann aber auch glücklich hinüber. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Die instinktmäßige Bedachtsamkeit des Thieres und die Ruhe seines kerzengerade sitzenden Reiters, der ihm volle Freiheit ließ und es auf keine Weise irritirte, erregten meine ganze Bewunderung. Nur ein bewährter Jagdreiter behält in solchen Augenblicken seine Fassung. Denken Sie nur, wenn der König da gestürzt wäre! An Veranlassung dazu hat es wenigstens nicht gefehlt.““

Der bekannte Schlachtenmaler Fritz Schulz, welcher von Beginn der Schlacht an auf dem Schlachtfelde war, erzählte mir Folgendes:

„Als Seine Majestät den Kamm der Höhe zwischen Dub und Sadowa erreichte, dauerte der Geschützkampf schon über eine halbe Stunde, da der erste Schuß aus der Oesterreichischen Batterie vor Lipa, um 7 Uhr 10 Minuten gefallen

war. Als der König auf den Punkt kam, wo ich stand, war es 3/4 8 Uhr. Ich sah ihn zuerst, denn die Aufmerksamkeit der Generale von Horn und von Bose war auf die Bistritzbüsche gerichtet. General von Horn setzte sofort über den Chausseegraben, sprengte an Seine Majestät heran und rief mit lauter Stimme: „Ich beschwöre Eure Majestät, diesen Platz zu verlassen, denn der Feind enfilirt die Chaussee auf das Heftigste.‘ Die Antwort des Königs habe ich nicht verstehen können; sie kann aber nur ablehnend gewesen sein, denn Seine Majestät blieb ruhig halten. Da kam auch die erste Granate, die gefährlichste, welche von dem größten Theile der Herren in der Suite garnicht gesehen werden konnte, da die Artillerie-Munitionskolonne davor stand, und fiel einige Schritte links von der Chaussee, wo sie krepirte. Ich stand direkt in der Linie zwischen der Granate und dem Könige, welcher von mir wiederum kaum 10 Schritt entfernt hielt und sein Pferd parirte. Die Eisenstücke des Geschosses rissen kleine Zweige und Blätter von dem Kirschbaum, unter welchem ich stand, so daß sie umher wirbelten. Zum zweiten Male sauste eine Granate heran; sie nahm die Richtung direkt über den König und den dahinter haltenden Hofmarschall; sie fiel und krepirte hinten. Graf Lehndorff sprengte jetzt vor und rief: ‚Suite, sich zerstreuen!‘ Eine dritte Granate schlug links in eine Eskadron des 6. Ulanen-Regiments, wo sie einige Rotten in Verwirrung brachte. Es kamen noch zwei Geschosse, deren Richtung ich aber nicht genau anzugeben weiß. Von anderer Seite ist mir gesagt worden, es seien sieben Geschosse gewesen; ich habe aber nur fünf gezählt;

und da ich schon eine halbe Stunde lang jene Batterie beobachtet hatte, welche den Auftrag zu haben schien die Chaussee zu enfiliren, so glaube ich mich nicht geirrt zu haben."

Als ich für mein Ordenswerk bei dem Hof-Goldschmied Hossauer Erkundigungen über das Erinnerungskreuz für 1866 einzog, erzählte er mir viel von dem Eifer und der Sorgfalt des Königs, um der Armee dieses Ehrenzeichen bald zukommen zu lassen, was — wie ich mich aus den Akten überzeugt — eben nur durch die geschickte und verständige Thätigkeit Hossauers möglich wurde. Auf nur amtlichem Wege wäre es jedenfalls nicht so rasch, so vollständig und so ökonomisch erreicht worden! Als sich z. B. mehrere Bandfabriken, auch eine in der neuen Provinz Hannover, zur Uebernahme der Lieferung gemeldet hatten, äußerte der König zu Hossauer: „Wenn es möglich ist und der Sache nicht schadet, theilen Sie die Lieferungen. Ich bin für jeden Preußen da! Keiner soll ein Privilegium haben."

Am Tage des Einzuges der siegreich aus dem Felde zurückkehrenden Truppen (20. September), begegnete ich früh Morgens, als ich in das Palais ging, Hossauer, der soeben aus demselben kam. Mit freudiger und geheimnißvoller Miene sagte er mir: ich würde heute ganz etwas Besonderes zu sehen bekommen und sollte nur ordentlich aufpassen, wenn nachher die Königlichen Herr-

schaften erscheinen würden; mehr dürfe er noch nicht sagen. Vergebens rieth ich hin und her, was das sein könne, sollte es aber sehr viel früher erfahren, als Hoffauer gedacht. Denn als ich beim Könige eingetreten war, und das erste Band zu dem Erinnerungs-Kreuze für 1866 aus seiner Hand empfangen hatte, zeigte er mir zwei Etuis mit Ordenssternen, die Hoffauer eben gebracht hatte. Es waren die Insignien des Ordens pour le mérite mit dem Bildnisse Friedrichs des Großen in dem Mittel-Medaillon. Der König sagte: „Das sind die beiden Orden pour le mérite, die ich heute Meinem Sohn und Fritz Carl verleihe, Fürst Blücher hat 1815 von Meinem Vater auch ein besonderes, nur einmal verliehenes Eisernes Kreuz in einem goldenen Stern erhalten. Bemerken Sie für das öffentliche Bekanntwerden, daß dies nicht etwa eine neue Klasse des Ordens pour le mérite sein, und daß diese Form auch nicht wieder verliehen werden soll. Am Besten bezeichnet man wohl diese ausnahmsweise Verleihung damit, daß man sagt: den goldenen Stern zum pour le mérite."

Hocherfreut über die bis dahin sorgfältig geheim gehalte Absicht des Königs, sah ich mich überall um, ob nicht ein drittes Etui da lag? Der König bemerkte das und fragte, wonach ich mich umsähe?

„Nach dem dritten Etui für Eure Majestät."

„Ein Drittes? Ich habe ja schon gesagt, daß der Orden nur zwei Mal verliehen wird."

„Nun, wenn die Unterfeldherren eine solche Auszeichnung tragen, so wird doch der Oberfeldherr auch eine tragen dürfen."

„Ich kann mir doch nicht selbst einen Orden verleihen?"

„Ja, wer soll es denn sonst thun? Ereignisse kann man doch nicht aus der Geschichte wegwischen."

„Ich will so etwas nicht hören."

„Eure Majestät werden das aber gewiß noch von vielen Leuten hören müssen, denn ich weiß doch nun nachgerade auch, wie man in solchen Dingen in der Armee denkt. Ich werde mich gewiß nicht wieder unterstehen, etwas davon zu sagen; aber stille bin ich doch nicht und weiß schon, was ich thue." —

Nun wurden die Orden fortgeschickt, und als nachher der Prinz Friedrich Carl kam, um sich zu bedanken, befahl der König, daß beide Prinzen den schon früher erhaltenen Orden pour le mérite neben dem größeren Halskreuz und mit dem goldenen Stern auf der Brust forttragen sollten. Ich war zufällig gerade im Schlafzimmer des Königs, als der Prinz dort hereinkam und sich von dem Kammerdiener vor dem Stehspiegel des Königs die Ordenszeichen, diesem neuen Befehle gemäß, anlegen ließ.

Daß der König selbst den Orden nicht anlegen wollte, beunruhigte mich gewaltig, und ich sann darüber nach, wie man ihn wohl dazu bestimmen könne. Als die Stadt Potsdam den wieder eingerückten Truppen ein Fest im Schützenhause gab, bei welchen auch der König und die Königlichen Prinzen erschienen, ich aber als Stadtverordneter gegenwärtig war, faßte ich mir ein Herz und fragte den Prinzen Carl, ob es denn kein Mittel gäbe, den König zur Anlegung des gerade für ihn so bedeutungsvollen Ordens zu veranlassen?

erhielt aber die Antwort, daß die Familie eine solche Bitte nicht wohl stellen könne. Die einzige Möglichkeit wäre, daß der Feldmarschall Graf Wrangel im Namen der Armee den Wunsch derselben ausspräche, und auch das wäre des militärischen Verhältnisses wegen bedenklich. So mußte ich auch diesen Weg aufgeben, versuchte aber auf eigene Hand einen anderen, indem ich es in meinem Buche: „König Wilhelm im Jahre 1866" S. 38, ganz positiv aussprach, daß der König eigentlich diesen Orden eben so gut wie der Kronprinz und Prinz Friedrich Carl tragen müsse. Da der König die Korrekturbogen dieses Buches selbst las, so war ich nicht wenig neugierig, ob diese Stelle gestrichen werden würde; sie blieb aber stehen und kam so in die Oeffentlichkeit. Ich war also, trotz des Verbotes, nicht stille gewesen; hatte es aber auch nicht übertreten. Der König wollte davon nichts hören, aber lesen hat er es doch müssen!

Natürlich weiß ich nicht, ob diese meine Hartnäckigkeit irgend einen Einfluß auf den Entschluß des Königs gehabt; aber ich weiß, daß die Sache eine gerechte war, und daß er sich gerechten Anforderungen auch gegen seinen Wunsch fügte. Als ich später im Militär-Wochenblatte und im Soldatenfreunde (Februarheft 1868) über diese Vorgänge schrieb, hatte der König die Gnade, mir zu erzählen, was sich sonst noch dabei zugetragen; namentlich wodurch die Eichenblätter an seinen 1849 erworbenen Orden pour le mérite gekommen, und was er mündlich dem Prinzen Friedrich Carl und schriftlich dem damals in St. Petersburg abwesenden Kronprinzen über sein Anlegen des goldenen Sterns zum Orden pour le

mérite gesagt habe. Da Alles darauf Bezügliche bereits gedruckt ist, so kann ich es hier übergehen und verweise auf die genannten beiden Militär-Zeitschriften.

Im Dezember 1866 wendete sich die Redaktion des „Staats-Anzeigers" an mich, um bei Gelegenheit des 60jährigen Militär-Dienstjubiläums des Königs in der Nummer des 1. Januar 1867 eine Zusammenstellung von Daten bringen zu können. Es war dies eine vortreffliche Gelegenheit, die nach und nach gesammelten Nachträge für den „Necrolog" zu vervollständigen; ich reichte daher, indem ich überhaupt um Erlaubniß zur Veröffentlichung bat, die neue Zusammenstellung ein, und hatte abermals die Freude, allerlei Neues, namentlich die sämmtlichen Hauptquartiere während des Feldzuges in Baden 1849 zu erfahren, die ich mit aller Mühe nicht genau hatte ermitteln können. So wurde die Arbeit in Nr. 315 des Staats-Anzeigers von 1866 gedruckt und vielfach verbreitet.

1867.

Als das Jahr 1866 sich seinem Ende näherte, hatte ich eine Arbeit begonnen, welche vielleicht die mühsamste, gewiß aber die erfreulichste wurde, die ich je gemacht. Aus den reichen Kollektionen, welche ich für eine künftige — Deo favente — Biographie des Königs gesammelt, entwickelte sich der Wunsch, eine Art von Regentenkalender zusammenzustellen, wie Roedenbeck ihn vom Regierungsantritt Friedrichs des

Großen bis zu dessen Lebensende, als allezeit brauchbares Kompendium, herausgegeben. Rüstig begonnen, merkte ich aber bald, daß dies eine Riesenarbeit war, so unscheinbar und selbst unbehülflich sie aussehen mußte, wenn sie fertig war. Es handelte sich darum, für jeden Tag im Jahre zusammenzustellen, was während eines siebenzigjährigen, ereignißreichen fürstlichen Lebens, in Anwesenheit und bei unmittelbarer Mitwirkung des Königs geschehen war. Politik, Militär, Gesetzgebung, Verwaltung, Familienereignisse, Verwandtschaftliches, Krieg, Reisen, Arbeiten, gewichtige Worte — Alles sollte beachtet und der Aufgabe gemäß, für den beabsichtigten täglichen Gebrauch passend, kurz aber absolut richtig, verzeichnet werden. Drei Monate beschäftigte mich diese Arbeit unablässig, was nur möglich war, weil ein Fußübel mich an das Zimmer fesselte. So hatte ich die Freude den fertigen Kalender am 1. Januar 1867, am Tage des 60 jährigen Militär-Jubiläums, übergeben zu können. Der Kammerdiener erhielt den Auftrag, die Blätter täglich zu wechseln, so daß der König jeden Morgen sehen konnte, was er vor 60—50—20 u. s. w. Jahren gethan, erfahren, gesagt. Daß ich diesen Kalender durch Nachträge fortgesetzt, versteht sich von selbst. Er hat aber seinen eigentlichen Werth erst durch die Zusätze des Königs erhalten, welche Facta angaben, die natürlich aus anderen Quellen nicht zu schöpfen waren. So z. B. beim 13. Oktober 1849, wo der Einzug in Berlin, an der Spitze des 1. Bataillons des 2. Garde-Landwehr-Regiments, aus der siegreichen Kampagne in der Rheinpfalz und Baden, von mir verzeichnet stand, hatte der König mit Blei-

stift hinzugefügt: „„Nachdem ich schon am Tage vorher nach Berlin gefahren war, damit die Ehre des Empfanges nicht mir, sondern der Truppe gelten konnte"". — Was könnte das für ein Buch für die Geschichte des Vaterlandes werden, wenn so den Thaten auch die Motive hinzugefügt und eben durch die Eigenhändigkeit über jeden Zweifel erhoben würden; und welch' ein Werk ließe sich zusammenstellen, wenn die Vortragsakten des Militär- und Civilkabinets auf eine solche Absicht hin durchgesehen werden dürften! — Ich kann immerhin nur das notiren, was ich selbst erlebt, oder von glaubwürdigen Personen erfahren habe, und da ich nach diesen Richtungen hin nichts als das ganz Unanfechtbare verzeichne, so ist das begreiflicherweise nur ein unbedeutend kleiner Theil der Vorgänge, deren Vollständigkeit dann ein Totalbild des Monarchen geben könnte. Immerhin wird dieser biographische Kalender, dieses Itinerarium seines Lebens einst ein werthvolles Dokument sein, weil es von kompetentester Hand „revu et corrigé" ist.

Das Jahr 1867 begann nun unter so glänzenden Auspizien, wie wohl noch kein Jahr in der Geschichte meines Vaterlandes, und ich konnte am Neujahrsmorgen aus recht vollem Herzen gratuliren, was ich wegen Unwohlseins schriftlich thun mußte. Ich erinnerte daran, daß ich am Neujahrsmorgen 1866 dem Könge, außer einer dauerhaften Gesundheit, — mit Bezug auf das damals vor Kurzem erlangte Lauenburg — „Noch einige Herzogthümer!" gewünscht hatte. 1866 lächelte der König darüber, erwiderte

aber nichts. 1867 konnte ich dagegen lächeln, da sich die Sache wirklich ganz erträglich gemacht hatte. Deshalb unterstand ich mich, jenen vorjährigen Wunsch zu erwähnen und der König schrieb an den Rand: „„Erinnere mich dessen sehr wohl!““ — und zwar schrieb er dies an dem Tage seines 60 jährigen Militär-Dienst-Jubiläums, der ihm manchen tiefen Eindruck, manche ernste Rührung brachte.

Auch bei dieser Feier zeigte es sich wieder, daß der König Alles vermied und vermieden wissen wollte, was dem besiegten Feinde ein demüthigendes Gefühl bereiten konnte. Man hatte nämlich in der Armee und auch im großen Publikum vielfach gewünscht und erwartet, daß die Aufstellung der den Oesterreichern abgenommenen Fahnen und Standarten mit großem Pompe, wo möglich mit einer Nationalfeier verbunden werden würde. König Wilhelm dachte aber anders. Ganz in der Stille hatte er durch den Geheimen Hofrath Bußler die Trophäen in seinem Palais zusammenstellen, und deren Transport und Aufstellung in der Garnisonkirche zu Potsdam so ausführen lassen, daß Niemand etwas davon erfuhr. Einige Tage vor dem zum 1. Januar zur Feier seines Ehrentages bestimmten Gottesdienste, hatte er ganz allein die Anbringung der Trophäen in der Garnisonkirche besichtigt, und Jedermann war nachher überrascht, die eroberten Fahnen und Standarten an ihrer jetzigen Stelle zu sehen. Dem Könige war es genug, daß er seinen 60 jährigen Dienst in der Armee mit einem so für alle Zeit sichtbaren Erfolge schließen

konnte, wie es durch einen Gottesdienst mit solchem Schmucke geschah. Eine öffentliche und lärmende Feier wäre ihm unangenehm gewesen, schon weil sie in Oesterreich hätte weh thun müssen.

Ob Krieg und Sieg, ob Jubiläum und Genugthuung von allen Seiten, — für den König ging des Dienstes ewig gleichgehende Uhr weiter, als wenn im Jahre vorher nicht das Geringste vorgefallen wäre. Die Rekrutenbesichtigungen mit der dazu gehörigen jährlichen Erkältung und Unpäßlichkeit begannen wieder eben so regelmäßig, als ob die Armee erst neu organisirt werden sollte. Weder in der täglich gewohnten Ordnung, noch in der Regierungsthätigkeit war die geringste Aenderung eingetreten, nur schien die Last der Arbeit durch die Vergrößerung des Staates gewachsen zu sein.

Gleich in den Anfang des Jahres fiel für mich ein Vorgang, dessen Ergebniß mich nicht wenig in Verlegenheit setzte. Es war nämlich Ende 1866, wie es schien mit der Absicht auf die Bildung des Norddeutschen Bundes und den Reichstag einzuwirken, bei Carl Aue in Stuttgart (1867) eine anonyme Brochüre „zum Verständniß der deutschen Frage" erschienen, in welcher der Entwurf zu einer Reichsverfassung für Deutschland vom verstorbenen Prinzen Albert von Sachsen-Coburg, Gemahl der Königin Victoria von Großbritannien, sowie eine Antwort weiland König Friedrich Wilhelms IV. darauf, nebst allerlei Noten desselben zu jenem Entwurfe abgedruckt waren. Allerdings ein paar

sehr merkwürdige und gerade in jenem Augenblicke wichtige Aktenstücke! Der mir befreundete Geheime und Ober-Regierungsrath Lüdemann, welcher die politischen Druckschriften zu kontrolliren hatte, und im Zweifel war, ob die Veröffentlichung und Verbreitung jener Broschüre in Preußen zu gestatten sei, schrieb an mich und fragte an, ob mir vielleicht etwas über diese beiden Schriftstücke bekannt sei. Waren sie authentisch, so würde sich nichts gegen die Zulassung in Preußen thun lassen. Waren sie aber unecht und vielleicht nur für die Zwecke des Augenblicks gefälscht, so hatte man ein Recht, dagegen einzuschreiten. Die Sache kam mir doch so bedenklich vor und die Echtheit der beiden Schriftstücke war mir innerlich so wahrscheinlich, weil ich früher die Generale von Rauch, von Gerlach und den Grafen Stolberg von ähnlichen Dingen sprechen gehört, daß ich mich unterstand, die Broschüre und das Schreiben des Geheimen Raths Lüdemann an Seine Majestät den König zu schicken und anzufragen, ob die Aktenstücke wohl echt wären? Ich erwähnte auch, daß ich, trotz einiger aus der Schreibart des Hochseligen Königs hervorgehender Zweifel, wenigstens an die Echtheit der Antwort glauben müsse, da die beiden genannten Generale zur Zeit, als dem Hochseligen Könige die Kaiserkrone angetragen wurde, Aehnliches in meiner Gegenwart besprochen hätten. — Die Veranlassung dazu war nämlich folgende gewesen: Ich hatte für die Vorlese-Abende eine historische Uebersicht der Prophezeiungen ausgearbeitet, welche den Kurfürsten von Brandenburg und den Königen von Preußen zu verschiedenen Zeiten die Kaiserwürde in bestimmte Aus-

sicht gestellt. Zufällig erfuhren die beiden Generale schon am Vormittage davon, und verlangten sehr bestimmt, daß ich diesen Aufsatz vom Programme streichen und dem Könige weder jetzt, noch später vorlesen solle, weil solche Dinge die schon gefaßten Entschlüsse nur wankend machen könnten. Bei dieser Gelegenheit wurde nun von den Ideen des Königs mit Bezug auf ein deutsches Reich gesprochen, und ich hörte Vieles, was mit dem jetzt in der Brochüre abgedruckten Briefe übereinstimmte. — Ich erwähnte dies alles in meinem Schreiben, und daß ich mich dessen noch so deutlich erinnerte, weil ich dabei im Gespräche den Vorschlag gemacht: Der König könne sich ja nur Kaiser in Deutschland, statt von Deutschland nennen, dann würden manche Bedenken schwinden. Die Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I., selbst Friedrich II. bis zum Erwerbe von West-Preußen, hätten sich auch Könige in Preußen genannt; das von wäre dann von selbst gekommen. Beide Generale erklärten das für eine „verflucht schlaue Idee“, verboten mir aber, auch davon etwas zu erwähnen. —

Dieses Schreiben an den König Wilhelm blieb mehrere Wochen ohne alle Antwort und auch mündlich erwähnte der König mit keinem Worte der Sache. Endlich gab er mir ein ganzes Packet Papiere und sagte: „Das ist in der Lüdemann'schen Angelegenheit. Ich habe überall nachsehen lassen, es ist aber nichts gefunden worden.“ Erst zu Hause sah ich die Papiere durch und erschrak nicht wenig, als ich bemerkte, daß der König meinen Brief mit der Kaiser-Anekdote an den Unter-Staatssekretär im Ministerium der

auswärtigen Angelegenheiten von Thile geschickt und ihm befohlen hatte, Nachsuchungen nach dem Original des fraglichen Aktenstückes anstellen zu lassen. Die Antwort lautete, daß sich nichts gefunden, dessenungeachtet ein solches Schriftstück sich wohl unter den hinterlassenen Papieren König Friedrich Wilhelms IV. befinden könne. Diese waren aber sämmtlich vom Kronprinzen durchgesehen und aufbewahrt worden. Der König hatte daher meinen Brief und die Thile'sche Antwort auch an den Kronprinzen gelangen lassen und dieser geantwortet:

„Lieber Papa! Die besagten Briefe sind uns ganz bekannt erschienen, und erinnern wir uns wiederholentlich ganz Aehnliches in Händen gehabt zu haben. Sonach würde es wohl kaum einer Anfrage in England bedürfen.

5 1. 67. Dein Fritz."

Ich hatte eher alles mögliche Andere erwartet, als daß meine harmlose Anfrage einen solchen beängstigend offiziellen Weg machen würde! Jetzt, wo ich meinen Brief nach Monaten und gleich in so ponderoser Begleitung wiedersah, war ich in der That erschrocken, daß ich mich unterstanden, meine Erinnerungen an den Kaiservorschlag gegen den König ausgesprochen zu haben. Der König selbst wußte ganz genau, daß ich es niemals wagte, über politische Dinge zu sprechen, wenn ich nicht danach gefragt wurde. Da brauchte ich also nicht ängstlich zu sein. Was aber der Unter-Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten und der Kronprinz von meinem Briefe gedacht haben mögen, das war mir außer dem Spaße, um so mehr, als ich gar nichts

an der Sache ändern konnte. Andererseits war der ganze Vorgang aber wieder ein Beweis für die große Offenheit des Königs, der aller Heimlichthuerei und aller Vertuschung so durchaus abgeneigt war. Meinem Freunde Lüdemann konnte ich nun allerdings, wenn auch erst mehrere Monate später, auf seine Frage antworten, die unterdessen durch die rasch aufeinander folgenden Begebenheiten schon gegenstandslos geworden war, mir selbst konnte ich aber auch die Lehre daraus ziehen, dem Könige nichts zu schreiben, was mich entweder nichts anging, oder was ich nicht wünschte weiter bekannt zu sehen. —

Im Februar kam es bei Gelegenheit eines Vorschlages, mehr Bilder für das Album malen zu lassen, zu der Aeußerung des Königs: „Dazu habe ich kein Geld!“ — Als ich mir zu erwidern erlaubte, daß die Königlichen Einkünfte sich durch die bedeutende Vergrößerung des Staates doch auch ansehnlich vermehrt haben müßten, sagte der König: „Nicht Einen Groschen habe ich mehr bekommen. Im Gegentheil bis jetzt nur vermehrte Kosten davon gehabt. An Meine Ausgaben hat noch Niemand gedacht; Ich kann also auch für mich nicht mehr verwenden, als sonst!“ Ich schwieg, weil mir diese Aeußerung denn doch zu unwahrscheinlich vorkam. Nach den reichen Dotationen der Feldherren und des Minister-Präsidenten, nach allem Dank, den der König in seinem und des Vaterlands Namen ausgesprochen, sollte er selbst leer ausgegangen sein! Daß sich die Ansprüche von allen Seiten her naturgemäß mit der Zahl der Unterthanen

gesteigert, hatte ich wohl gewußt; daß der König ihnen nur mit seinen früheren Mitteln genügen mußte, war mir aber unerwartet, und doch bewiesen die späteren Verhandlungen mit dem Landtage über eine erhöhte Krondotation, daß damals in der That die Einkünfte des Königs sich nicht vermehrt hatten. Wie falsch sich doch die Dinge von einem untergeordneten Standpunkte aus ansehen, selbst wenn man sie nur nach der Billigkeit und Selbstverständlichkeit beurtheilt! — Hätten jene Verhandlungen im Abgeordnetenhause nicht stattgefunden, so würde ich die Aeußerung des Königs im Februar auch jetzt noch für einen Scherz gehalten haben. —

Als ich diesmal am 22. März zum Geburtstage gratulirte, erlaubte ich mir, mit den Worten einzutreten: „Euer Majestät sind ein guter Feldherr, aber glücklicherweise ein schlechter Prophet!"

„Wie so? das ist ja ein sonderbarer Glückwunsch zum Geburtstage!"

„Aber vollkommen wahr und berechtigt. Erinnern sich Eure Majestät an heut vor Einem Jahre? ‚Mein Vater ist auch nicht siebzig Jahre alt geworden!' Eure Majestät heben ja immer dergleichen erfreuliche Bemerkungen für mich auf. Damit sie heute nicht etwa auch kommen, bin ich gleich so frei, auf die nicht eingetroffene Prophezeiung hinzuweisen. Ich dächte doch, es wäre in den letzten 12 Monaten Alles zu ziemlicher Zufriedenheit verlaufen."

Mit einem freundlichen Lächeln war die diesmalige Gra-

tulation abgethan und es ist nachher im ganzen Jahre 1867 nicht mehr von „Necrologen" und sonst dahin Gehörigem die Rede gewesen. Hoffentlich ist das Thema nun erschöpft. —

Hier darf ich von einem Beweise großen Vertrauens sprechen, welchen der König mir in einer Angelegenheit schenkte, für welche mir allerdings meine frühere Wirksamkeit bei Herausgabe der „Wehrzeitung" mannigfache Erfahrungen gebracht hatte. Am Sonntage den 3. März erhielt ich nämlich per express das folgende Billet des Königs:

„„Senden Sie mir, wo möglich noch heute, Ihre Ansicht über die Beilagen, namentlich über die Anlage 2. W.""

Es waren dies zwei umfangreiche Schriftstücke, Vorschläge zu einer anderen Einrichtung des Militär-Wochenblattes, welches in den letzten Jahren nur die Avancements und Ordensverleihungen enthalten hatte und das in der That dem pomphaften Titel: „redigirt von der historischen Abtheilung des großen Generalstabes" nicht entsprach. Das eine Schriftstück war von einem Offizier des Generalstabes, das andere von einem Offizier des Kriegsministeriums verfaßt, und Beide stellten eine Gestaltung des Militär-Wochenblattes auf, wie sie seit dem April 1867 auch wirklich ins Leben getreten ist. Der König hatte seit dem Aufhören der Wehrzeitung bei verschiedenen Gelegenheiten davon gesprochen, ob sich denn nicht etwas Aehnliches auf die Dauer ins Leben rufen ließe, und sogar den Wunsch geäußert, daß ich die Redaktion eines solchen Blattes übernehmen möge. Ich hatte darauf geant-

wortet, das wäre in ruhigen Zeiten nur möglich, wenn ein solches Blatt einen offiziellen Halt hätte, weil es vor allen Dingen gelesen werden müsse, und nicht erst Abonnenten suchen könne. Dazu wäre das schon amtlich und obligat gehaltene Militär-Wochenblatt am besten; ich könne es aber nicht redigiren, weil ich keine Abhängigkeit und keine Censur für meinen guten Willen und meinen Eifer ertrüge. In unruhiger Zeit, und gegen die Revolution, würde ich nicht erst lange um Erlaubniß fragen, Schutz oder Unterstützung erbitten, sondern rüstig anfangen, selbst auf die Gefahr hin, irgendwo anzustoßen. In geordneten Zuständen dürfe ein militärisches Blatt aber nicht unabhängig sein uud der Redakteur könne nicht thun, was er, sondern nur was das Kriegsministerium wolle. Auch läge in meinem früheren Stande als Schauspieler immer ein Anstoß für viele, namentlich höhere Offiziere. Ich wäre also in ruhigen Zeiten kein Mann für eine solche Redaktion; in unruhigen würde ich aber allerdings der Richtige sein, und auch, wie 1848, ohne Rücksicht auf mich selbst, für die Armee mit der Feder eintreten. Auch der Kriegsminister von Roon hatte mir zur Krönungszeit 1861 in Königsberg die Redaktion des Militärwochenblattes angetragen, und mir mitgetheilt, daß die Sache abgemacht sei; worauf ich denn auch gleich einen Artikel „die Armee bei der Krönung“ schrieb, der im Militär-Wochenblatte gedruckt wurde. Das Alles wußte der König, und als daher nun — 6 Jahre später — endlich mit einer Verbesserung des Militär-Wochenblattes Ernst gemacht werden sollte, schien er sich dessen erinnert zu haben, und verlangte

meine Ansicht über jene beiden, von den höchsten militärischen Behörden des Staates ausgehenden Schriftstücke. Ich hütete mich indessen sehr wohl, schriftlich eine solche Ansicht auszusprechen, sondern fuhr augenblicklich nach Berlin hinüber und hatte das Glück, den König noch Abends zu sprechen. Obgleich er im Begriff gewesen war, ins Theater zu gehen, hörte er doch über eine Stunde meine Darstellung der, für die militärische Presse maßgebenden Verhältnisse an. Am Schlusse bat ich nur gehorsamst, gegen Niemanden zu erwähnen, daß ich irgend Etwas geäußert, weil ich sonst in den Verdacht kommen könne, ich selbst ambitionire die Redaktion, und das lag mir unter den gegebenen Bedingungen doch wirklich sehr fern! Nebenbei bemerkt, war dies das erste Mal, daß ich Abends bei Licht im Arbeitszimmer des Königs war und beobachten konnte, wie er, auf seinem hohen Reitstuhle sitzend, wichtige Staatsschriften, Todesurtheile oder Berichte las.

Es war dies die Zeit, wo durch die sogenannte Luxemburger Frage ernste Verwicklungen mit Frankreich drohten, und nach den Zeitungen die Besorgniß vor einem Kriege sehr gerechtfertigt erschien. Als ich am 20. April nach Berlin fuhr, vertraute mir ein Zahlmeister des 1. Garde-Regiments zu Fuß an, die Mobilmachungsordre für das 5. Armeekorps wäre bereits ausgefertigt und würde morgen in Potsdam eintreffen; Patronen wären heute schon gepackt worden. Ich hielt das für eins jener Tausende von übertriebenen Gerüchten und achtete nicht darauf; als aber der Geheime Regierungs-

rath Stieber mir gleich darauf erzählte, daß Graf Bismarck ihm offiziell gesagt, er möge sich mit einer anderen Organisation der Feldpolizei beschäftigen und sich vor allen Dingen beritten machen, auch als endlich der brasilianische Gesandte, Araujo, mir einen Brief aus Paris mittheilte, in welchem von lebhaften Anstrengungen der französischen Diplomatie in Wien gesprochen wurde, den „moment unique de se relever“ nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen — da erlaubte ich mir, den König zu fragen, ob ich wieder mitgenommen würde, wenn es ins Feld ginge? Der König sah mich ernst und durchdringend an und sagte dann:

„Ich habe das Wort Krieg noch gegen keinen Menschen ausgesprochen, und selbst meinen eigenen Gedanken die Frage noch nicht vorgelegt. Bismarck und Roon haben die Möglichkeit eines Krieges noch nicht einmal gegen mich erwähnt, und ich habe Roon auch noch nicht gefragt, ob er schon mit Wiederherstellung der Fahrzeuge und Komplettirung der Vorräthe nach dem letzten Feldzuge fertig ist. Kommt es freilich zu einer Kampagne, so sollen Sie mit, wenn es nämlich Ihr kranker Fuß erlaubt.“

Welchen Kontrast bildeten diese einfachen Worte zu dem, was ich noch Wochen lang über die Unvermeidlichkeit eines Krieges mit Frankreich hören und lesen mußte! Es ist ein sonderbarer Zustand, wenn man besser als andere unterrichtet ist, sich aber nicht aussprechen darf, und um sich her nichts als das direkte Gegentheil von dem hört, was man weiß! Als dann im Mai die Aussichten friedlicher wurden, fragte ich, ob ich vielleicht die Karte von Frankreich herauslegen solle?

erhielt aber die Antwort: „Ist nun nicht mehr nöthig; war aber eine sehr unangenehme Geschichte!“

Am 26. Mai sagte mir der König: „Wissen Sie wohl, daß es vorgestern achtundvierzig Jahr her waren, daß ich Ihren Namen zum ersten Male nennen hörte und zum ersten Male mit Ihnen gesprochen habe?“

Sehr erstaunt besann ich mich vergebens, wo und wann das wohl gewesen sein könnte? und fragte endlich, „woher wissen das Eure Majestät?“

„Aus Ihrem eigenen Kalender, den Sie für mich zusammengestellt haben. Da stand vorgestern: ‚1819. 24. Mai: Aufführung von Scenen aus Goethe's Faust mit Musik vom Fürsten Radziwill zum Geburtstage der Fürstin Radziwill im Schlosse Monbijou‘. Ganz richtig, ich war dabei, und Sie waren es, der verrieth, daß überhaupt eine Vorstellung stattfinden sollte, wodurch der Fürstin die Ueberraschung verdorben wurde.“ —

„Ich erinnere mich wohl, daß ich damals in Monbijou gewesen bin und in diesen Scenen mitgespielt habe; aber ich habe keine Ahnung, daß ich irgend Jemand eine Ueberraschung verdorben hätte.“

„Aber es war doch so. Die Fürstin sollte von uns damit überrascht werden, daß die Musik des Fürsten aufgeführt wurde. Um ihr die Vorbereitungen im Schlosse zu verbergen, ging ich mit ihr im Garten spazieren und begegnete dort einem jungen Menschen, dessen Anwesenheit mir auffiel.

Ich fragte, wer Sie wären? Sie nannten sich und fügten hinzu, daß Sie heute Abend in Goethe's Faust zu spielen hätten, wodurch die Fürstin eine Ahnung der Sache erhielt und uns die Freude einer völligen Ueberraschung verdorben wurde. Daher habe ich den Namen Louis Schneider behalten."

„Ich erinnere mich wohl dunkel, daß eine Dame und ein Offizier damals mit mir gesprochen haben, aber keine Silbe von dem, was ich gefragt worden bin oder was ich selbst gesagt habe. Dann brauche ich ja nur noch zwei Jahre zu warten, um mich rühmen zu können, daß Eure Majestät vor 50 Jahren zum ersten Male mit mir gesprochen."

Leider fand im Jahre 1867 keine große Truppenmusterung statt; wahrscheinlich, weil der König den neuen Theilen der Armee Zeit zu ihrer Ausbildung lassen wollte. Dagegen eine andere Feier von hoher Bedeutung: die Einsegnung der Fahnen und Standarten für die abermals neugebildeten Regimenter. Der König hatte dazu den 3. Juli, als ersten Jahrestag der Schlacht bei Königgrätz bestimmt, und dadurch vermieden, daß er als Siegestag gefeiert wurde, indem er zugleich das Fest des Lehr-Infanterie-Bataillons auf denselben verlegte. Hierin zeigte sich wiederum die edle Gesinnung des Königs, der dem Besiegten nicht wehe thun, ihm keine unangenehme Erinnerung bereiten wollte.

Es muß wohl untersagt, oder mindestens nicht gewünscht worden sein, von dem vorjährigen Siege zu sprechen, denn keine Anordnung bei den beiden, dicht nach einander folgenden

Festlichkeiten, keine Rede, keine offizielle Berichterstattung wies auf den Jahrestag des Sieges hin. Nur der, die neuen Feldzeichen einsegnende Prediger erwähnte desselben in seiner Festrede, und das war für die anwesenden Truppen nur eine gerechte, ja unerläßliche Anerkennung!

Als die Annagelung am 2. Juli 1867 Nachmittags im Marmorsaal des Potsdamer Stadtschlosses stattfinden sollte, sorgte ich zunächst für einen Zeichner, um die Ceremonie zu fixiren, sowie für einen Photographen, der am 3. Juli durch seine Aufnahme dem künftigen Maler das Bild von der Aufstellung der Truppen vor dem Altare erleichtern sollte. Auf meine schriftliche Bitte erfolgte für Beides die Gewährung des Königs und zugleich der Auftrag, sofort nach Berlin zu fahren und aus dem Album der Aquarelle die beiden Blätter, den Morgen und den Abend des 3. Juli 1866 — also dasjenige, wo Prinz Friedrich Carl neben dem Könige hält, und dasjenige, wo der König mit dem Kronprinzen auf dem Schlachtfelde zusammentrifft — mit goldenen Rahmen versehen zu lassen. Auf dem einen sollte ein F. C., auf dem anderen ein F. W., von Lorbeerblättern umgeben, angebracht werden. Die Anfertigung sollte so beeilt werden, daß beide Bilder zum 3. Juli Morgens schon fertig auf Babelsberg sein könnten. Natürlich waren sie zu Geschenken für die beiden prinzlichen Heerführer bestimmt. Ich eilte nach Berlin; leider konnten aber die Rahmen in der gewünschten Form nicht so rasch fertig geschafft werden. Ehe ich Antwort nach

Babelsberg brachte, sah ich mir im Potsdamer Stadtschlosse die Vorbereitungen für die Annagelung der Fahnen an und fand sie so, daß ich fürchtete, der Eindruck der Feier würde dadurch beeinträchtigt werden. Die Standarten füllten nämlich fast die ganze Mitte des Saales, so daß kein Raum für die gewiß zahlreich zu erwartenden Personen zur Bewegung blieb. Ich theilte den Ordnern meine Besorgniß mit, fand aber taube Ohren: die Sache sei nun einmal so aufgestellt, und es würde viel Mühe machen sie jetzt noch zu ändern, auch seien die eigentlich dafür Verantwortlichen garnicht anwesend u. s. w. Das waren aber keine ausreichenden Gründe für mich, den Verlauf der schönen Feier beeinträchtigen zu lassen; und ich hielt es daher für meine Pflicht, den König davon in Kenntniß zu setzen, was ich auch that, als ich ihm Antwort wegen der Bilder brachte. Ganz meine Besorgniß billigend, gab er mir den Auftrag, die Aufstellung der Tische für die Fahnen und Standarten anders zu ordnen, die Standarten nämlich im Broncezimmer zu placiren und den Marmorsaal selbst in der Mitte ganz frei zu lassen, so daß die Fahnen ringsumher an den Wänden nach der Rangordnung auf einanderfolgten. Das sollte ich gleich und mündlich besorgen. Konflikte mit den Beamten voraussehend, bat ich indessen um einen schriftlichen Befehl, den ich denn auch, zusammen mit einer Zeichnung, erhielt, welche die schon früher ausgesprochene Meinung über König Wilhelms ungewöhnliches Talent in Anordnung, Aufstellung und Handhabung von Massen bestätigte. Meine Befürchtung, daß es Konflikte geben würde, war übrigens nur zu gegründet ge-

wesen. Der Kastellan des Schlosses, der Tapezier und andere Personen behandelten mich für meinen guten Willen so unfreundlich wie möglich. Thut nichts! Wenn die Sache nicht leidet, habe ich dergleichen immer sehr ruhig hingenommen. Bei der Annagelung selbst stand ich natürlich so unbemerkt wie möglich in einer Ecke und sah dem für mich so bedeutungsvollen Schauspiele zu. Namentlich hatte ich meine Herzensfreude an dem Ernst, der Sorgfalt und dem Eifer, mit welchem der König selbst den ersten Nagel in jedes der neuen Ehrenzeichen einschlug. Während fast alle anderen dazu berechtigten Höchsten und Hohen Herrschaften die Ceremonie eben wie eine Ceremonie, ungefähr wie die Hammerschläge bei einer Grundsteinlegung, behandelten — also nur das Symbol gaben — hammerte der König ganz ordentlich, ohne dabei zu sprechen oder sich umzusehen, mit sehr ernstem Gesichtsausdruck, bis der Nagel vollständig eingetrieben war. Ich verstand ihn wohl. Hammerte er doch an dem Fundamente, auf dem die Größe seines Hauses und die Macht des Staates ruhte! — Mit derselben Sorgfalt, mit welcher er im Zeitraume von nur 7 Jahren schon zum zweiten Male eine neue, junge Armee aus der alten hatte entstehen lassen, behandelte er auch dieses Symbol der unauflöslichen Verbindung des Preußischen Königthums mit dem Heere.

Schon seit Beginn des Jahres hatte der König sich viel mit den Fahnen und Standarten der Armee beschäftigt, sowohl mit den alten, wie mit den neuen. Zunächst wurden

alle Fahnen und Standarten, welche im Feldzuge 1866 irgend wie beschädigt worden waren, nach Berlin gebracht, um hier ausgebessert und mit Ehrenringen versehen zu werden, auf denen das Datum der Blessur eingegraben wurde. Die Standarte des Neumärkischen Dragoner-Regiments Nr. 3 wurde kürzer gemacht, da sie länger als alle anderen Standarten der Armee war, und nicht allein ließ der König sich die einzelnen Fahnen zeigen, je nachdem sie in Berlin eintrafen, sondern er besichtigte sie auch noch einmal, nachdem sie ausgebessert worden waren. Wahrscheinlich fällt in diese Zeit auch der Befehl, die alten Fahnen im Zeughause, sowohl die von aufgelösten Regimentern der Preußischen Armee, als auch die dem Feinde abgenommenen Trophäen, endlich einmal in Ordnung zu bringen. In der That befanden sich diese historisch so wichtigen Sammlungen in einem unglaublich willkürlichen und vernachlässigten Zustande. Bei allen diesen Gelegenheiten zeigte sich wieder, daß der König fast der einzige Sachverständige war, denn es herrschte in der Armee eine solche Unkenntniß der Farben, Formen, Enbleme und der Geschichte der Fahnen, wie man es kaum für möglich halten sollte. Davon hatte sich der König schon früher überzeugt und mir 1861 den Auftrag gegeben, alles historische Material in den Archiven des Generalstabs und des Kriegsministeriums zusammenzustellen.

— — — —

Als der König von seinem Besuche der Weltausstellung in Paris zurückkam, erzählte er mir von den Eindrücken, welche die Erinnerung an seinen dortigen Aufenthalt in den

Jahren 1814 und 1815 auf ihn gemacht. Er habe sich oft umsehen müssen, ob nicht einer der ihm zur Aufwartung beigegebenen französischen Militärs in der Nähe sei, wenn er von diesen Erinnerungen sprechen wollte. Namentlich auf den Buttes Chaumont. Es sei doch ein wunderbares Gefühl, die Hauptstadt eines besiegten Landes vor sich liegen zu sehen! — Ich erwartete nun einen Vergleich mit der vorjährigen Situation vor Wien; er erfolgte aber nicht. Mir lag er sehr nahe!

In mehreren Zeitungen war erzählt worden, der König habe vor dem Ausbruche des Krieges 1866, zur Zeit als eine Verständigungskonferenz von Paris aus vorgeschlagen wurde, noch einmal eigenhändig an den Kaiser von Oesterreich geschrieben und ihn inständigst gebeten, es nicht zum Kriege kommen zu lassen. Das wäre ein wichtiges Datum für die Geschichte gewesen. Ich erlaubte mir deshalb danach zu fragen und erhielt die Antwort, daß kein wahres Wort daran sei.

Im Juli brauchte der König eine Bade- und Brunnen-Kur in Ems. Ich war zu gleichem Zwecke im Bade Homburg und schrieb dort, aufgebracht über die immer noch nicht nachlassenden grimmigen Artikel österreichischer und süddeutscher Blätter, für meinen Soldatenfreund (August-Heft 1867) den Aufsatz:

„Wer hat es denn eigentlich gemacht?“

in welchem ich zu beweisen suchte, daß es weder das Zündnadelgewehr, noch die größere Bildung, weder die Organisation, noch die angeblich jahrelange Vorbereitung zu gerade diesem

Kriege, noch endlich blos unverschämtes Glück — wie es eine Württembergische Zeitung genannt hatte — allein gewesen sei, wodurch die Erfolge von 1866 erreicht worden wären. Ich war beim Schreiben hitzig geworden, und so sah es gedruckt verantwortlicher aus, als ich beabsichtigt hatte. Ich unterstand mich daher, den Korrekturabzug nach Ems zu schicken und um Durchsicht und Genehmigung des Königs zu bitten, die ich auch umgehend mit folgenden Aenderungen erhielt:

Ich hatte pag. 101 geschrieben: „Man kann nur sagen, daß es alle diese Dinge zusammen gewesen sind; daß aber Alles zusammen doch nichts geholfen haben würde, wenn der Allmächtige diesmal nicht sichtbar die Hand über unserem Vaterlande gehalten hätte, und wenn wir nicht einen solchen König gehabt, wie wir ihn glücklicherweise noch haben."

Dazu hatte der König bemerkt: „„Heißt wohl besser: ‚solche Könige'!""

Wenn irgend Etwas, so charakterisirt diese Korrektur die bei jeder Gelegenheit hervortretende Bescheidenheit des Königs. Mit voller Ueberzeugung hatte ich niedergeschrieben „einen solchen König" und meine es auch noch so, glaube auch, daß die Geschichte einst dasselbe sagen wird. Da ich ganz speziell von diesem Feldzuge gesprochen hatte, so war es mir nicht eingefallen, hier auf die lange Reihe tüchtiger Könige zurückzuweisen.

Eine andere Korrektur war:

„„Der ganze Passus über das Zündnadelgewehr ist — wie ich Ihnen dies auch früher schon einmal be-

merkte — zu ungünstig. Wenn auch die Zahl der blessirten und todten Oesterreicher nicht so énorm ist, so muß dagegen berechnet werden, wie viele von ihnen im wirklichen Feuergefecht gestanden haben. Diese haben aber gerade so énorm gelitten, daß die Uebrigen und die Reservisten 2c. nicht mehr vor wollten, oder wenn sie noch vorkamen, eben so decimirt wurden; und hierdurch verbreitete sich die panique in der ganzen Oesterreichschen Armee. Daß aber wirklich die Kugeln wie Erbsen flogen, beweisen die Flecke, wo in der That die Leichen zu Hunderten noch am 4. Juli lagen. Also modifiziren Sie den Passus etwas.""

Das — „wie ich Ihnen dies auch früher schon einmal bemerkte" — bezieht sich auf ein Gespräch im Hauptquartier Nicolsburg, wo ich einen ähnlichen, für den Feld-Soldatenfreund bestimmten Artikel vorlas, in welchem ebenfalls die Behauptung Oesterreichischer Blätter bekämpft wurde, daß die Preußische Armee ihre Erfolge nur dem Zündnadelgewehr zu verdanken habe. Auch damals mag ich wohl in meiner Abwehr zu weit gegangen sein. Ich hatte das vergessen, der König sich aber dessen noch erinnert.

Nach seiner Heimkehr aus Ems sagte mir der König: „Ich bin hierher zurückgekommen, weil ich gut machen will, was meine Minister in den neuen Provinzen verdorben!" Sowohl dort, als auf der Rückreise über Wiesbaden, Frankfurt und Cassel hatte der König sich nämlich persönlich überzeugt, daß seine Intentionen nicht verstanden, jedenfalls aber nicht ausgeführt worden waren; und in der That arbeitete

er in den schönsten Reisemonaten, August und September, angestrengt mit den Chefs der verschiedenen Verwaltungszweige, um die ihm zu Ohren gekommenen Uebelstände abzustellen, wovon die Früchte sich denn auch bald zeigen sollten.

Wie zur Zeit der sogenannten Luxemburger Frage beunruhigte auch die Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich mit dem Kaiser Napoleon in Salzburg die Gemüther in Preußen sehr ernstlich. Auch der König kann diese Zusammenkunft nicht mit gleichgültigen Augen angesehen haben, denn als ich ungefähr um diese Zeit fragte, ob ich der Einweihungsfeier auf der Burg Hohenzollen beiwohnen dürfe, erhielt ich zwar die Bewilligung meiner Bitte, aber mit der Bemerkung: „Wer weiß, ob überhaupt etwas daraus wird; man muß erst abwarten, was sie in Salzburg zusammenbrauen werden."

Als am 1. September die Feier der 150 jährigen Stiftung des Kadetten-Korps in Berlin stattfand, wurde erzählt, es sei vorgeschlagen worden, den 9 jährigen Prinzen Friedrich Wilhelm Victor Albert zum Chef des Kadetten-Korps zu machen, wie dies unter König Friedrich Wilhelm I. mit dem Kronprinzen der Fall gewesen sei. Auf diesen Vorschlag soll der König geantwortet haben: „In Preußen kann nur der König selbst Chef des Kadetten-Korps sein!" Ich verzeichne eben damit nur, was ich von Anderen gehört, denn ich selbst habe aus dem Munde des Königs nichts darüber erfahren. Während des Festes wurde dem Könige auch das Frembenbuch oder Album des Kadetten-Korps zur

Einzeichnung vorgelegt, was mit „Wilhelm Rex" geschah. In das 1801 angefangene Buch hatte der König schon zwei Mal seinen Namen eingeschrieben. Das erste Mal im Jahre 1835 als Wilhelm, Prinz von Preußen, und das zweite Mal am 19. Dezember 1852, als Prinz von Preußen, zusammen mit dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich.

Die Reise des Königs durch Süddeutschland, die Revüe bei Carlsruhe über das badische Truppen-Korps, zum ersten Male als Bundesfeldherr, die Begegnung mit süddeutschen Fürsten und der Besuch der Hohenzollernschen Lande brachten eine Reihe von Genugthuungen und Zufriedenheiten, wie man sie nach den schweren Prüfungen des Jahres vorher nur wünschen konnte. Bei der Einweihung der Burg Hohenzollern, in Hechingen und in Sigmaringen, sowie auf der Rückreise bis Nürnberg, war ich zugegen. Ich hatte sowohl im Schlosse Lindich bei Hechingen, als im Fürstlichen Schlosse zu Sigmaringen die Freude, mir jeden Morgen Befehle für die Berichterstattung nach der Heimat holen zu dürfen, fand bei diesen Gelegenheiten aber den König durchweg sehr ernst gestimmt, ohne die Veranlassung dazu erfahren zu haben. Mein Enthusiasmus über die vortreffliche Restauration der Stammburg fand sehr kühle Aufnahme. Wichtige Dinge schienen den König in dieser Zeit anderweitig beschäftigt zu haben. Nur über zwei Dinge erhielt ich Aufschluß. Im Schlosse Lindich erfolgte nämlich die Verleihung des Groß-Komthurkreuzes vom Hohenzollernschen Hausorden an den

Fürsten Carl von Rumänien. Die Zeitungen wollten aus dieser Verleihung einen politischen Moment herauswittern, welcher bei der Stellung des jungen Fürsten zwischen Oesterreich und der Türkei zu einer Demonstration werden konnte. Die Veranlassung dazu war aber eine sehr einfache; da nämlich der jüngere Prinz von Hohenzollern bei dem Galadiner in Lindich den Orden erhielt, so konnte der ältere Bruder in Bukarest nicht wohl übergangen werden.

Ueber die Aufhissung der Preußischen Königsflagge auf der Burg zu Nürnberg neben der Königlich Baierischen wurde während dieser Reise allerlei Geheimnißvolles erzählt. Man sprach von Unterhandlungen mit München, von einer Besitznahme des Nürnberger Schlosses, als Erbgut der Burggrafen von Nürnberg, und raunte sich mit wichtiger Miene erstaunliche Dinge zu. Ich war sehr neugierig, was denn nun eigentlich geschehen werde. Richtig, am 7. Oktober, Schlag neun Uhr wurde neben der Baierischen die Preußische Königsflagge aufgezogen, welche das Publikum nach ihren Farben — Purpur, Schwarz und Weiß — für die Flagge des Norddeutschen Bundes hielt. Da das Nürnberger Schloß nicht die Stammburg, sondern nur die Kaiserliche Amtswohnung für den Burggrafen, also auch für die aus dem Hause Hohenzollern gewesen und erst durch Kauf in den Besitz desselben übergegangen war, so konnte ich mir den Vorgang nicht zusammenreimen und führte ihn auf fürstliche Courtoisie zurück, etwa wie ein Schiff die Flagge desjenigen Souveräns aufhißt, der an Bord weilt. Erst in Berlin sollte ich vollkommene Aufklärung erhalten; der König sagte darüber:

„Als es zum Friedensschluß mit Baiern kam, verlangte ich, da Meine Truppen im Laufe des Krieges Nürnberg besetzt hatten, den Mitbesitz der Burg Nürnberg, als eines der Stammsitze meines Hauses. Der Ausführung meines Wunsches standen aber mannigfache Schwierigkeiten entgegen; sie hätte auch wohl in ruhigen Zeiten zu Empfindlichkeiten und Reibereien führen können, und ich will Niemanden verletzen oder wehe thun. So begnügte ich mich mit der Forderung, daß jedes Mal, wenn Ich oder ein Mitglied Meines Hauses Nürnberg besucht und die Burg betritt, Meine Flagge dort aufgezogen werde. Dies wurde in einem geheim gebliebenen Separatartikel, abgesondert von dem Friedenstraktat, bindend stipulirt, und kam demgemäß bei Meiner und der Königin Anwesenheit dort zur Ausführung."

Es waren ergreifende Momente auf der Burg Hohenzollern gewesen! Schon als ich im Jahre 1851 der Huldigung dort beiwohnte, schrieb ich nieder, was mich damals bewegte. Namentlich wird mir unvergeßlich bleiben, wie die Deputationen aus allen Ortschaften der Hohenzollernschen Lande mit ihren Fahnen und Enblemen die langen Windungen des Burgweges hinaufzogen, und wie König Friedrich Wilhelm IV. mit seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, beide zu Pferde, in das Thor sprengten. Damals war eben kaum der Anfang zum Wiederaufbau der Burg gemacht; jetzt war sie in einer Weise vollendet, wie selbst König Friedrich Wilhelm IV. es wohl kaum gedacht. Während die Stammburgen Hohenstaufen und Habsburg noch immer in

Trümmern liegen, hat sich die Hohenzollernburg neben der geschichtlichen auch zu einer architektonischen Bedeutung erhoben, wie ich sie bei keiner zweiten kenne. Man liest dort aus Skulptur und Malerei eine Geschichte heraus, die auf noch größere Entwickelungen schließen läßt, und jedem sinnigen Beschauer müssen sich solche Gedanken aufdrängen. Ich bin nie ein Freund von der Ueberschwenglichkeit gewesen, mit welcher seit dem Jahre 1840 das Wort „Hohenzollern" das mir geläufigere „Könige von Preußen" fast verdrängte; denn in der That hat, außer einigen Genealogikern, Heraldikern und Sphragisten, vor jener Zeit kaum Jemand das Wort „Hohenzollern" gekannt, wenigstens keinerlei Werth darauf gelegt, und Niemand schrieb das, was die Kurfürsten von Brandenburg und die Könige von Preußen gethan, dem Hohenzollernstamme zu.

Wer hat zur Zeit Friedrichs des Großen oder Friedrich Wilhelms III. von Hohenzollern gesprochen? Erst durch die verdienstlichen Forschungen Stillfrieds und Märkers, erst durch das Interesse, welches man in Süddeutschland für die Idee zeigte, daß die Nordmarken ihre besten Fürsten aus Schwaben erhalten, erst als König Friedrich Wilhelm IV. darauf einging, das Wort öfter zu gebrauchen und dann auch die Uebernahme der Fürstenthümer und die Stiftung des Hausordens erfolgte — nahm das Wort so überhand, daß es jetzt allerdings wieder zu etwas Wichtigem, allgemein Anerkanntem geworden ist. Im Jahre 1848 hatte ich geradezu eine Abneigung dagegen, da ich es am meisten von Männern gebrauchen hörte, denen mehr daran lag, das

Königthum herabzusetzen, wo möglich zu vernichten, als es zu stützen und hochzuhalten; denn sie wollten in ihren Reden und Schriften das Volk daran gewöhnen, das Königliche Haus für nicht besser, als jedes andere Edelgeschlecht zu halten. — Sehr natürlich bemächtigten sich auch die Konservativen dieses Wortes, um jene Gedanken abzuwehren, und es wurde Mode, nicht mehr von einem Preußischen Königshause, sondern nur noch von einem Hause Hohenzollern zu sprechen. Selbst in der Literatur bildeten sich bewußt und unbewußt Gruppen, welche die Geschichte, je nach ihrer Vorliebe, zu modeln suchten. Die Einen demonstrirten, die Mark Brandenburg sei etwas geworden, weil die Hohenzollern in dieselbe gekommen; — die Andern wollten beweisen, aus den Hohenzollern sei etwas geworden, weil sie in die Mark gekommen. Statt anzuerkennen, daß eben Beides in seiner Art richtig sei, versuchte Jeder zu beweisen seine Ansicht sei die allein richtige; ja man ging noch weiter. Man suchte den Kauf der Mark Brandenburg in Zweifel zu stellen, allerdings in der Absicht, den Erwerb derselben als eine Belohnung für die Dienste darzustellen, die ein vertrauter Rath dem Kaiser Sigismund geleistet; denn der Gedanke, daß das Land für baares Geld in den Besitz des Burggrafen Friedrich gekommen sei, mußte als unedel bekämpft werden! Das nahmen die Konservativen denn auch mit Freuden an, weil es den Besitz des Königshauses auf eine ritterliche Basis stellte; sie beachteten aber in ihrer Freude über die glückliche Entdeckung nicht, daß Kauf fester und besser bindet als Geschenk, und daß unsere Kurfürsten

und Könige immer darauf gehalten haben, ihren Besitz oder Erwerb auch in sehr positiven Zahlen auszudrücken, was sich ja bis in die neueste Zeit (z. B. Jahdebusen, Lauenburg, die Elbherzogthümer, Dotationen für Hannover, Hessen, Nassau) nachweisen läßt. Wie gesagt, der Gebrauch des Wortes „Hohenzollern" durch Personen, welche die Könige von Preußen gar zu gern wieder zu kleinen Reichsfürsten gemacht hätten, hatte mich gegen dasselbe eingenommen und ich war innerlich erfreut, es nie, weder vom Prinzen von Preußen, noch vom Könige Wilhelm je anders, als in seiner richtigen, historischen Bedeutung aussprechen zu hören. Jetzt aber, nach den Ereignissen des Jahres 1866, nach den Erfolgen, welche militärisch, politisch, territorial und geistig errungen worden waren, hatte das Wort „Hohenzollern", und zwar in der so großartig wieder hergestellten Stammburg, eine Bedeutung gewonnen, wie sie wahrlich Niemand geahnt, als es vor zwanzig Jahren zu einem Schlagworte politischer Parteien gemacht wurde.

In der Armee hatte ich schon öfter den Wunsch aussprechen hören nach einem Bilde des mit allen seinen Kriegsorden und Denkmünzen geschmückten Königs. Da keines der bis dahin erschienenen Bilder in dieser Hinsicht vollkommen war, hätte ich gern ein neues anfertigen lassen, getraute mir aber nicht, den König darum zu bitten, da doch mindestens *eine* photographische Aufnahme dazu nöthig war, zu welcher Zeit und das Anlegen eines besonderen Anzuges gehörte. Da kam mir ein Zufall zu Hülfe. Der Hofphotograph

Pflaum, der zwar diesen auszeichnenden Titel für seine hervorragenden Leistungen erhalten, aber noch keine Gelegenheit gehabt hatte, einen Auftrag des Königs auszuführen, stellte sich mir vor. Er war von dem sehr begreiflichen Wunsche beseelt, seinen Titel zu rechtfertigen, und da sich nach den vorliegenden Arbeiten Ausgezeichnetes erwarten ließ, so faßte ich mir ein Herz und bat den König, sich mit allen Kriegsorden für die Armee photographiren zu lassen, damit ich das Blatt dann dem Soldatenfreunde beilegen könne. So entstand das wirklich sehr gelungene Bild, welches mich veranlaßte, im Februarhefte des Soldatenfreundes den Artikel: „Eine Königliche Dienstschnalle“ zu schreiben, zu welchem ich das Material größtentheils den Mittheilungen des Königs verdankte.

Gegen Ende des Jahres zeigte mir der König zwei große Mappen, in welche er allerlei Erinnerungen aus dem Feldzuge 1866 einstweilen bei Seite gelegt. Karten, Adressen, Bilder, Gedichte, Rapporte und dergleichen mehr. Es war aber schließlich so viel davon geworden und Alles lag so durcheinander, daß ein Ordnen nöthig schien. Ohne die Wichtigkeit des Inhalts zu ahnen, ließ ich mir deshalb die Mappen nach Potsdam schicken, da der König mir aufgetragen, die Sammlung nach irgend einem Systeme in Ordnung zu bringen. Wie erstaunte ich aber, als ich unter allerlei Kränzen, Photographieen u. s. w. auch Briefe der Königlichen Familie und Schriftstücke von großer Bedeutung fand, die nach meiner Voraussetzung nur aus Versehen

hierher gekommen sein konnten. Sofort eilte ich nach Berlin, ließ mich zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit melden und berichtete über meinen Fund. Der König erinnerte sich nicht, auch diese Briefschaften in jene Mappen gelegt zu haben, als ich nun aber die Schreiben des ehemaligen Ministers von Bethmann-Hollweg, sowie des Erzbischofs von Cöln erwähnte, gab er die politische Bedeutung derselben zu und erlaubte mir zugleich Abschrift davon zu nehmen. So füge ich sie denn weiter unten ein; denn diese merkwürdigen Dokumente lassen uns einen Blick in die Motive und Seelenzustände des Monarchen thun, der schwerer Verantwortlichkeit gegenüberstand, als er Preußens Ehre, Integrität, ja Existenz so ernstlich bedroht sah. Welche Einflüsse sich in dieser drangvollen Zeit geltend zu machen suchten, davon legen diese beiden Schriftstücke Zeugniß ab; und wenn dies schon schriftlich, ohne eigentlich amtliche Berechtigung geschah, wie mögen erst mündliche Rathschläge und Bitten diesen Einfluß erstrebt haben! — Wer unter den Millionen, die so rasch mit ihrem Urtheile fertig waren, hat in jener Zeit wohl geahnt, welche Interessen, Meinungen und Wünsche damals die Entschlüsse des Königs zu bestimmen suchten!

Auch anderweitig Merkwürdiges lag in jenen Mappen; z. B. die Karte, welche der König am Tage der Schlacht von Königgrätz im Gebrauch gehabt. Es ist die Sektion B. 15. der von unserem Generalstabe kopirten Oesterreichischen Karte von Böhmen; und um sie als diejenige zu bezeichnen, welche

er selbst in der Hand gehabt und nach welcher er kommandirt, stand inwendig und auswendig das Datum mit der Initiale des Königs.

Dann ein sehr zerknittertes Blatt, auf welchem sich die folgende Notiz befand:

„„Bei der Durchreise durch Sorau am 30. Juni 1866, mir im Wagen der Eisenbahn überreicht; — ich steckte das Papier in den Aermel-Aufschlag des Ueberrocks, wo dasselbe während der ganzen Campagne verblieb, bis ich es in Berlin nach meiner Rückkehr bemerkte.
W.““

Unterschrieben: „Ein Diener Christi, der heute zum ersten Male seinen geliebten irdischen König sah“, enthielt das Blatt ein Gedicht von fünf Strophen, welches sich auf die, in dem Aufrufe „An Mein Volk“ vom 18. Juni 1866, ausgesprochenen gottvertrauenden Worte bezog:

„Ich ziehe hin in Gottes Namen,
Ich ziehe hin in Gottes Kraft.
Die in der Menschen Namen kamen,
Hat oft der Zorn schnell hingerafft:
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinem Sand gebaut.“ u. s. w.

Unter den mancherlei Papieren, die dem Könige von Station zu Station auf dieser Eisenbahnfahrt ins erste Hauptquartier in die Hand kamen, blieb gerade dies Gedicht unbemerkt wie derjenige, welcher es überreicht, und es ist jedenfalls ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß der König es unbewußt, wie einen schützenden Talisman, während der ganzen Campagne bei sich getragen hat.

Auch ein dichterisches Impromptu des Herzogs von Dino mit dem mir unverständlichen Datum „Königgrätz den 5. Juli 1866 lag unter diesen Papieren. Es lautete:

Au Roi Guillaume I[er]

L'Aigle prussien a repris son essor!
Son vol puissant poursuivant la victoire,
Inscrit de nouveaux noms au livre d'or,
Où Frédéric grava sa gloire!

Sept jours de lutte, et sept exploits guerriers,
De ce Héros ont complété l'ouvrage,
Et sur ton front, blanchi par l'age,
Guillaume, on voit refleurir ses lauriers."

Von diesem Gedicht hatte ich schon während des Hauptquartiers in Pardubitz gehört, aber in etwas anderer Fassung. Sehr im Gegensatze zu jener französischen Depesche, die allerdings weder poetisch noch erfreulich war, machten die Verse damals einen äußerst angenehmen Eindruck. — Nun aber zu den Briefen.

Am 27. Mai 1866, wo schon kein Zweifel mehr war, daß es zum Kriege kommen müsse, schrieb der Erzbischof von Cöln, Paulus Melchers, folgendes an den König:

„Eure Königliche Majestät haben geruht, durch den Herrn Fürsten Bogislas Radziwill mich auffordern zu lassen, Allerhöchstdemselben offenherzig und unmittelbar vorzutragen, was ich bereits in einem Briefe an denselben, welcher die Ehre gehabt, in die Hände Eurer Majestät zu gelangen, berichtet hatte. Ohne Verzug beeile ich mich durch diese Zeilen dem Allergnädigsten Befehle zu entsprechen.

Das hohe Wohlwollen und Vertrauen, womit Eure Königliche Majestät unlängst bei Gelegenheit der Eidesleistung mich beehrt haben, hatte mich ermuthigt zu dem Gedanken, dem landesväterlichen Herzen Eurer Majestät die tiefe Bekümmerniß und Besorgniß zu offenbaren, welche seit dem Antritte meines hiesigen Amtes täglich drückender, — angesichts der drohenden Zukunft, mich ergriffen haben. Erst drei Wochen sind zwar seitdem verflossen; allein ich hatte in dieser kurzen Zeit Gelegenheit, mit einer sehr großen Zahl urtheilsfähiger und einflußreicher Persönlichkeiten aus fast allen Theilen der Erzdiözese in Berührung zu kommen, und dadurch mich zu überzeugen, eine wie große und allgemeine Abneigung gegen den jetzt leider, — wie es scheint bevorstehenden Bruderkrieg in Deutschland alle Klassen der Bevölkerung eingenommen und durchdrungen hat. Auf die aus den öffentlichen Blättern bekannt gewordenen Ursachen und Motive des Krieges beschränkt man es nicht, sich von der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit desselben zu überzeugen. Alle Gutgesinnten aber fürchten sehr, daß dieser Krieg der Umsturzpartei, der Revolution, welche jenseits der Alpen bereits unter Waffen steht, und mit Ungeduld dem Ausbruche des deutschen Bruderkrieges entgegenharrt, geradezu in die Hände arbeiten, ihre Raubgelüste zur Ausführung befördern und Preußen dafür verantwortlich machen werde.

Endlich aber, Königliche Majestät, besorgen die

Rheinländer, welche die Zusammengehörigkeit mit Deutschland und insbesondere mit Preußen, — unter dessen gerechtem und mächtigem Scepter sie sich schon so lange der Segnungen des Friedens und einer wohlwollenden Regierung erfreuten, hochschätzen und lieben gelernt haben, — nichts so sehr, als daß der drohende Krieg sie an Frankreich überliefern möge.

Das sind die Ursachen, Allergnädigster Herr, welche die ganze Bevölkerung hier sowohl, als in Westphalen und Hannover, in eine überaus trübe und gedrückte Stimmung versetzt haben, die Ursachen, weshalb unsere Soldaten und Landwehrmänner, welche sonst und zuletzt noch vor drei Jahren, mit so großer Freudigkeit und Opferwilligkeit stets dem Rufe ihres Kriegsherrn unter die Fahnen, gefolgt sind, jetzt mit Unmuth und Abneigung, nur aus blindem Gehorsam, ohne Begeisterung Folge leisten.

Ich für meine Person, Königliche Majestät, bin weit entfernt, über die schwere und verantwortungsvolle Frage, ob ein Krieg nothwendig und gerecht sei, ein Urtheil mir anzumaßen; ich habe mich stets fern gehalten von allen politischen Bestrebungen und Einmischungen und weiß sehr wohl, daß Eurer Majestät, als dem von Gott gesetzten Fürsten und Herrn über Krieg und Frieden allein solche Entscheidung zusteht und Allerhöchstdieselben Gott allein darüber Rechenschaft zu legen haben. Aber als treuer Unterthan meines Königs, welchen Eure Majestät noch überdies zu be-

sonderer Dankbarkeit verpflichtet haben, fühlte ich mich in meiner gegenwärtigen Stellung verpflichtet, Allerhöchstdemselben Zeugniß zu geben, von der in hiesiger Gegend allgemein herrschenden Stimmung und, im Hinblick auf die unermeßlichen Uebel und Leiden, welche der uns bedrohende Krieg, wenn er einmal entbrannt ist, ohne Zweifel sowohl über das Preußische als das ganze deutsche Vaterland bringen wird, Euer Majestät in tiefster Unterthänigkeit, aber auch mit vollem Vertrauen auf Allerhöchst Deroselben edle, gerechte und liebreiche Gesinnung, inständigst zu bitten, die Schrecken eines deutschen Bruderkrieges, dessen Ausgang außer aller menschlichen Berechnung liegt, von dem theuren Vaterlande fern zu halten, wenn es immer noch möglich ist. Die heißesten Dankgebete und Segenswünsche von Millionen Höchst-Ihrer getreuesten Unterthanen, würden dann zum Himmel emporsteigen, und Eurer Majestät als dem Friedensfürsten und Retter unsterblichen Ruhm bereiten, und den reichsten Segen des Himmels auf Allerhöchstdieselben herniederziehen. Ich bitte den Allgütigen, daß Er Eure Königliche Majestät in dieser schweren Zeit erleuchte, Seinen heiligen Willen zu erkennen und zu vollbringen, daß Er Allerhöchstdieselben und das theure Vaterland in Seinen heiligen Schutz nehme und vor allem Unheil gnädig behüte! Es sind die Gesinnungen unwandelbarer Treue und tiefster Ehrfurcht, womit ich verharre u. s. w."

Cöln. den 27. Mai 1866.

Auf diesen Brief antwortete der König am 4. Juni 1866, also nach reiflicher Ueberlegung und auch mit dem vollen Bewußtsein der Wichtigkeit seiner Antwort, denn er ließ Abschrift davon nehmen und bezeichnete dieselbe eigenhändig mit der Unterschrift: „An den Erzbischof von Cöln."

„„Empfangen Sie, Herr Erzbischof, meinen aufrichtigen Dank für Ihr von mir gewünschtes Schreiben vom 27. v. M. Der Ernst der Zeit hat Ihnen den Wunsch eingegeben, sich offen gegen mich auszusprechen und das ist mir sehr erwünscht gewesen. Ebenso offen werde ich Ihnen nun antworten:

Ich weiß, daß in weiten Kreisen der wahrscheinlich bevorstehende Krieg in seinen Ursachen nicht begriffen wird; theils, weil diese nicht handgreiflich einem Jeden vor Augen liegen, theils, weil nach 50 Friedensjahren der größten und höchsten Wohlfahrt der Bevölkerung, man sich des Gedankens entwöhnt hatte, daß alle die gewonnenen Güter zeitweise einem höheren Zwecke geopfert werden müßten. Diese Unklarheit über die Ursachen zum Kriege wurzelt aber außerdem noch in den Tendenzen der Umsturzparthei oder Fortschrittsparthei, welche seit Jahren Mißtrauen gegen mich und meine Regierung säet, um zu ihrem Zwecke, d. h. die Schwächung und zuletzt Vernichtung der monarchischen Macht zu gelangen; diese Parthei benutzt die Gegenwart, um die Unklarheit der politischen Lage Preußens zu vermehren und den Mißmuth, der bei jedweder kriegerischen Aussicht unvermeidlich ist, zu nähren, da von Patriotismus

bei dieser Parthei nicht die Rede sein darf, sondern nur von Egoismus.

Wenn man aber, wie ich seit Jahren, die Tendenzen Oesterreichs verfolgen mußte, so mußte es mir immer klarer werden, daß selbst während der Allianz von 1864, diese nur einen kurzen Stillstand in jenen Tendenzen hervorbrachte, um sie darauf um so éclatanter zum Austrage zu bringen; und diese Tendenz ist seit dem siebenjährigen Kriege keine andere, als Preußen von seiner Großmachtsstellung wieder herabzuwerfen und es zu einem Staate zweiten Ranges zu dégradiren. Selbst die glorreiche Erfahrung des Jahres 1864 hat Oesterreich nicht vermocht, diese Richtung aufzugeben, obgleich es sah, daß Preußen und Oesterreich einig, ganz Europa Schach bieten können. Welche Mittel Oesterreich aufgeboten hat, um Preußen in der öffentlichen Meinung nicht nur in den Herzogthümern, sondern in ganz Europa zu dégradiren, liegt Jedermann vor Augen; Lug, Trug, Verleumdung in allen, von ihnen erkauften Zeitungen Europas, waren ihm gesuchte Mittel, die öffentliche Meinung gegen Preußen aufzustacheln und dasselbe als von Ehrgeiz und Eroberungssucht aufgeblasen zu schildern und so vornehmlich die deutschen Staaten gegen uns aufzuhetzen. Dies ist das Lügengewebe, welches nun zum Kriege führt. Einem solchen Verfahren darf ein Staat, der sich achtet, nicht ruhig zusehen. Alle meine Vorstellungen in Wien gegen ein so perfides Benehmen, blieben fruchtlos und

seit dem Februar sistiren auf diesem Terrain jedwede Verständigungen mit Wien. Dennoch beschloß ich im Conseil des 28. Februar zu keinen Rüstungen zu schreiten, sondern alle Mittel auf indirektem Wege (Rußland, England) zu verfolgen, um einen Bruch mit Oesterreich zu vermeiden. Da schritt Oesterreich am 13. März ganz unerwartet zu Truppen-Conzentrationen an Preußens Grenzen, unter den lügenhaftesten Vorwänden, die wir durch die ja bekannt gewordenen Actenstücke entlarvten. Volle 14 Tage zögerte ich mit Gegenmaßregeln, die sich nun gegenseitig so steigerten, daß die Armeen sich vollzählig gegenüber stehen. Nochmals ist die Hand zum Frieden geboten in einer Conferenz zu Paris, die ich sofort ergriff, von Oesterreich aber schon so gut wie verworfen ist. Am Bundestage hat vor vier Tagen Oesterreich den Gasteiner Vertrag einseitig, ohne Preußens Vorwissen zerrissen, und die Herzogthümerfrage, die zwischen uns und nicht am Bundestage geschlichtet werden sollte, gegen den Vertrag, jenem vorgelegt. So folgte sich Perfidie, Lüge, Vertragsbruch unaufhaltsam Seitens Oesterreichs! Da haben Sie in kurzem Abriß die Lage, in welche Preußen geworfen ist! Ich habe mit meinem Gott im Gebet gerungen, um Seinen Willen zu erkennen und nur so habe ich Schritt vor Schritt Preußens Ehre im Auge haltend, nach meinem Gewissen gehandelt. Nach diesem Exposé werden Sie sich überzeugen, daß wir einem Kampfe um Preußens Existenz entgegen-

gehen und er wird nur dann ein Bruderkrieg werden, wenn Deutschland durch Oesterreich aufgestachelt, sich unberufen mit demselben gegen mich verbündet. Daß ich freiwillig keinen deutschen Boden aufgebe, weiß die Welt und Ströme Blutes müßten geflossen sein, ehe dies geschähe. Beten Sie für mich und für Preußen. Dann begegnen sich unsere Herzen am Throne Gottes, dessen Wille geschieht, wie im Himmel, so auf Erden! Amen! Ihr ergebener König

Wilhelm.""

Beide Briefe sind bisher nicht öffentlich bekannt geworden. Der Erzbischof hat weder seine Zuschrift, noch die Antwort des Königs zur Kenntniß Anderer gebracht, wenigstens habe ich nichts davon gehört, und König Wilhelm ist kein Freund von öffentlicher Behandlung innerster Ueberzeugungen und Seelenzustände. Und doch, welche Wirkung müßten diese beiden so wichtigen, weil intimsten Aktenstücke hervorgebracht haben, wenn sie gerade zu rechter Zeit bekannt geworden wären! Dem Vertrauen gegenüber, welches mir die Kenntniß dieser beiden Briefe gestattet, habe ich aber nur das Thatsächliche zu registriren, keine Meinung darüber auszusprechen. Glücklicherweise liegt das Urtheil in der Sache selbst! —

Nicht weniger merkwürdig für die Geschichte jener Zeit ist das Schreiben des Ministers a. D. von Bethmann-Hollweg, welches derselbe am 15. Juni 1866, als also alle Truppen bereits im Marsch waren, von seinem Gute Hohen-Finow

aus, an den König richtete. Es zeigt noch deutlicher als das vorige, welcher Rath sich damals an den König herandrängte; Rath und Meinung die um so gewichtiger, und darum auch um so gefährlicher waren, als sie von hochachtbaren Männern ausgingen, von deren Treue und Anhänglichkeit der König überzeugt war, und deren Motive von vorn herein ehren mußte. Der Brief lautete:

„Eure Königliche Majestät haben vor acht Jahren mich in die Zahl Ihrer Räthe aufgenommen und nach meiner Entlassung in Gnaden noch einmal meinen Rath gefordert. In völliger Zurückgezogenheit von politischer Thätigkeit, aber dem Mittelpunkte der Monarchie und dem Schauplatze des drohenden Krieges nahe genug, um dem Gange der Dinge mit sorglicher Theilnahme zu folgen, wage ich jetzt Eurer Majestät wieder zu nahen, weil ich das Vaterland am Rande eines Abgrundes sehe.

Was Eure Majestät stets gefürchtet und vermieden, was alle Einsichtigen voraussahen, daß ein ernstliches Zerwürfniß mit Oesterreich von Frankreich benutzt werden würde, um sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, liegt jetzt in L. Napoleons ausgesprochenem Programm aller Welt vor Augen. Er begünstigt zunächst die Vergrößerung seines Vasallenstaates Italien auf Kosten Oesterreichs und wird dies ohne Zweifel erreichen, weil wir ihn darin unterstützen. Oesterreichs einflußreiche Stellung in Deutschland, die wir bekämpfen, will er erhalten, weil die Einigung der

deutschen Macht in Einer Hand, Frankreich gefährlich, der Dualismus ihm vortheilhaft ist. Ja, noch mehr! Eine dritte Gruppe von deutschen Nebenstaaten, ein neuer Rheinbund soll organisirt und gedeckt werden, damit Deutschland in eine ihm vortheilhaftere Trias getheilt sei. Wir selbst haben sie durch unsere, diese Staaten bedrohende Politik hervorgerufen und sie steht bereits, in Haſt gegen uns gerüstet, da. Was bietet nun der kluge Mann Preußen dafür? — Eine Verbesserung unserer (1815) übel abgerundeten Grenzen, eine Verstärkung in Norddeutschland und läßt dafür den Umfang derselben und das Aequivalent, das er sich ausdrücklich vorbehält, im Dunkel. Jenes wird sicher möglichst schmal ausfallen, dieses reichlich bemessen sein. Die ganzen Rheinlande für die Herzogthümer wäre für ihn kein schlechter Tausch, denn mit den früher beanspruchten petites rectifications des frontières wird er sich gewiß nicht begnügen. Und Er ist der allmächtige Gebieter in Europa! Denn das zerrissene Deutschland, das sich selbst zerfleischt hat, und aus tausend Wunden blutet, kann ihm keinen Widerstand entgegensetzen. England aber, in seiner kleinlichen Eigensucht, wird still sitzen, und der edle Kaiser von Rußland, mit den inneren Angelegenheiten seines kolossalen Reiches beschäftigt, ist außer Stande, nach Außen kräftig einzugreifen. Beide sind übrigens entschiedene Gegner unserer Politik. —

Gegen den Urheber dieser Politik hege ich keine feindliche Gesinnung. Ich erinnere mich gern, daß ich 1848 Hand in Hand mit ihm ging, um den König zu stärken. Im März 1862 rieth ich Eurer Majestät, einen Steuermann von konservativen Antecedentien zu wählen, der Ehrgeiz, Kühnheit und Geschick genug besitze, um das Staatsschiff aus den Klippen, in die es gerathen, herauszuführen, und ich würde Herrn von Bismarck genannt haben, hätte ich geglaubt, daß er mit jenen Eigenschaften die Besonnenheit und Folgerichtigkeit des Denkens und Handelns verbände, deren Mangel der Jugend kaum verziehen wird, bei einem Manne aber für den Staat, den er führt, lebensgefährlich ist. — In der That war des Grafen Bismarck Thun von Anfang an voller Widersprüche. Während er sich mit den Führern der Opposition in höchst bedenkliche, den König kompromittirende persönliche Verhandlungen einließ, proklamirte er in der Budget-Kommission des Abgeordnetenhauses die Verfassungslücke, und schnitt sich dadurch für immer den Weg ab, bei dem schließlich unvermeidlichen Friedensschluß mit dem Lande gegen das Budget-Recht, welches Eure Majestät stets anerkannt haben, die Anerkennung der Armeeorganisation, die niemals aufgegeben werden darf, einzutauschen. —

Von jeher ein entschiedener Vertreter der russisch-französischen Allianz, knüpfte er an die im Preußischen Interesse Rußland zu leistende Hülfe gegen den pol-

nischen Aufstand, politische Projekte, die ihm beide Staaten entfremden mußten.

Als ihm 1863 mit dem Tode des Königs von Dänemark eine Aufgabe in den Schoß fiel, so glücklich, wie sie nur je einem Staatsmanne zu Theil geworden, verschmähte er es, Preußen an die Spitze der einmüthigen Erhebung Deutschlands zu stellen, dessen Einigung unter Preußens Führung sein Ziel war, verband sich vielmehr mit Oesterreich, dem prinzipiellen Gegner dieses Plans, um später sich mit ihm unversöhnlich zu verfeinden. Den Prinzen von Augustenburg, dem Eure Majestät wohl wollten, und von dem damals Alles zu erhalten war, mißhandelte er, um ihn bald darauf durch den Grafen Bernstorff auf der Londoner Konferenz für den Berechtigten erklären zu lassen. Dann verpflichtet er Preußen im Wiener Frieden, nur im Einverständniß mit Oesterreich definitiv über die befreiten Herzogthümer zu disponiren und läßt in denselben Einrichtungen treffen, welche die beabsichtigte „Annexion" deutlich verkündigen. Als das nothwendig daraus hervorgehende Zerwürfniß mit Oesterreich herannaht, wendet er sich an Deutschland, das er bis dahin nur seine Ohnmacht hatte fühlen lassen. Von jeher der entschiedene Vertreter der monarchischen Gewalt, proponirt er den Bundesfürsten die Berufung eines deutschen Parlaments aus Urwahlen und gewinnt dadurch nicht die liberale Parthei, sondern entfremdet sich nur die Konservativen. Wenige Tage vor der

entscheidenden Abstimmung am Bundestage proklamirt er in dem neuen Verfassungsprojekt Oesterreichs Ausschluß aus dem Bunde, und treibt dadurch die Majorität der Bundesstaaten ins Oesterreichische Lager u. s. w.

Viele betrachten diese und ähnliche Maßregeln, die stets, weil in sich widersprechend, in das Gegentheil des Bezweckten umschlugen, als Fehler der Unbesonnenheit. Anderen erschienen sie als Schritte eines Mannes, der auf Abenteuer ausgeht, Alles durcheinander wirft und es darauf ankommen läßt, was ihm zur Beute wird, oder eines Spielers, der nach jedem Verlust höher pointirt und endlich va banque sagt.

Dies Alles ist schlimm; aber noch viel schlimmer in meinen Augen, daß Graf Bismarck sich in dieser Handlungsweise mit der Gesinnung und den Zielen seines Königs in Widerspruch setzte, und sein größtes Geschick darin bewies, daß er ihn Schritt für Schritt dem entgegengesetzten Ziele näher führte, bis die Umkehr unmöglich schien, während es nach meinem Dafürhalten die erste Pflicht eines Ministers ist, seinen Fürsten treu zu berathen, ihm die Mittel zur Ausführung seiner Absichten darzureichen, und vor Allem dessen Bild vor der Welt rein zu erhalten. Eurer Majestät gerader, gerechter und ritterlicher Sinn ist weltbekannt und hat Allerhöchstdemselben das allgemeine Vertrauen, die allgemeine Verehrung zugewendet. Graf Bismarck aber hat es dahin gebracht, daß Eurer Majestät edelste Worte dem eigenen Lande gegenüber,

weil nicht geglaubt, wirkungslos verhallen und daß jede Verständigung mit anderen Mächten unmöglich geworden, weil die erste Vorbedingung derselben, das Vertrauen, durch eine ränkevolle Politik zerstört worden ist. Eure Majestät haben stets Preußens Interesse in die erste Linie gestellt, aber es nicht besser zu fördern geglaubt, als durch Ausführung des väterlichen Testamentes im Bunde mit Oesterreich und Deutschland. Den Vergrößerungsgelüsten auf Kosten Deutschlands, die Graf Bismarck angeregt und genährt, gegenüber, stehen Beide als erbitterte Feinde, und kommt es zum Kampfe, so ist das Band mit Beiden vielleicht für immer zerrissen und Frankreich erntet die Früchte! Ist dies drohende Unheil noch abzuwenden? und wodurch? Noch ist kein Schuß gefallen, noch ist Verständigung unter einer Bedingung möglich. Nicht die Kriegsrüstungen sind einzustellen, vielmehr, wenn es nöthig ist, zu verdoppeln, um Gegnern, die unsere Vernichtung wollen, siegreich entgegen zu treten, oder mit vollen Ehren aus dem verwickelten Handel heraus zu kommen. Aber jede Verständigung ist unmöglich, so lange der Mann an Eurer Majestät Seite steht, Ihr entschiedenes Vertrauen besitzt, der dieses Eurer Majestät bei allen anderen Mächten geraubt hat. Legen Eure Majestät die auswärtigen Angelegenheiten, also die Verhandlungen mit dem Auslande, in die Hände eines Mannes, der durch und durch Preuße, und deshalb unfähig ist, Preußens Ehre etwas zu vergeben,

aber im Stande dies Vertrauen wieder zu gewinnen, so halte ich es noch für möglich, daß sie zu einem glücklichen Ziele führen. Aber es ist die eilfte Stunde, und sind einmal die blutigen Würfel gefallen, so ist es zu spät!

Eure Majestät können mir zürnen, daß ich mich ungerufen in Ihren Rath dränge. Den Muth dazu giebt mir die lange geprüfte und feste Ueberzeugung von der Wahrheit des Ausgesprochenen, so wie das Zeugniß meines Gewissens, dabei nur von aufrichtiger Liebe und Ergebenheit für Eurer Majestät Person geleitet zu werden. Den Erfolg stelle ich Gott anheim. Er walte über Eurer Majestät und über dem theuren Vaterlande!

Gestatten Eure Majestät den erneueten Ausdruck der unverbrüchlichen Ergebenheit und Treue Allerhöchstdemselben zu Füßen zu legen, in welcher ich ersterbe u. s. w.

Hohen-Finow d. 15. Juni 1866."

Dieser Brief fiel dem König, — im Drange der Geschäfte uneröffnet geblieben, — erst im Hauptquartiere Nicolsburg, also ungefähr vier Wochen später unter anderen ebensolchen Papieren in die Hand, und der König begnügte sich, auf dem ersten Blatte desselben zu bemerken: „Eröffnet in Nicolsburg Juli 1866. W." Allerdings die beste, weil kürzeste und durch die Ereignisse seit Abfassung desselben schlagendste Abfertigung. Die dann ertheilte Antwort lautete im Eingange:

„„In Nicolsburg eröffnete ich erst Ihren Brief, und Ort und Datum der Antwort wären Antwort genug! u. s. w.““

In welcher furchtbar quälenden Lage befand sich der König vor den letzten entscheidenden Schritten Ende Juni 1866! Als ich (1867) diese Briefe durchlas und auch Anderes, allerdings nicht vom Könige selbst, erfuhr, stand der Moment klar vor meinen Augen, wo der König, als ich aus Hannover zurückgekommen war, ausrief:

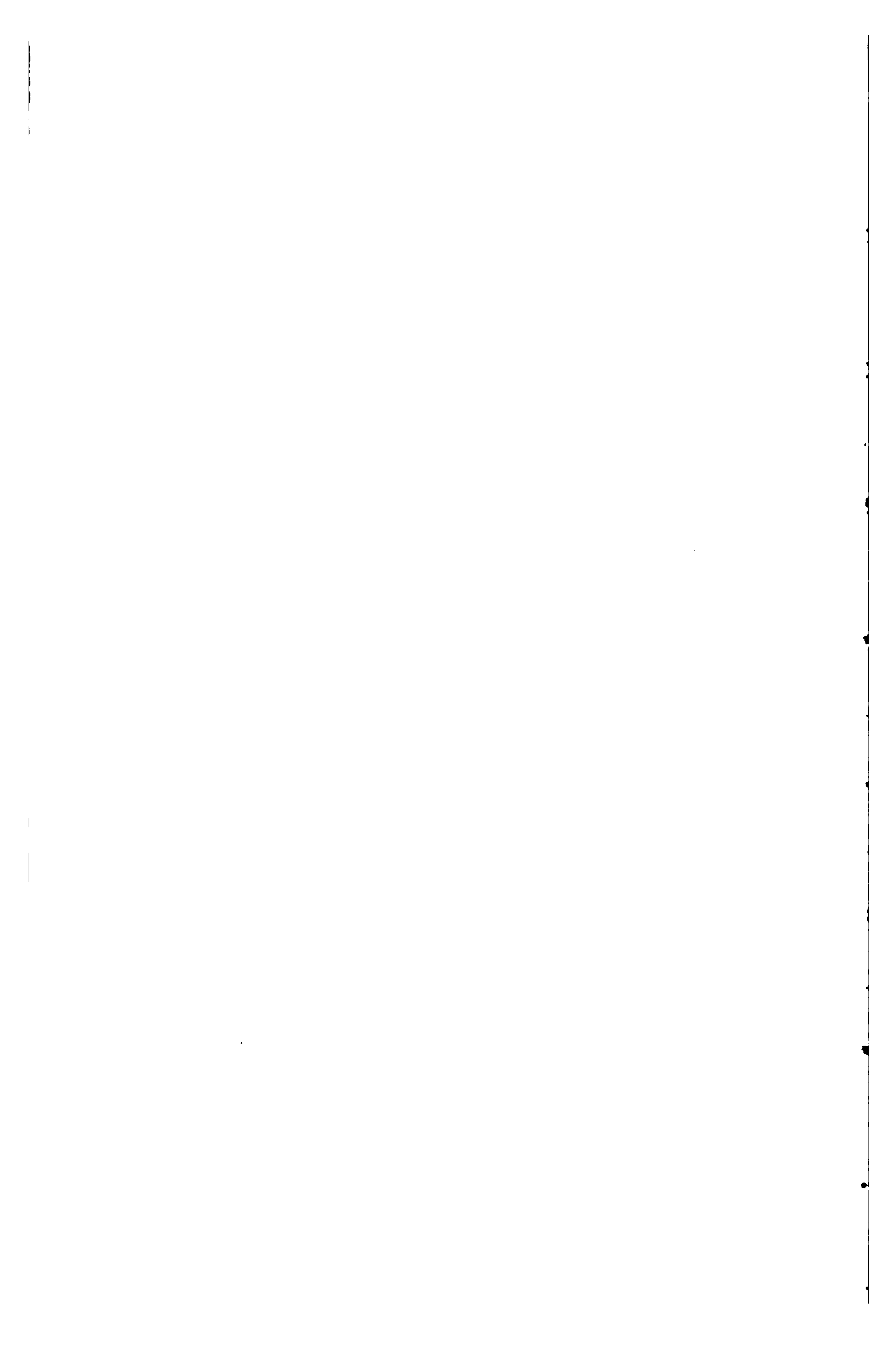
„Ich weiß, sie sind Alle gegen mich! Aber ich werde selbst an der Spitze meiner Armee den Degen ziehen und lieber untergehen, als daß Preußen diesmal nachgiebt!“

Ende des ersten Bandes.



Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Inhalts-Verzeichniß.



Band I.

Ende des ersten Bandes.

